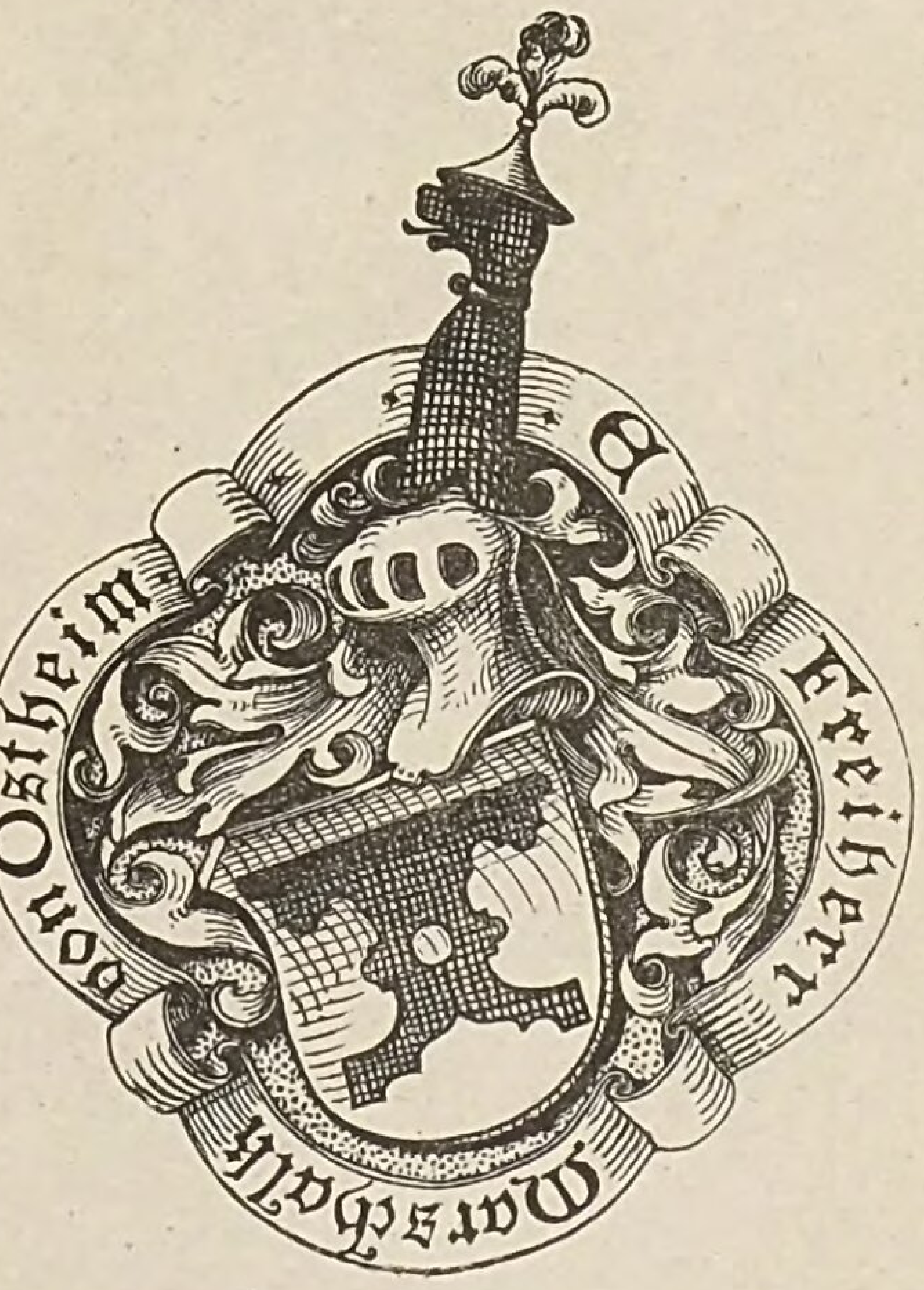

Freiherr
Marschalk
von Ostheim

Der Orient.

Ein Spaziergang
durch die
muhamedanische und die indische Welt.

Ethnographische Charakter-Bilder,
Sitten-Scenen, Jagdsport.

Nach den neuesten und besten Quellen
bearbeitet
von
Dr. Johannes Baumgarten.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
1882.

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

Vorwort.

Die Aufmerksamkeit der Gebildeten ist heute mehr als je zuvor auf die geographischen und ethnographischen Studien gerichtet, wie die rege Theilnahme für wissenschaftliche Expeditionen, der stets zahlreiche Besuch populärer Vorlesungen und der erfreuliche Absatz selbst umfangreicher Werke unserer großen Geographen und Ethnographen beweist. Jede auch noch so bescheidene Förderung dieser Wissenschaften dient hohen nationalen Interessen, die sich aus der centralen Weltstellung Deutschlands sowie aus seinen commerciellen und industriellen Bedürfnissen ebenso sehr wie aus seinen wissenschaftlichen von selbst ergeben. In dieser Beziehung läßt sich die Bedeutung von Zeitschriften wie „das Ausland", „der Globus", „die Natur", „Petermanns Mittheilungen", „Westermanns Monatshefte" u. a. nicht hoch genug anschlagen.

Das vorliegende Buch ist keine für Fachmänner und den Lehrstuhl bestimmte, systematische Vollständigkeit erstrebende Darstellung mit den dazu nöthigen zahllosen wissenschaftlichen Einzelheiten; dazu hätte eine Reihe von Bänden kaum hingereicht; es ist ein Spaziergang durch eine Gallerie prägnanter, lebensvoller Gemälde der socialen und sittlichen Zustände der muhamedanischen und der vorderindischen Welt; es sucht das Leben und Treiben der Muhamedaner und besonders der Hindu so zu schildern, daß der aufmerksame Leser keine unbestimmten

verschwommenen Begriffe, sondern ein richtiges, in scharfen Umrissen sich einprägendes ethnographisches Bild daraus gewinnt.

In meiner Gemäldegallerie füllt die heutige indische Welt den Hauptsaal aus, die Schilderungen der muhamedanischen bilden nur das Vorzimmer dazu: um nach Hindostan zu spazieren, wollte ich über Kleinasien und Aegypten gehen; und zwar aus dem Grunde, weil der muhamedanische Theil der hindostanischen Bevölkerung (50 Millionen) der energischste, für die Zukunft der Halbinsel bedeutsamste ist und die aufgerüttelte muhamedanische Welt neuerdings ihrer Zusammengehörigkeit sich lebhafter bewußt zu werden und sich enger zusammenzuschließen beginnt, wozu mein Buch merkwürdige Belege bringt.

Beim Studium der verschiedenartigsten Quellen zu meinem Spaziergange „Im Lande der Brahmanen" stieß ich durch Vergleich derselben auf die unangenehme Erfahrung, daß eine objectiv richtige Darstellung der socialen Verhältnisse Hindostans mit den größten Schwierigkeiten verbunden sei, weil einerseits manche englische Berichterstatter die Wahrheit nicht ganz sagen, sondern vieles dem nationalen Interesse Nachtheilige verschweigen, andrerseits die meisten französischen Reisebeschreiber die Schattenseiten der englischen Herrschaft übertreiben, besonders in letzter Zeit, wo der Verlust der indischen Colonien den Franzosen durch die Presse unablässig als eine Schmach, ein Unglück für Frankreich vor die Augen geführt wird und selbst Pläne zur Wiedereroberung Indiens erörtert werden.

Dazu kommt noch, daß viele Reisebeschreiber ohne Kenntniß der Volkssprachen Indien besuchten, also das Volk selbst über dessen intime Sitten und Anschauungen nicht befragen konnten. Es ist aber allbekannt, daß in Indien aus religiösen Gründen Diener, Dolmetscher und selbst europäisch gebildete Hindu gerade über das für Ethnographen Wichtigste und Interessanteste mit der Wahrheit zurückhalten und den neugierigen Fremdling sogar häufig belügen. Wie man die Flamänder am besten kennen lernt, indem man eine Kirmeß gründlich mitmacht und mit ihnen tanzt, trinkt und flämisch plaudert; die verschlossenen

Bretonen, indem man mit ihnen zu einem Pardon pilgert, Messe und Predigt anhört und beim Herde sich bretonisch mit ihnen unterhält, so gewinnt man auch eine vollständige Kenntniß der verborgenen Licht- und Schattenseiten der sittlichen Zustände Indiens nur durch Berichterstatter, welche in einer ihrer Volkssprachen mit den Eingeborenen verkehren und dadurch ihr Vertrauen gewinnen konnten.

Alle diese Erfahrungen veranlaßten mich, die Schilderung der hindostanischen Welt nach einem bestimmten Plane zu entwerfen.

Was die socialen, durch die englische Herrschaft hervorgerufenen Zustände Indiens betrifft, so habe ich nicht weniger als acht Résumés und Studien von Goblet d'Alviella, Valbezen, Venedey, Hageby, Jacolliot, Garcin de Tassy, Cotteau, Torrens, Hunter und Richard Temple so ausgewählt und (mit Ausnahme der Schilderung Venedeys und Hagebys) in Originalbearbeitungen so dargestellt, daß sie sich gegenseitig zu einem bis 1880 reichenden Gesammtbilde vereinigen, welches ich, wo es nöthig schien, durch Anmerkungen und kleine Excurse ergänzte. Ich befürchte nicht, Lügen gestraft zu werden, wenn ich sage, daß ein Essayist, ein Redacteur hier werthvolles Material fertig vorfindet.

Ich hätte leicht selbst eine zusammenfassende Darstellung schreiben können, allein ich zog es vor, was auch die meisten Leser — urtheilsfähige Gebildete, nicht unselbstständige Halbgebildete — billigen werden, die französischen, englischen und deutschen Berichterstatter selbst reden zu lassen. Das Gesammtbild ergibt sich für den Denkenden von selbst und tritt auch vielfach in so deutlichen Umrissen hervor, daß es meines Hinweises, meines Urtheils gar nicht bedarf. Auch entgehe ich so der scheinbaren Parteinahme für oder gegen die Engländer, die ich hier ebenso objectiv rücksichtslos im Dienste der Wahrheit studirt habe, wie die Franzosen in einer Reihe von Arbeiten. Ebenso wenig wie ich für noch gegen Frankreich schreibe, so ist auch dieses Buch weder für noch gegen England gerichtet; aber es fußt auf dem Gedanken, daß heute mehr als je zuvor ein höchst wichtiges nationales Interesse in

der vollständigen und richtigen Erkenntniß des Wesens, der Bedeutsamkeit und der Solidität des indischen Unterbaues der englischen Macht liegt. Wir müssen ja heute nach allen vier Windrichtungen klar sehen!

Zur Schilderung der Lebensweise und der Sitten der Hindu habe ich außer zwei zusammenfassenden Darstellungen (von Hageby und Möckern) vierzehn „Indische Bilder" gewählt, fast nur Original-Bearbeitungen. Die Verfasser schildern alle als Augenzeugen und waren meistens entweder des Hindustani oder des Tamil mächtig. Es kommen dadurch Seiten des Volkslebens zur Darstellung, die man in streng wissenschaftlichen Werken vergebens suchen würde. In dieser Hinsicht ist mein Buch eine hoffentlich willkommene Ergänzung zu den in Deutschland erschienenen größeren Werken über Indien, zu deren Lectüre es vielleicht manchen Leser anreizen dürfte.

Das religionsgeschichtliche Gebiet, obgleich mir genau bekannt, habe ich gar nicht berührt; das Buch steht also außerhalb aller betreffenden Streitfragen, die Engländer und Franzosen heute so sehr aufregen. Jacolliot habe ich nur als Ethnographen herangezogen, welcher, der südindischen Volkssprache mächtig (er lebte 9 Jahre als Tribunals-Präsident in Pondichéry), die Sitten und Anschauungen des Volkes genauer kennen lernen konnte, als mancher wissenschaftlich höher stehende Forscher.

Möge mein anspruchsloses Werkchen der Ethnographie, jener herrlichen, Toleranz und wissenschaftlichen Freisinn befördernden Wissenschaft, in weiten Kreisen neue Freunde gewinnen!

Coblenz, im September 1881.

Dr. Johannes Baumgarten.

I.

Unter dem Halbmonde.

Die Türken und das Türkenthum.

Nach Friedrich von Hellwald, Karl Müller, Ubicini, Karl Humann.

Die Muhamedaner haben nur einmal und auf kurze Zeit ihre Culturfähigkeit dargethan, als die politische Macht des Islams in der Hand des geistig reichbegabten, „lockenhaarigen und langköpfigen" semitischen Stammes sich befand. Sobald dieselbe auf den niedriger stehenden, „vließhaarigen und kurzköpfigen" mongolischen Stamm der Türken mit übermächtig entwickelten sinnlichen Instinkten überging, mußte naturgemäß jene arabische, resp. maurische Culturblüthe einem Absterben anheimfallen, welches das theokratisch-militärisch organisirte Staatswesen, statt zu hemmen, überall beschleunigte. Durch die Türken ist der Muhamedaner in Kleinasien, Armenien und Mesopotamien, Syrien und Aegypten der auf zahllosen Trümmern aus glücklicheren Zeiten träge sitzende Todtengräber und Kirchhofhüter der alten Cultur geworden, nachdem er in diesen Ländern ganze Bevölkerungen decimirt, ja selbst vollständig ausgerottet hat. Aber der Tod beginnt jetzt die Türken selbst zu fassen: sie sind namentlich in Europa und den Küstenländern in raschem Aussterben begriffen. Alle seit 1857 der Steuern wegen vorgenommenen Zählungen haben herausgestellt, daß die türkische Bevölkerung sich überall in stetiger Abnahme befindet: ganze Dörfer wurden leer gefunden und große Städte wie Uschak, Demisli und Konhia (Ikonium) hatten mehr als ein Drittel der türkischen männlichen Bevölkerung verloren. Der letzte Krieg hat diese Zustände noch bedeutend verschlimmert.

Eine ähnliche Verminderung der Kopfzahl zeigte sich bei den Nomadenstämmen der Turkomanen, der Jurucken (Jurukler) und der Kurden. Allerdings haben die vielen Kriege zur Verminderung der türkischen Bevölkerung, welche allein Kriegsdienste that, vieles beigetragen; mehr dafür thun einerseits die entnervende, Sitten und Wohlstand zerrüttende Haremswirthschaft, andrerseits die häufigen endemischen und epidemischen Krankheiten, gegen welche der gewöhnliche Türke, der sich arbeitsscheu dem Kismet (Schicksal) hingibt, keine hygienischen Maßregeln ergreift. So nähert sich denn der Verwirklichung jene Prophezeiung, welche Volney vor mehr als 80 Jahren niederschrieb: „Die Sultane werden in ihren Serails zu vegetiren fortfahren, die Eunuchen und Günstlinge werden über die Staatseinnahmen verfügen, die Pascha's die Provinzen plündern, die Muselmanen rauchen und schlafen, bis das ganze Staatsgebäude, aller Stützen baar, sein Gleichgewicht verliert und, mit plötzlichem Krachen zusammenstürzend, die Welt durch das Schauspiel seiner Ruinen in Staunen setzt."

Seit dem 23. Dezember 1876 ist die Türkei ein constitutioneller Staat. Die ersten Debatten des türkischen Parlaments brachten einige fähige, selbst charaktervolle und fast unabhängig denkende Köpfe zum Vorscheine; es wurden wachsende Sympathien zwischen Armeniern, Türken und Griechen, an einigen Orten friedliches, vielversprechendes Zusammenleben zwischen Türken und Christen constatirt, aber es zeigte sich auch sehr bald, daß die Bevölkerung im Allgemeinen für jene Reform noch nicht reif war und überhaupt alle Elemente zur Bildung einer geschlossenen, widerstandsfähigen Nationalität fehlten.

Wenn Ubicini und Payet de Courteile*) glauben, in Folge des parlamentarischen Systems werde eine Verschmelzung und Assimilirung der verschiedenen Völkerschaften des türkischen Reiches eintreten (nach wie vielen Jahrhunderten?) und der Diplomat Sir Elliot sogar von einer Verbrüderung zwischen Türken und Christen schwärmt — natürlich in

*) Etat présent de l'empire ottoman 1876. La nouvelle Constitution ottomane 1877.

spezifisch englischem Interesse —, so sind doch die deutschen Sachkenner fast alle der entgegengesetzten Ansicht. Friedrich v. Hellwald's vortreffliche zusammenfassende Arbeit (der Islam. Türken und Slaven. Augsb. 1877) hat hierin das entscheidende Wort gesprochen. Wir glauben dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir die Untersuchungen von Hellwald's, deren Genauigkeit sich gegenwärtig immer mehr bestätigt, nach der interessanten Darstellung des Professor Karl Müller (Natur XXV.) hier resumiren:

„Auf die Fortbildung, die Wiedergeburt des Osmanenthums zu hoffen ist nachgerade eine Thorheit geworden. Nicht der Islam als solcher hindert die Osmanen an jedem Fortschritte, denn das Umgekehrte haben wir bei Moriskos und Arabern gesehen, sondern das Türkenthum. Der Islam, eine echt semitische Religion, auf einen ural-altäischen Volksstamm gepfropft, gedeiht nicht; abgesehen davon, daß er selbst in der Gegenwart überall nur Sinnlichkeit, Wohllust und Blutgier erzeugt. Letztere zeigt sich auch bei dem Türken in ausgeprägtem Grade. Denn obwohl er in religiösen Dingen überaus tolerant ist, weil er als Uralaltaier viel zu denkfaul, zu apathisch ist, um sich von irgend einer Idee entflammen zu lassen, zieht er doch in den Krieg, nicht um zu bekehren, sondern um zu zerstören, den „Ungläubigen auszurotten". Von einem Patriotismus in unserem Sinne ist bei ihm keine Rede; sein Vaterland ist bei ihm nur der Harem, der Staat nur die Milchkuh.

Damit kam nothwendig jene Pascha-Wirthschaft, welche so oft den unterdrückten slavischen Völkern das Schwert in die Hand drückte. Bezeichnend heißen darum auch diese Aermsten beim Türken die „Rajah", d. i. die Schafheerde, welche nur um ihrer Wolle willen zu leben Berechtigung hat.

Diese Wirthschaft, der natürliche Ausfluß einer Theokratie, welche Staat und Religion in Eins verschmilzt, verwechselt naturgemäß fortwährend Recht und Religion, so daß die Priester auch die Juristen und umgekehrt sind. Diese unglückliche Verschmelzung von Staat und

Kirche ist höchstens im Stande gewesen, ein kirchliches Recht zu schaffen; bei dem Vermögensrechte hört jede Sicherheit ebenso auf, wie bei der Lehre von den sachlichen Rechten.

Alles muhamedanische Land zerfällt in 3 Klassen: 1) das heilige Land, 2) das Staatsland, auf dem die Seßhaften ein erbliches Gebrauchsrecht ausüben, 3) freies Eigenthum. So zerfällt das Land eigentlich nur in weltliches und geistliches. Das erstere gehört größtentheils dem Padischah, das geistliche den Moscheen.

Das Erbrecht ist außerordentlich verwickelt, und zwar in Folge der Vielweiberei und der häufigen Ehescheidungen, welche so leicht sind, daß sie auf den Staat noch zersetzender einwirken, als die Vielweiberei.

Das Strafrecht gründet sich theils auf Wiedervergeltung, theils auf Abschreckung und Schadenersatz. Das Prozeßverfahren wird von unbesoldeten Kadi's ausgeübt, wodurch der Erpressung Thor und Riegel geöffnet werden mußte, wenn das Verfahren sonst auch als einfach gerühmt werden könnte. Sollten jedoch dergleichen Zustände eine Besserung, eine Fortbildung erleben, so würde jede Aenderung des Rechtszustandes gleich mit den religiösen Anschauungen in Konflikt gerathen. In Folge dessen müßte die Durchführung jeder lebenskräftigen Reform eine Zersetzung der Religion, schließlich die Auflösung des auf sie gegründeten Staates nach sich ziehen.

Aus diesem Grunde vermag keine Großmacht der Welt zu garantiren, was eine innere Unmöglichkeit des türkischen Staatslebens ist. Mag auch die türkische Regierung noch so viele Versuche machen, durch Verfassungen oder Aehnliches eine bessere Zukunft anzubahnen, sie wird immer und immer, wie bisher auf den Widerstand der eigenen Bevölkerung stoßen und folglich immer gezwungen sein, wieder gehen zu lassen, was sie selbst nicht ändern kann. Es fehlen ihr zur Ausführung von Reformen aber auch die geistigen Hilfsmittel, nämlich die des öffentlichen Unterrichtes. Thatsächlich hat derselbe, sogar nach englischen Bekenntnissen, die man doch schwerlich türkenfeindlich nennen darf,

in den muhamedanischen Provinzen gänzlich aufgehört, wenn man auch noch hier und da auf eine Schule stoßen mag.

Selbst die europäische Bildung, welche sich Viele aus den höheren Klassen im Abendlande holen, vermag nichts oder übt das Gegentheil dessen, was sie in Europa übt. Denn im Heimathlande fallen diese Zöglinge doch allmählich in die orientalische Weltanschauung zurück, sehen hier die Unmöglichkeit von Reformen ein und beginnen nun, schwankend zwischen Begeisterung und Furcht, die abendländische Bildung ebenso zu hassen, wie sie früher für sie schwärmten.

Dazu kommt die Haremswirthschaft. Selbst angenommen, daß es möglich wäre, die männliche Jugend fortzubilden, so würde doch die in die Harems verschlossene weibliche mit allen primitiven Zuständen des Orients übrig bleiben, von einer harmonischen Durchdringung der Kultur würde nie die Rede sein.

Einer der besten Kenner des Orients, der berühmte Reisende Vambéry, sagt von dem Ergebnisse aller bisherigen Neuerungen: „Der Staat und die Gesellschaft im moslemischen Asien haben bei ihren Bestrebungen, dem herrschenden Geiste des Abendlandes sich zu assimiliren, theils in Folge des steten Drängens Europas, theils aber von einer, nur dem Kindesalter einer Gesellschaft eigenen unreifen Denkungsweise in den meisten Fällen sich übereilt und demzufolge das Gebäude nicht beim Grunde, sondern beim Giebel zu bauen begonnen. Bei all den Umgestaltungen des Kriegs- und Staatswesens, der Gesellschaft und des geistigen Lebens, bei Handel und Gewerbe wird es auf den ersten Blick auffallen müssen, daß es dem Reformator wie dem zu Reformirenden an Erkenntniß der Grundbedingungen der beiden Civilisationen gebrach und daß die ganze Kluft unbeachtet blieb, die zwischen den physischen und moralischen Eigenheiten des Orientalen und Occidentalen besteht."

In Wahrheit ist die geschichtliche Bedeutung der Osmanen größer, als ihre kulturgeschichtliche. Während Perser und Araber wahrhaft Lehrer des Abendlandes genannt werden können, haben uns die Türken

mit keiner einzigen Erfindung bereichert, ja, haben sie es nicht einmal zu einer Literatur gebracht. Sie verstanden immer nur zu vertilgen, zu zerstören, alle Kulturen in ihrem Entwicklungsgange aufzuhalten. So hat ihr Erscheinen in der Balkanhalbinsel und überall, wo sie eine Kultur vorfanden, deren Blüthe geknickt, wie ein verdorrender Samum, und naturgemäß sanken die von ihnen unterworfenen Völker allmählich noch unter sie herab, weil jene eben die herrschenden blieben.

Selbst heute will es nirgends gelingen, irgend eine abendländische Industrie bei ihnen einheimisch zu machen; wo man den Versuch dazu machte, mißlang er, trotz der mancherlei Eisenbahnen, welche endlich auch ihr Land durchschneiden.

In Folge dessen vermag selbst ihr Handel keinen Aufschwung zu nehmen, und sogar die Europäer, welche es wagen, in den Hafenstädten, wie z. B. in Smyrna, sich als Handelsleute seßhaft zu machen, gedeihen nur ausnahmsweise. Wir haben Aehnliches von Großkaufleuten in Bezug auf den abendländischen Handel nach der Türkei aussprechen hören.

Die Paschawirthschaft zerstört von vornherein jeden gesunden Lebenskeim. Kein Wunder, daß Griechen und andere meist von den Osmanen unterjochte Völker in Berührung mit diesen turkestanischen Völkerstämmen ähnliche Eigenschaften in sich entwickelten, wie die Jahrhunderte lang in Europa unterdrückten Juden, nämlich List und Schlauheit."

Soweit Fr. v. Hellwald und Karl Müller. — In der Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin vom 3. Juli 1880 hielt Herr Karl Humann als Gast einen höchst interessanten, auf langjährige eigene Anschauung beruhenden Vortrag: „Ueber die Ethnologie Kleinasiens". Was er darin über die Türken mittheilte, ist eine Ergänzung und Bestätigung der vorstehenden Darstellungen. Es wird sich mit denselben zu einem vollständigen Bilde der Türken und des Türkenthums verbinden:

„Mit den Türken ist schwer auskommen, weil sie keine andere

Sprache sprechen als ihre eigene. Der Türke ist schwerfällig, arbeitet aus eigenem Triebe ungern und ist gar nicht dahin zu bringen, eine zweite Sprache zu erlernen; nur die welche eine höhere Karriere machen wollen und in das Beamtenthum treten, sind gezwungen französisch zu lernen. Doch kenne ich manchen gewesenen Groß-Vezier, der nur türkisch spricht. Selbst in den größeren Städten zeigt sich diese Abneigung gegen fremde Sprache, und ich habe in Smyrna, einer Stadt von 200,000 Einwohnern, von denen 25,000 Türken sind, nur wenige gefunden, die griechisch sprechen. Nur in Creta und Thessalien ist das anders.

Wenn man eine Volkscharakteristik macht, so muß man die großen Massen dauernd beobachten, auf Eindrücke von Einzelnen, die einem hier und da begegnen, darf man sein Urtheil nicht basiren, dies wird nach der Verschiedenheit der Individualität verschieden ausfallen, und ein ganzes Volk mit einigen Zügen zu charakterisiren wird immer schwer sein, man wird niemals mit andern Beobachtern genau übereinstimmen, am wenigsten im Orient, wo die Contraste so nahe einander berühren. Im Allgemeinen kann man aber sagen, daß der Türke, so lange er nicht Beamter, sondern einfacher Bürger, Bauer oder Handwerker ist, und nicht zuviel mit Christen in Berührung gekommen ist, im Vergleich mit anderen Nationen, zumal mit Griechen und Armeniern, von Natur aus als erste Eigenschaft Ehrlichkeit und Geradheit besitzt. Diese Eigenschaft wird und kann Niemand bestreiten. Aber Eins geht ihm ganz ab: die Schlauheit, obschon er wohl viel gesunden Menschenverstand und ein richtiges Urtheil besitzt. Die Türken taugen zu Geldgeschäften gar nichts, sie sind deshalb auch meistens sehr arm. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht. Die Gewerbe, die sie früher betrieben, sind zum größten Theil in die Hände der Europäer übergegangen. Nur die Teppich-Fabrikation ist ihnen noch geblieben, aber auch daran wird schon in Europa gefälscht.

Die Tuchfabrikation haben längst Deutsche und Engländer, die

Seidenwirkerei die Schweizer ihnen abgenommen. Wenn eine Dame einen echten Smyrnaer Kefié oder Baschlik zu besitzen glaubt, so kann sie gewiß sein, er war von der Schweiz eingeführt, ebenso alle Arten von baumwollenen Tüchern. Mit den europäischen Maschinen können die armen Türken eben nicht konkurriren. Was ihnen noch geblieben ist, ist Sattlerei, die Kupfer- und Eisenschmiederei, Kistenmachen, von anderen Handwerken kaum etwas mehr, als Verfertigung von Holzschuhen und rohen Stiefeln; nun hat sich aber auch das Schmieden auf das Beschlagen der Pferde und Maulesel reducirt. Dazu kommt, daß die Türken keine Schiffer sind, und zur See ständiges Pech haben, dagegen mit den Karawanen, den Kameelen zu ziehen, das ist ihr Fach. Da sitzt er kauernd auf seinem Esel, an den die Kameele, eins hinter dem andern angebunden sind, und läßt Sonne oder Regen gleichmüthig auf sich herabwirken. Von Natur wenig dazu geneigt, sich nützlich zu machen, sorgt er für morgen nicht, wenn er nur heute zu essen hat, daher kommt es, daß die Türken nach und nach überall verarmen. Freilich kann man nicht geradezu sagen, daß sie träge seien, denn sind sie erst bei der Arbeit, dann arbeiten sie unverdrossen weiter; aber irgend Etwas aus freiem Antrieb beginnen, Etwas unternehmen, das geht gegen ihre Natur. Nun kommt dazu ein großes Hinderniß, nämlich die Religion. Der Türke ist von Natur und Gemüth sehr religiös und beachtet die Satzungen der Religion mit großer Gewissenhaftigkeit, und von diesen Satzungen ist es eine, die den Verfall des Volkes in erster Linie herbeiführt, nämlich die strenge Absonderung der Frauen. Da es nach dem Gesetz verboten ist, daß ein Türke die Frau eines andern Türken näher ansehe, so geht sie verschleiert, sieht und spricht von männlichen Personen nur ihre nächsten Verwandten, existirt gleichsam für die übrige Welt nicht. Daher kommt es, daß die eine Hälfte des Hauses, das Harem, ganz der Frau — den weiblichen Dienstboten und den Kindern — gehört, damit sie kein Männerbesuch störe; in kleinen Häusern wird natürlich der größere Theil der Familie eingeräumt und oft besitzt der Mann kaum ein Empfangszimmer.

Besteht das Haus aber nur aus einem einzigen Raume, wie fast überall auf dem Lande, so wird das ganze Haus Harem. In kleinen, meist von Türken bewohnten Städten können Sie durch alle Straßen gehen, wo Sie rechts und links nichts als hohe Mauern sehen, durch kleine Thüren schauen Sie nach dem Hofe, in dessen Tiefe das Häuschen steht, die Straßen sind todt, kein Verkehr, kein Handel. Die Frauen können den Männern nicht helfen, können nicht mit thätig sein in deren Geschäften, höchstens auf dem Acker; und das ist eine große Landeskalamität. Natürlich ist, daß die Frauen auch zurückbleiben in Bildung; sie lernen nichts, sind auch nicht im Stande ihre Kinder zu erziehen. Die Türkenschulen, wenn es welche gibt, sind bodenlos schlecht. Wenige Türken bringen es zum Lesen oder Schreiben der türkischen Sprache, woran auch die unseligen, für die türkische Sprache so wenig geeigneten Lettern schuld sind, aber die sind nun mal heilig, weil der Koran in ihnen geschrieben ist, und so ist auch dies wiederum eine Folge der traurigen religiösen Einrichtungen. Aber nun kommt das Schlimmste. Die Türken sind die einzigen, die dem Sultan Soldaten stellen müssen, und zwar müssen sie 7, 8 Jahre bei der Fahne bleiben; die anderen Nationen brauchen es nicht zu sein und auch die Türken können sich mit 400 Thalern loskaufen; aber 400 Thaler haben nur sehr wenige. Ehe sie zum Militär gehen, sind sie meistens verheirathet, denn sie werden mit 21—22 Jahren ausgehoben, heirathen aber mit 18 Jahren. Einen Brief erhalten die Frauen nie, der Mann kann nicht schreiben, die Frau nicht lesen, jahrelang erfährt sie nicht, wo ihr Mann ist. Giebt es Krieg, der ja nicht selten ist, kommt nur ein sehr kleiner Theil, wenn es gut geht zwei Drittel der Ausgezogenen zurück, und man kann sich den Zustand der jungen Frau denken, die ihren Mann Jahre lang nicht sieht. Was wird daraus? Das Bild ist nicht sehr moralisch. Kinder dürfen sie nicht haben. — Alle möglichen Hausmittel dagegen stehen auf dem Kamingesims, da es im Orient nicht für ein Verbrechen gilt, und es ist nicht nur bei den von den Soldaten zurückgelassenen Frauen oder

in den niederen Schichten, sondern in allen türkischen Häusern, auch in den besten, gang und gäbe. Unter meinen vielen türkischen Bekannten kenne ich keine Familie, in der es mehr als 3 Kinder gäbe, die meisten haben nur eins, die allermeisten gar keins. Die Eltern sagen einfach: Was soll ich mit den Söhnen machen, die holt man zu den Soldaten, und meinen Töchtern müßte ich eine Ausstattung geben.

Dieses verderbliche Laster ist die erste Ursache von dem Aussterben der Türken. Rekrutierung und Verarmung kommen erst in zweiter und dritter Linie. Es macht einen traurigen Eindruck, wenn man die verödeten, ausgestorbenen Dörfer und Städte sieht. Vor 15 Jahren kam ich nach Muhalitsch, unweit von Brussa. Ich ging zu dem Landrath wegen eines Berichtes und ließ mir die Umgegend zeigen; da sah ich eine zerfallene Moschee, 10 Minuten von der Stadt. Verwundert befragte ich meinen Begleiter, was das sei; er erwiederte, dies war früher ein Türken-Viertel, es ist abgebrannt und nicht wieder aufgebaut. Warum denn? Weil die früheren Bewohner von hier abgezogen sind. Nach dem Brande waren aber wahrscheinlich in der Stadt so viele Häuser leer, daß alle Abgebrannten konnten untergebracht werden. Die Insel Mytilene hat 120,000 Einwohner, wovon 114,000 Griechen und nur 6,000 Türken sind. Die Stadt Aivalyk, gegenüber von Mytilene wurde in den zwanziger Revolutionsjahren von den Türken total zerstört und dem Erdboden gleichgemacht. Die Einwohner der benachbarten Stadt Ayasmat führten die Zerstörung aus und annektirten sämmtliche Oel- und Weinberge der Griechen. Heute wohnen wieder 35,000 Griechen in Aivalyk, keine Türken, und die Stadt Ayasmat ist heute ein Dorf mit 20 armseligen Hütten, hat aber einen türkischen Friedhof, der 1/2 Stunde lang ist. Alles bebaute Terrain auf Stunden Umkreis gehört wieder den Aivalyoten. Dikeli, Pergamon's Hafen, das vor 15 Jahren ein Dorf mit 10 Hütten war, ist heute von 4000 Griechen bewohnt. Pergamon selbst hatte vor 30 Jahren 17,000 Einwohner, davon waren 15,000 Türken

und 2000 waren Griechen, Armenier und Juden; heute wohnen hier 8000 Türken und 8000 Griechen. In 30 Jahren ist das geschehen! Die Insel Chios, die bekanntlich während der griechischen Revolution so furchtbar mitgenommen wurde, wo die Türken alle Griechen umbrachten und in die Sklaverei verkauften, hat heute 60,000 Einwohner, davon sind nur 5000 Türken, die anderen sind Griechen und wenige Armenier und Juden. Ich kenne türkische Viertel in Smyrna, wo eine Menge großer Häuser mit 20 Zimmern, Stallungen und Gehöften leer stehen und die die Türken für 6 Thaler monatlich zu vermiethen genöthigt sind. Wenn in einer Straße Smyrna's, die an das Christenviertel grenzt, die meisten Häuser leer stehen, dann fängt ein Besitzer an, an Armenier oder Griechen das Haus zu verkaufen und die andern folgen ihm bald nach; die christlichen Familien dringen vor und nach einem halben Jahre ist das Christenviertel um eine Straße vermehrt. Ich habe ein so rapides Vordringen der Griechen noch nirgends erlebt; auch nicht in Stambul.

Ich könnte noch ein großes statistisches Material vorführen, soweit ich es im Gedächtniß habe, aber man sieht schon aus dem Gesagten zur Genüge, daß man beinahe voraussagen kann, wie lange es noch dauern wird, daß die Türken in Vorder-Klein-Asien und auf den Inseln einfach aussterben werden, und das ist ein wichtiges politisches Moment, was vielleicht eines Tages noch zu größerer Bedeutung kommen wird, wenn gleich die Türken da, wo sie unvermischt wohnen, viel günstiger stehen.

Seit dem letzten Kriege ganz besonders hat sich der muhamedanischen Bevölkerung eine dumpfe Verzweiflung bemächtigt, der Erregung ist die tiefste Apathie gefolgt, kein vernünftiger Türke glaubt mehr an den Bestand der Herrschaft, die Erpressung der Behörden und die Rechtlosigkeit haben ihren Höhepunkt erreicht, und die darunter am meisten leiden, sind die armen Türken, denn die andern sind meist schlau genug zur rechtzeitigen Abwehr, wozu oft der Türke zu stolz ist. Das bringt mich auf eine andere verderbliche Eigenschaft im türkischen

National-Charakter. Es ist ein gewisser chevaleresker Stolz, der sich nie Armuth dünken läßt. Die türkischen Groß-Grundbesitzer, der alte Feudal-Adel oder, wie er noch heute heißt, die Déré-Beys, haben einen Troß von Leuten an sich hängen, die ihnen stets das baar einlaufende Geld, mit dem sie schon ohnehin nicht umzugehen wissen, auf jede Weise klein machen. Bei jeder Gelegenheit, bei Beschneidungen, Hochzeiten oder sonstigen feierlichen Vorkommnissen, hält sich nun der Déré-Bey, der immer den Glanz seines Hauses hochhält, ihn oft in seiner Jugend noch gekannt, zur Repräsentation verpflichtet. Da gibt es denn 3—4 Tage öffentliche Feste und Gelage, Ringkämpfe, Rennen, Seiltänzer, Musik, öffentliche Knaben 2c.

Das Geld dazu wird vom Griechen oder Armenier geliehen zu 24—36 Prozent. Zum Rückzahlen kommt es nie, und so wird nach und nach das Gut verkauft, natürlich in christliche Hände, denn wo hätte ein Türke, wenn er nicht in hohem Staatsdienst ist, Geld zum Kaufen?

Wie manche noch vor 50 Jahren reiche und berühmte Familie kenne ich heute im Elende, bis das leidenschaftliche Schnapstrinken Allem ein Ende macht.

Ein Volk mag noch so viel im Uebermuth und Fanatismus gesündigt haben, dennoch gibt es nichts Traurigeres, als seinem sicheren Untergang, trotz so vieler guter Eigenschaften und Anlagen, zuschauen zu müssen."

Wie Karl Humann, August Glardon und andere Forscher, welche die Türkei aus längerem Aufenthalte im Lande kennen, berichten, findet zwischen den Türken und Griechen an den Küsten des Marmara-Meeres, sowie in Kleinasien ein täglich an Umfang wachsender Kampf um das Dasein statt, bei welchem die ersteren überall den Kürzeren ziehen. Die thatkräftigen, schlauen Griechen, welche in den kleinsten Dörfern Elementarschulen haben und mit fast fanatischem Patriotismus auf ihre Sprache halten, vermehren sich rasch und wandern zahlreich nach Kleinasien aus, wo sie die Türken verdrängen. Die Bulgaren, welche auch

dahin ziehen, werden bald in Sprache und Gesinnung Griechen; ihre Söhne gräcisiren ihre Namen und lassen sich Schulmeister aus Athen kommen. „Man kann fast berechnen," sagt K. Humann, „wie lange es noch dauern wird, daß das ganze Land von der Küste des Marmara-Meeres bis hinunter nach Lycien von Griechen bewohnt sein wird, bis die Türken ganz vertrieben sein werden. Die armen Türken müssen ihre Aecker verkaufen, und wer sie kauft ist immer ein Grieche; Türkendörfer verschwinden nach und nach, theils verdrängt, theils von selbst, und Griechendörfer entstehen. — Die Eroberung geht vor sich mit den sichersten Mitteln, dem Pflug, der Schule, der Vermehrung, und ist schon so weit vorgeschritten, daß ein Rückschritt undenkbar ist."

Athen ist für die kleinasiatischen Griechen, wie Paris für die Franzosen, das Centrum, der Nabel der Erde, der Drehpunkt der europäischen Politik, ja der ganzen Culturentwicklung der Menschheit; eine Ueberschwänglichkeit südlicher Phantasie, die jedenfalls den Fortschritt mehr befördert und weniger zu tadeln ist, als die stumpfsinnige Apathie der meisten Türken, welche dem Untergange ihrer Rasse in stiller kismetgläubiger Gottergebenheit zuschauen.

Der Halbmond sinkt, das griechische Kreuz steigt!

Eine

Theatervorstellung in Moda-Bournou.

Ein neutürkisches Culturbild.

Den Prinzeninseln gegenüber, auf der kleinasiatischen Küste liegt ein reizender kleiner Meerbusen, dessen Uferabhänge mit ihren aus dunklem Laubwerke hervorlachenden buntfarbigen Häuschen und Villen und dem alterthümlichen armenischen Dörfchen am Strande ein bezauberndes Landschaftsgemälde bilden. Zahlreiche türkische Familien fahren fast täglich aus Konstantinopel herüber und lagern sich auf die von prachtvollen Bäumen überschatteten Grasplätze am Abhange und hören dem näselnden Gesange der Kaffeesänger zu, mit welchem sich das Schnarchen der Tarbukas, das Kreischen der Violine und das Quicken der Flöten für westeuropäische Ohren zu einer Disharmonie vereinigt,

„die Steine erweichen, Menschen rasend machen kann,"

die aber die rechtgläubigen Söhne des Propheten und namentlich ihre schöneren Hälften in die wonnigste, behaglichste Stimmung hineindudelt.

Ein schmaler, steiler Fußsteig in dem vom Meere bespülten Felsen führt auf die Bergfläche von Moda=Bournou, wo sich das Theater, der Hauptanziehungspunkt der Ausflügler, befindet.

Oben ist ein Gedränge aller möglichen türkischen Fuhrwerke, Arabas, Talikas und selbst eleganter Wagen, deren Pferde von Saïs und Negern gehalten werden. Sie stehen zum Theil vor den Melonen=, Pasteten= und Traubenbuden, zwischen denen Wasser= und Sorbet=

verkäufer sich geschäftig umhertreiben. Das ganze Volksgetümmel bewegt sich um das Theater, — eine Einfriedigung von grüner Leinwand, die hoch genug ist, um die Blicke von neugierigen Gratiszuschauern abzuhalten; an der einen Seite des Raumes steht eine hölzerne Barracke, an der andern ein mächtiger Baum, der seine Zweige über den senkrecht zum Meere abfallenden Hügelrand neigt. Das Ganze erinnert an unsere Seiltänzervorstellungen.

Eines Sonntags hatten wir, der ewigen Maskerade in den Straßen der Hauptstadt müde, einen Kaïk mit vier Rudern genommen und waren hinübergefahren. Wir schritten durch das Dörfchen Kadi-Keñï, wo aus manchem Fenster, aus mancher halbgeöffneten Thüre hübsche Armenierinnen mit ihren großen schwarzen Augen den fremden Besuchern neugierig nachschauten, und stiegen zu Moda-Bournou hinauf.

Das Billetbureau wurde von einem alten, häßlichen, phantastisch gekleideten Zwerge gehalten, der zugleich den vornehmeren Zuschauern ihre Plätze anwies. Er ließ uns auf einer hin und her schwankenden Treppe zum ersten Stockwerke der Barracke hinaufsteigen, dessen Fenster als erste Logen dienten, und verließ uns, nachdem er uns eine Tasse Kaffee und eine Pfeife, das sine qua non jeder türkischen Belustigung, ehrerbietigst überreicht hatte.

Von den Fenstern aus war der Anblick wirklich originell und malerisch. Man denke sich einen viereckigen Platz: den für die türkischen Schauspieler und Spaßmacher bestimmten Raum; auf zwei Seiten an demselben Winkel befinden sich die Sitze der männlichen Zuschauer, auf der dritten das sogenannte Serail, ein Bretterschuppen mit Gitterwerk in halber Höhe, der Hühnerstall für die Frauen, die in der Türkei überall von den Männern getrennt sein müssen.

Alle Zuschauer, mit rothem Fez, im zugeknöpften Nizam-Ueberrocke oder in der alten schöneren Nationaltracht, kauerten auf Teppichen und dünnen Matrazen; sie aßen Zuckerwerk und Pasteten, rauchten wohllüstig ihre langen Pfeifen, während die Frauen hinter ihrem Gitter eifrig gackerten und schwatzten. Von unserm Fenster aus sahen wir

ihre weißen Yamaks und ihre buntfarbigen Feredge's (Mäntel). Die südliche Sonne übergoß das ganze Gemälde mit ihrem strahlenden Lichte und ließ an der freigelassenen Seite die See wie einen Silberspiegel durch die Oliven- und Tamarindenbäume hindurchschimmern. Unter uns saßen im Schatten des Hauses die Musikanten, die ihre Instrumente zum Vorspiele brummen und summen ließen.

Die Schauspieler traten ein, sofort begrüßt von einer wahren Zukunftsmusik-Symphonie, welche uns mit ihren wilden, discordanten Tönen in schauerlicher Weise die Ohren zerriß. Das Orchester bestand aus zwei mit einer Feder gekratzten Guitarren, einer dreisaitigen als Baßgeige dienenden Violine, zwei Paar Pauken und einer Klarinette, die von einem zur Mumie eingeschrumpften alten Männchen in schrillen Tönen geblasen wurde. Das Stück begann.

Zwei Hammals (asiatische Lastträger) traten auf, beide in grauem Kittel mit weiter, kurzer Pumphose und einem hohen Filzhute der einem Filtrirbeutel glich; der eine war mager, nervig und von sehr feiner Gesichtsbildung; der andere dick und stark mit Elephanten- oder vielmehr Mastodontengliedern. Sie trugen an einer Stange ein ganz winziges Fäßchen und schienen trotzdem unter seiner Last ungeheure Anstrengungen zu machen: sie schwankten hin und her, kreuzten ihre Beine und stemmten sie fest, als würden sie unter dem Gewichte erdrückt.

Was enthielt das geheimnißvolle Fäßchen? — Raki, eine Sorte Branntwein, den die Hammals für einen fränkischen Kaufmann aus Pera zu der von ihm neu errichteten Schenke trugen.

Der Franke, der ganz wie der französische Schwindelmeier Robert Macaire einen schwarzen abgeschabten Leibrock mit fettglänzenden Ellbogen, eine weite schmutzige Hose und keine Halsbinde trug, verweigerte den Hammals die Bezahlung ihres Traglohnes. Diese Verweigerung bildet den Knoten des Stückes und wird die Quelle einer unendlichen Verwickelung von Ohrfeigen, Püffen und Fußtritten.

Der magere Hammal besteht mit der Hartnäckigkeit eines Maulesels

auf Bezahlung des ihm schuldigen Lohnes; er wird der böse Geist der neuen Schenke. Zuerst holt er den Vorsteher der Hammals herbei, einen rothbärtigen, grotesk aussehenden Kerl in rothem Dolman und mit einem bunten melonenartigen Turban; hierauf trommelt er aus dem Schlafe die hochlöbliche Polizei und den Kadi, der mit fünf oder sechs Strolchen in den lächerlichsten Kostümen und colossalen, mit Flederwischen und Schwanenflügeln verzierten Turbanen herankommt.

Der Franke wird vorgeladen und das Finale der Verhandlung löst sich auf in eine allgemeine Prügelei, bei welcher alle Turbane zu Boden fliegen. Der Fall der Turbane ist in allen türkischen Lustspielen an der Tagesordnung und das Signal zu allgemeinem Gelächter. In der That ist auch nichts drolliger, als plötzlich jene lächerlichen glatten, oft bläulichen Schädel, auf denen eine einzige Haarlocke wie ein Kürbisstiel emporragt, erscheinen zu sehen.

Der Franke verspricht endlich, den Hammal von seinem künftigen Gewinne zu bezahlen, und der Friede wird für den Augenblick hergestellt.

Allein der Rakihandel geht schlecht; der Franke und sein Knecht sind die besten, fast die einzigen Gäste. Es gilt, durch stärkere Anziehungsmittel Kunden herbeizulocken: man wirbt Musikanten und Tänzerinnen an. Natürlich sind letztere verkleidete Knaben, da der türkische Anstand das öffentliche Auftreten von Frauen nicht gestattet.

Gleich bei der ersten vielbesuchten Vorstellung bringt der Hammal, der Plagegeist der Schenke, durch seine Frechheit eine heillose Verwirrung zu wege und wird durch eine Tracht Prügel gezwungen, auf einen Baum zu flüchten. Die Tanzvorstellungen wurden nun fortgesetzt. Sie bestanden aus einer Art von scheußlichem Cancan, den auf dem Bal Mabille kein Polizist geduldet hätte, der hier jedoch allgemeinen Beifall fand.

Hierauf traten Albanesen auf, die mit ihren großen Schnurrbärten und wildblickenden Augen wie liederliche Wegelagerer aussahen; sie führten mit den gräulichsten Körperverdrehungen einen sogenannten Kriegstanz ihres Landes auf.

So wurde die Schenke des Franken ein Vergnügungsort, dessen Ruf bis zum Schah von Persien drang. Die Perser spielen auf dem komischen Theater der Türken dieselbe Rolle, wie in Frankreich les Anglais pour rire. Ihr steifer Ernst, ihre hochtrabenden Redeweisen, ihre seltsame Tracht werden mit unerschöpflichem Humor parodirt.

Der Schah kam mit seinem Gefolge zum Besuche der Schenke feierlich heran: ein abgelebtes, durch Opium und Harem heruntergekommenes Männchen, das unter dem Gewichte einer ungeheuren, mit einem Shawl umwickelten Turbanpyramide fast zusammenknickte. Um sein gelbes Gewand wand sich zwanzigfach ein anderer Shawl und gab ihm das zum würdigen Aussehen nöthige Volumen; in der Hand trug er eine eiserne Gabel, auf die er die Ellbogen stützte, wenn er sich auf den Teppich niederließ.

Hinter dem Schah schritt eine wahre Auswahl von verdächtig aussehenden Schnapphähnen mit hohen Schaffellmützen einher.

Sobald der Schah Platz genommen hatte, begannen die liederlichen Tänze, deren Beschreibung wir unterlassen, von neuem. Er ergötzt sich höchlich daran und gibt dem Franken zur Belohnung fünfhundert Beutel. Dieser kann nun den Hammal bezahlen und das Stück ist aus.

Was am meisten Heiterkeit erregte, war die fremdartige, komische Aussprache des Franken und des Schah's. Die Spielenden trugen übrigens ihre Rollen mit Gewandtheit und vielem Feuer vor.

Nach der Vorstellung bestiegen die türkischen Damen, sorgfältig in ihre Feredges gehüllt, ihre Talikas, von welchen Eunuchen die Menge abhielten; die Männer sprengten auf ihren schönen Pferden fort, wahrscheinlich zu den Landhäusern und Dörfern der Umgegend. Andere Familien stiegen den Fußsteig zu den Booten hinab. Wir folgten und mußten unterwegs noch lachen über das seltsame, ungeheuerliche Bild, welches des Pinsels eines Doré ebenso würdig gewesen wäre, wie die grotesken Scenen aus Gargantua und Pantagruel.

Nach Theophil Gautier.

Die Frauen des Volkes in der Türkei.

Man macht sich in Europa sehr oft ganz falsche Vorstellungen von der Lage und den Sitten der Frauen in der Türkei, weil man aus der bekannten Haremswirthschaft allgemeine Schlüsse zieht. Nun ist aber die Vielweiberei durchaus nicht so häufig, wie man meint. Bloß der Reiche, welcher in seinem Hause den Frauen eine besondere Wohnung anweisen und die bedeutenden Kosten bestreiten kann, erlaubt sich dieselbe. Alle Kleinbürger, Krämer, Arbeiter und Bauern begnügen sich mit einer Frau, doch hat jeder in seiner Wohnung, auch wenn sie nur aus zwei Räumen besteht, zwei gesonderte Abtheilungen: das Selamlik, worin der Mann wohnt, und das Harem für seine Gattin. Bei den armen Bauern ist diese Trennung häufig nicht vorhanden und überhaupt das Leben fast ganz das unserer europäischen Bauern, mit dem Unterschiede, daß der türkische Bauer seine Frau als ein schwaches, tieferstehendes Wesen nach altorientalischer Ueberlieferung mit der größten Milde und Nachsicht behandelt.

Das Selamlik enthält weder Stühle, noch Sessel, noch Tische, kurz keines der Möbel, die man bei uns in jeder bürgerlichen Wohnung findet. Das Sofa ersetzt sie alle. Abends wirft man eine Matratze, ein Betttuch und eine Decke darüber, und das Bett ist fertig; Morgens schließt man dieses Bettzeug in einen Schrank und hat immer wieder ein Empfang- und Arbeitszimmer, d. h. türkisch einen Rauchsalon, da Rauchen eine der Hauptbeschäftigungen der Muhamedaner ist. Die Wohnung der Frauen ist ebenfalls nur mit Sofas und Teppichen möblirt.

Der gewöhnliche Türke nimmt sich eine Frau aus den Familien seiner Bekanntschaft, die keine andere Aussteuer als ihre Wäsche und Kleidungsstücke und dazu höchstens eine Sklavin zu ihrer Bedienung

mitbringt. Die Jagd auf Mitgift, um Schulden zu bezahlen oder ein Geschäft zu gründen, ist in der Türkei unbekannt. Der Mann arbeitet und sorgt für seine Frau; Geld von derselben zu erhalten und auf ihre Kosten zu leben, würde eine Erniedrigung für ihn sein.

Bei dem Kleinbürger haust die Frau in ihrem Harem, mit den Kindern und dem Haushalt beschäftigt; sie darf keinen männlichen Besuch zulassen, auch keinem Manne ihr entschleiertes Gesicht zeigen. In den Féridgé (Mantel) gehüllt geht sie jedoch ungehindert aus und macht ihre Einkäufe und Besuche. Sie hat auf ihren Gängen nicht das Mindeste zu befürchten, denn überall in der Türkei begegnet man den Frauen mit der größten Achtung und Zurückhaltung. Die allgemeine Sitte schützt sie.

Die Frauen des Volkes genießen selbst großer Vorrechte. In Konstantinopel sieht man nicht selten Frauen ihre Männer aus dem Kaffeehause, oder wo sie sonst faulenzen, herausholen und mit Pantoffelhieben nach Hause treiben. Der Mann geht gesenkten Kopfes so rasch wie möglich vor ihr her und begnügt sich zu sagen: „Ich bitte dich, laß mich nur heimkommen; nachher kannst du ja mit mir machen, was du willst."

Aber er empfängt die Schläge mit dem Pantoffel ohne Wiedervergeltung; denn wenn er die Hand aufhöbe, würde das Volk über ihn herfallen und die Behörde ihn in das Gefängniß setzen. Es liegt übrigens, wie ich schon sagte, nicht in den Sitten: selbst in den untersten Volksklassen vergreift sich ein Mann nie an seiner schwächeren Hälfte; schon von Kindesbeinen an hat man ihm beigebracht, daß die Frau ein durch ihre Schwäche geheiligtes Wesen ist.

In keinem Lande wird die Frau wirksamer durch das Gesetz geschützt, als in der Türkei. Jede gesetzliche Klage gegen ihren Mann findet sofort ohne Kosten und Advokaten ihre Erledigung. Die vom Volke selbst alle zwei Jahre gewählten Richter urtheilen so unparteiisch, daß die im Orient wohnenden Europäer oft zu dem türkischen Tribunal ihre Zuflucht nehmen.*)

*) Nach anderen Berichten (s. Seite 6) kommt das Gegentheil, die Parteilichkeit und Bestechlichkeit der Richter wie anderer Beamten, an vielen Orten vor. B.

Die türkischen Frauen sind nicht alle „sanft wie Engel"; sie sind im Gegentheil hitzköpfig. Bei allen Revolutionen und Volksaufläufen sind sie voran und mißbrauchen das Vorrecht, welches sie als Frauen geheiligt macht; denn niemals werden die Truppen eine Volksmasse, worunter sich Frauen befinden, angreifen. Gegen unpopuläre Minister verfahren diese Damen auf eine für jene Herren höchst unangenehme Weise, wie ich während meines Aufenthaltes in Konstantinopel als Augenzeuge sah.

Der Kriegsminister (Seraskier) fuhr in seinem Viergespann mit zahlreichem Gefolge von Adjutanten und dergleichen zur Pforte; plötzlich wirft sich ein Haufe von etwa sechszig Weibern vor seinen Wagen und zwingt ihn, anzuhalten. Es waren Soldatenfrauen.

„Schämst du dich nicht, schrieen sie ihm zu, mit all diesem Luxus zu prunken, während unsere Männer seit sechs Monaten keinen Sold erhalten haben! Was machst du mit dem Gelde, welches das Volk dir gibt?..."

Und unter Schimpfwörtern fiel ein Hagel von Steinen auf den Großwürdenträger. Nun, ich betheure es dir, geneigter Leser, das Gefolge blieb sofort stehen, machte nicht die geringste Bewegung, um diese wüthenden Frauen zurückzuweisen, und sah ruhig zu. Der Seraskier kreuzte seine Arme über die Brust und senkte den Kopf, um den Würfen möglichst auszuweichen. Als der Zorn der empörten Weiber sich etwas gelegt hatte, sagte er zu ihnen:

„Laßt mich nur zum Ministerrathe fahren; ich gebe euch mein Ehrenwort, daß euren Männern in einer Stunde ihr rückständiger Sold wird ausgezahlt werden."

Seinem Worte vertrauend, ließen sie ihn weiterfahren, und in der That, noch an demselben Tage waren ihre Männer bezahlt.

Nach Mad. Olympe Audouard.

Syrische Bilder.

I.

Bekehrungsspeculanten. — Ein wanderndes amerikanisches Mädchen-Pensionat. — Bildungszustände.

Man hat Syrien eine Normalschule für Politiker genannt, welche hier, wo England, Frankreich, Rußland, Oesterreich und die Türkei um den überwiegenden Einfluß ringen, die Elemente einer Kunst erlernen können, die sie später auf der großen internationalen Schaubühne anzuwenden haben werden.

Die Engländer haben im Libanon außer unter den Drusen weniger Einfluß, als man meint. Sie bewahren dort, wie überall, den Syrern gegenüber ihre typische Steifigkeit, und sind daher ebenso wenig beliebt wie in Malta.

Die starre, steife, unnahbare Persönlichkeit des Engländers, seine Sucht, alles kaufmännischer Berechnung zu unterwerfen, mag wohl den tüchtigen und edlen Kern seiner eifrigen religiösen Propaganda in Syrien, sowie deren Organe selbst, etwas zu hart und einseitig beurtheilen lassen; aber grundlos ist dieses Urtheil keineswegs. Man scheint in England über die klägliche Rolle der letzteren, der zahlreichen Missionäre und Bibelhausirer, noch ganz im Unklaren zu sein, denn jahraus jahrein spendet man ungeheure Summen dafür.

Um auf das ungebildete Volk und im höheren Grade auf die phantasiereichen Asiaten moralisch zu wirken, muß die Tracht dem erhabenen Lehramte entsprechend sein. Es ist keine Frage, daß den an ihre malerischen Trachten gewöhnten Syrern ein englischer oder amerikanischer Missionär in schwarzem Rock, weißer Halsbinde und hohem Cylinder, begleitet von seiner Gattin in Promenadenanzug und mit Sonnenschirm nicht besonders ehrfurchteinflößend erscheint. So treten aber hier die meisten dieser gewiß sehr achtungswerthen Verkündiger des Evangeliums auf, wie die Fürstin von Belgiojoso erzählt*).

„Syrien," sagt sie, „wird überschwemmt und nach allen Richtungen durchzogen von englischen und amerikanischen Glaubensboten, deren Einfalt und aufrichtiger Glaube mehr als ihr Takt und ihre Einsicht zu bemerken sind. Die Bekehrung ist heute für die Orientalen ein sehr einträgliches Gewerbe geworden und der Neubekehrte, welcher diese Rolle einigemal gespielt hat, wird ein sehr zahlungsfähiger Mann; er besitzt Kapitalien und wird vermögend.

„Die Geschichte geht in fast allen Sekten und Religionsparteien dieses Landes auf folgende Weise vor sich: Nachdem der Convertit einigen Vorlesungen über die Lehren des Christenthums beigewohnt oder auch nicht beigewohnt hat, erhält er eine Gratifikation, oder eine Pension, die jedoch nur so lange bezahlt wird, bis man eine anständige Stelle für ihn gefunden hat. Die Pension wird ihm alsdann entzogen, aber damit auch sein Glaubenseifer. Er wandert weiter, sucht eine Provinz auf, wohin Missionäre seltener kommen, und kehrt zu seinem früheren Glauben zurück, oder nimmt, wenn er Jude war, was oft vorkommt, den Islam an; alles dieses hängt von Umständen ab, die mit dem Glauben nichts zu schaffen haben.

„Seine neuen muhamedanischen Glaubensgenossen, besonders wenn sie klug gewählt sind, wetteifern an Freigebigkeit, wenn auch nicht an Einfalt, mit den protestantischen Missionären: sie bewilligen dem Convertiten keine Pension, — eine abendländische Verfahrungsweise —; sie

*) Asie mineure et Syrie. Souvenirs de voyages.

geben ihm auch keine Arbeit, weil diese Art von Aufmunterung zum Proselytenmachen wenig geeignet wäre; aber sie öffnen ihm alle Thüren: der Reuige übernachtet bei dem Einen, speist bei dem Andern, und läßt sich vom Dritten kleiden. Das dauert so einige Monate, bis die Erinnerung an die Bekehrung schwächer und der Convertit vernachlässigt wird. Dieser geht nun fort und tritt wieder in Verbindung mit einem frommen protestantischen Missionär, natürlich nicht auf dem Schauplatze seiner früheren Operationen, wo er seinen ersten Wohlthäter treffen könnte. Es gibt manche Schelme, welche so jahrelang von Kirche zu Kirche ziehen und ein Faulenzerleben führen; sie bringen nur die sonst sehr ehrenwerthen Anstrengungen der englischen und amerikanischen Geistlichen in Mißkredit und machen sie zuweilen selbst lächerlich."

Diese Mittheilung der Fürstin Belgiojoso wird durch den Bericht der evangelischen „Gesellschaft für die Bekehrung der Juden vom Jahr 1871 (Globus 1872 S. 127) bestätigt. Diese Gesellschaft sendet unablässig Sendboten nach verschiedenen Ländern aus, und es ist denselben allerdings gelungen 13, sage dreizehn, Judenseelen zu bekehren und dabei verwendeten je zwei der Missionäre ihre ganze Thätigkeit auf einen Juden, der sich vor allem die „Rettung seiner Seele" gut bezahlen ließ. Der Bericht sagt, daß jede einzelne Bekehrung etwa 4000 Pf. St., sage 26 000 deutsche Thaler, Kosten verursacht habe, so daß zur Verwandlung von nur 13 Hebräern in zweifelhafte Nazarener reichlich 325 000 Thaler nöthig gewesen sind. Die Gesellschaft findet selbst, daß der Preis sehr hoch sei, „aber", so schreibt der Bericht, „kein Preis ist zu hoch, um eine Menschenseele vom Verderben zu erlösen, selbst wenn sie um den Preis der ganzen Welt gekauft werden müßte". — Muhamedanische Missionäre sind im Innern Afrika's eifrig und erfolgreich beschäftigt; kämen sie einmal in unser Abendland, so würden sie Christenseelen genug — weit billiger bekommen.

Bei Bludan stieß die Fürstin Belgiojoso auf eine merkwürdige Karavane: ein wanderndes amerikanisches Mädchenpensionat. Einige

Excentric-Mans aus New-York oder Philadelphia waren nämlich auf den Gedanken verfallen, die Ausbildung ihrer Töchter durch eine Reise in fremden Welttheilen vervollständigen zu lassen. Die energische Dame, welcher sie ihre Kinder anvertraut hatten, schleppte ihren kranken, höchst elend aussehenden Mann mit sich, in der Ueberzeugung, daß Bewegung und Luftveränderung ihm wunderbar bekommen müßten. Sie hatte mit den vier Fräulein und ihrem Manne bereits Aegypten und die syrische Wüste durchwandert und hatte vor, diese Unterrichtsreise durch einen mehrmonatlichen Aufenthalt in den Hauptstädten Europas zu beschließen. Unterwegs hatten sich einige junge europäische Reisende, die über Zeit und Geld in Ueberfluß verfügten, der Karavane angeschlossen. In Palmyra hatten die schalkhaften Araber, welche sich der Lady Esther Stanhope erinnerten, die Lehrerin zur Königin gekrönt, was diese nicht hinderte, den Fräulein und den jungen Leuten über die Geographie der Bibel Vorlesungen zu halten. Es dürfte höchst zweifelhaft sein, ob sie aus solchem Herumziehen auf Kameelen und unter rohen Völkern für die feine Bildung, die sie später in den höheren amerikanischen Gesellschaftskreisen bethätigen sollen, irgend eine Förderung gewinnen werden.

Die französischen Bestrebungen in Syrien, welche Alfred d'Ancre in seinen Silhouettes orientales ausführlich schildert, richten sich hauptsächlich auf Gründung von Klöstern und Schulen. Unzweifelhaft hat dadurch der Volksunterricht, besonders unter den Maroniten, bedeutende Fortschritte gemacht. Ueberhaupt bilden die Maroniten den sittlich und geistig am höchsten stehenden Theil der christlichen Bevölkerung Syriens, von welcher man sonst nicht viel Gutes berichten kann. (Siehe weiter unten.)

Verschiedene französische Ordensgesellschaften haben in Syrien zahlreiche Elementarschulen für Knaben und, was im Orient unerhört ist, selbst für Mädchen errichtet. Die Soeurs de Saint-Vincent-de-Paul haben in Beyrouth ein blühendes Lehrerinnenseminar. In vielen dieser Schulen lernen die Zöglinge auch das Französische. In dem

der französischen Regierung gehörenden Collegium von Anthura, sowie in der Schule von Ghasir sprechen alle Schüler französisch, und diese Anstalten stehen ganz auf dem Fuße der entsprechenden Schulen in Frankreich.

Das Uebergewicht des französischen Einflusses in ganz Syrien hat demnach eine tüchtige Grundlage und zeigt sich bei jeder Gelegenheit bei den Maroniten, unter denen Frankreich vorzugsweise einen dankbaren Boden fand. Die Muselmanen haben schon seit langem die geistige Ueberlegenheit dieser syrischen Maroniten anerkannt; die türkische Regierung hat denselben alle Beamtenstellen, welche einige Bildung verlangen, überlassen müssen, und mancher Pascha verdankt seinen großen Ruf als Staatsmann und Verwalter nur seinem Secretär, einem Maroniten.

Nach Fürstin Belgiojoso
und Alfred d'Ancre.

II.

Die syrischen Christen.

Zwei unparteiische Forschungsreisende, Richard Burton und Ch. Tyrwhitt-Drake, entwerfen in ihrem interessanten Werke: Das unerforschte Syrien, 1872, welches mit kritischer Schärfe und rücksichtsloser Wahrheitsliebe die Menschen und Verhältnisse in Syrien und Palestina beleuchtet und dadurch eine Menge alter Illusionen und falscher Vorstellungen zerstört, von den syrischen Christen ein sehr unvortheilhaftes Gemälde:

Drake mußte eines Abends, weil seine Pferde beim Bergklettern Hufeisen verloren hatten, früher als gewöhnlich im Dorfe Bayno Halt machen. Wie er aber hörte, daß das Dorf ein christliches sei, fing er an, seinen Entschluß zu bereuen; allein zu spät. Sein Empfang

war nichts weniger als ermuthigend. Der Scheich schien zu glauben, daß er ihm mit der Erlaubniß, sein Haus zu betreten, eine große Gunst erweise. Da war nichts von jener willigen, würdigen Höflichkeit und dem Verlangen zu gefallen, das dem Moslem beim Empfange von Gästen so eigen ist. Statt dessen zeigt sich bei dem Christen eine häßliche, spähende Neugier, welche, wenn man ihr nicht bei Zeiten entgegentritt, in Unverschämtheiten ausartet; ein unartiges, beleidigendes Benehmen, eine Gier nach Piastern, fast noch toller als bei den Juden.

Alle Christen, welche Drake in Syrien getroffen, waren gleich schlecht, ausgenommen die Jakobiten von Sadad, die noch braver und würdiger, gastfreier und höflicher sind, als die Mehrzahl der Moslems. Was mag der Grund dieser Inferiorität der Christen sein, die, wenngleich oft reicher als ihre mohamedanischen Nachbarn, neidisch und filzig sind und mit sehr wenigen Ausnahmen Erzschelme. Drake meint, daß bei dem eigengearteten Sinne der Syrer die Religion etwas damit zu schaffen hat. Der Syrer ist für den Europäer ein unverständliches Wesen. Körperlich leidet er nicht selten an Hysterie und anderen Krankheiten, welche sonst dem weiblichen Geschlechte eigenthümlich sind; geistig vereint er die Pfiffe eines Macchiavelli mit der Dummheit des stupidesten Bauernburschen. Er lernt lügen, ehe er sprechen kann, und sagt er ja einmal aus Irrthum die Wahrheit, so fühlt er sogleich die heftigsten Gewissensbisse.

Der Moslem kämpft tapfer, weil er überzeugt ist, daß er, wenn er fällt, als treuer Bekenner straks ins Paradies eingeht; der Christ andererseits, vornehmlich so ein empfindliches, nervöses Wesen, wie der Syrer, von Pfaffen dressirt und in Aberglauben versunken, befindet sich, auch wenn er nach allen Regeln abfährt, hinsichtlich seiner Zukunft in größter Unsicherheit.

Diese und andere Ursachen zusammen mit langjähriger Unterdrückung, die er mit kriechender, schwänzelnder Heuchelei getragen, doch dabei stets voll bitteren Hasses nicht nur gegen die Moslems, sondern

auch gegen alle anderen christlichen Secten — alles das wirkte zusammen, um den syrischen Christen, zu der gemeinen Creatur zu machen, die er jetzt ist. Ganz umgekehrt, wie der Mohammedaner, betrachtet er Gastlichkeit nicht als heilige Pflicht, sondern nur als ein Mittel, möglichst viel elende Piaster herauszuschlagen, und in den Bazaren ist es für einen Europäer fast unmöglich, von christlichen Händlern zu kaufen, so habgierig betrügerisch und unzuverlässig sind sie.

Nach Burton und Tyrwhitt-Drake.

III.

Gewaltsame Verheirathung eines ganzen Dorfes.

In der Türkei bildet jede, auch die kleinste Nationalität, gewissermaßen eine Republik in dem absolutistisch regierten Staate, denn die Sultane haben von jeher die municipale Unabhängigkeit der unterworfenen Völker geachtet. So stehen die Christen der verschiedenen Riten unter Bischöfen und Patriarchen, denen die Regierung sehr bedeutende, Europäern unbegreifliche Rechte überlassen hat. Es ist klar, daß unter solchen Verhältnissen die nationale Zersplitterung und Schwäche stetig zunehmen muß.

Während meines Aufenthalts in Syrien, erzählt Herr v. Ségur-Dupeyron, unternahm ein wegen seines unruhigen, hochfahrenden Sinnes bekannter Patriarch eine Pastoralreise durch seine Diöcese. Er wurde ländlich sittlich in allen Städten und Dörfern mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen: man verknallte Pulver, küßte ihm die Hand und brachte ihm die kleinen Kinder zum Segnen. Allein diese Freude sollte nicht lange dauern und bald andern Gesinnungen weichen.

In den syrischen Ortschaften ist es besonders unter den Christen Sitte, daß der Heirath der religiöse Act der Verlobung vorangeht.

Die Zeit zwischen der Verlobung und der Hochzeit, 4 bis 6 Jahre, muß der Zukünftige zur Beschaffung einer Mitgift aus Baum- und Schafwolle verwenden. Jedes Jahr schickt der Verlobte die durch seinen Fleiß erworbene Wolle dem jungen Mädchen, welches daraus Garn macht, das darauf ihr Verlobter färbt und webt. Die gewebten Stoffe erhält die Braut zur Aufbewahrung für ihre Haushaltung zurück. Auf diese einfache Weise wird der künftige Familienvater an eine dauernde, nicht aus berechnender Habsucht, sondern aus den besten und natürlichsten Gefühlen des menschlichen Herzens entspringenden Sparsamkeit und Arbeitslust gewöhnt.

Dem eigenmächtigen Patriarchen erschien dieser rührende alte Gebrauch nicht mehr passend und er befahl, ohne weitere Prüfung der Sache, daß alle seit einer gewissen Zeit verlobten jungen Leute unverzüglich heirathen sollten. Jetzt gab es gewaltigen Lärm. Die jungen Männer waren natürlich fast alle bereit dazu; alle Mädchen dagegen erhoben ein lautes Jammergeschrei, denn die einen hatten von ihrer Mitgift nur die Hälfte, andere nur ein Drittel oder gar ein Viertel erhalten; und alle erklärten, ihre Verlobten (meistens arme Teufel) hätten noch keine Zeit gehabt, so viel zu ersparen, um die großen Kosten der Hochzeitsfeier und vor allem der „Fantasia" zu bestreiten, die ja einen Bestandtheil jeder anständigen Hochzeit ausmache.

Der Patriarch, über diese Weigerung aufgebracht, ließ ohne Weiteres zwei oder drei der widerspenstigsten jungen Mädchen durch seine türkischen Soldaten ergreifen und vor sich führen. Jetzt fingen die heißen Köpfe der Südländerinnen Feuer: alle übrigen jungen Mädchen packten ihre Siebensachen zusammen und flüchteten in das Gebirge. — Kriegsrath beim Patriarchen, und Beschluß, die strengsten Maßregeln zu ergreifen und die Eltern der Flüchtlinge so lange einzusperren, bis die fortgelaufenen Schafe zurückgekehrt wären. Bald darauf hieß es, eins der festgenommenen Mädchen sei von den Türken mit Gewalt zum Beichtstuhle und vor den Altar geschleppt worden.

Nun wurde aber das Geschrei und Wehklagen im Dorfe so arg, daß der Patriarch das Weite suchte, indem er zweien Stellvertretern die Beendigung der Sache überließ.

Beim nächsten Dorfe erkannte der hohe Herr an dem kalten Empfange ohne Flintenschüsse u. dgl., daß er einen gewaltigen Mißgriff gemacht habe. Seine Verordnung wollte er nicht zurücknehmen; aber er zog sich aus der Klemme, indem er selbst den Mädchen eine Mitgift aus der Armenkasse des Sprengels gab.

Inzwischen geriethen seine Stellvertreter im ersten Dorfe in noch größere Verlegenheiten. Dieselben hatten, um aus dem Wirrwarr herauszukommen, die Verlobten nach ihren vermeintlichen Vermögensverhältnissen in zwei Klassen eingetheilt: ohne Rücksicht auf das abgelieferte Quantum Wolle sollten die der ersten Klasse 5—600 Piaster (100 bis 200 Mark), die der zweiten 3—400 Piaster (60—80 Mark), bedeutende Summen bei der herrschenden Armuth, als Heirathsgut ihren Bräuten auszahlen; sie glaubten, dadurch eine allgemeine Hochzeitsfeier zu Stande zu bringen.

Aber es kam anders: das Jammergeschrei und der Zank wurden jetzt noch viel ärger; alle jungen Leute wollten der geringeren Kosten wegen zur zweiten Klasse, alle Mädchen, um größere Aussteuern zu erhalten, zur ersten gehören. Schließlich wußten sich die frommen Herren nicht mehr zu helfen und machten sich unter irgend einem Vorwande aus dem Staube. Das Dorf kehrte aber zu seiner guten alten Sitte zurück.

Nach P. de Ségur-Dupeyron.
(La Syrie et les Bédouins. 1865.)

Romantik des Orients und deren Kehrseite.

I.

Ein Abend in Kairo. Die Romantik.

Bei einem tiefgoldigen Sonnenuntergang im Dezember gingen der Pascha und ich zu dem Boot nach Bulak, dem Hafen von Kairo, hinab. Der Pascha war mein Freund, und es kümmert dich nicht, gütiger Leser, zu wissen, ob er ein Sicilianer oder ein Syrer, ob er einen Rock trug oder einen Kaftan, einen Harem hatte oder ein kläglicher Junggesell war. Die Luft war warm, wie ein Maiabend in Italien. Hinter uns erhoben sich schlank und luftig, und wie die Thürme einer Feenstadt in dem Lichtmeer der untergehenden Sonne schimmernd, die Minarets von Kairo.

Diese Minarets machen die Städte des Ostens so schön. Die massigen, wallartigen Kuppeln und Glockenthürme des westlichen Europa's sind von der Erde, irdisch. Aber die verwirrte Häusermasse, aus der eine Stadt besteht, schwebt leicht zum Himmel in den kühnen Minarets, auf deren goldenen Halbmondkronen die scheidende Sonne weilt und weilt, bis sie aus ihnen die ersten Sterne des Abends macht.

Wir schritten am Fuße eines derselben durch den Schatten, als von seiner Gallerie herab der Muezzin singend die Gläubigen zum Gebete rief. Mein Freund verdollmetschte mir die Worte:

Lo illahe illallah!
Gott ist groß! Gott ist groß!
Ich zeuge, daß kein Gott ist denn Allah!
Gott ist groß! Gott ist groß! Gott ist groß!
Ich zeuge, daß Mohammed ist der Prophet Gottes!
Kommt zum Gebet, kommt zum Gebet!
Herbei zum Tempel des Heils, herbei zum Tempel des Heils!
Gebet ist besser als Schlaf, Gebet ist besser als Schlaf!
Gott ist groß! Gott ist groß! Gott ist groß!
Außer Allah kein Gott!

Für meine ungewohnten Augen war Alles ein Gemälde. Umsonst wimmelte die breite Straße von Handwerkern, die von ihrer Arbeit heimkehrten. Dem mohammedanischen Beobachter waren es eben Zimmerleute, Maurer, Arbeiter und Handelsleute aller Art. Wir kamen an manch einem ernsten Kairener vorüber, für den jener Abend und jene Straße nichts als die Einförmigkeit einer alten Geschichte war. Aber wir sahen den ganzen Prunk orientalischer Romantik ruhig auf Eseln in Cairo hineinreiten. Dazu die Kameele, schwankend und nickend wie ungeheure Gespenster der Dämmerung; Pferde mit seltsam buntem Sattelschmuck, von bräunlichen beturbanten Reitern, die mit der Schnabelspitze des rothen Pantoffels in dem Schaufelbügel ruhten, geritten; — es war ein schöner festlicher Abend. Die ganze Welt spielte Maskerade, und so vortrefflich, daß es Wirklichkeit zu sein schien.

Ich sah Fadladeen, den Helden der arabischen Märchenwelt in Lalla Rookh, mit einem prächtigen Turban und heller Schärpe. Sein mit bunter Seide und goldenen Fäden umsponnenes Schibuk wurde von einem schwarzen Sclaven hinter ihm her getragen. Fett und spaßig war Fadladeen, wie ehemals; und obgleich Fermorz nicht an seiner Seite war, so konnte ich doch deutlich in dem sinnigen Niederschlag seines Auges lesen, daß vor seines Geistes Ohr herrliche arabische Verse in dem Zwielicht ertönten.

Aber Venus war noch der Abendstern; denn hinter ihm kam dicht verschleiert Lalla Rookh. Sie war in einen weiten schwarzseidenen Beutel eingehüllt, der sich wie ein Ballon über ihrem Esel

aufblähte. Aber eine sterndurchglänzte Abendwolke wurde dies bauschige Dunkel, als ihre beiden Augen in feuchtem Glanze d'raus hervorschimmerten.

Abu Hussan saß am Stadtthor; und ich sah Harun al Raschid in jener Verkleidung eines Mosulkaufmanns ruhig herankommen. Ich konnte mich nicht enthalten, Abu zuzuwinken — waren wir doch alte Bekannte aus „Tausend und Eine Nacht." Aber er erwiederte kaum meinen Gruß, sondern blickte erstaunt, wie es wohl Freunde auf der Maskerade thun. Auch Sinbad, der Lastträger, war da, und eilte zu Sinbad, dem Schiffer. Ich wandte mich um, und sah seine Gestalt in der Dämmerung verschwinden; aber ich glaube kaum, daß er Bagdad noch früh genug zur achten Geschichte erreichte.

Kaum war er vorüber, als eine lange Reihe von Eseln, deren jeder einen der aufgeblähten Ballons trug, langsam herantrabte. Ein gewaltiger Eunuch war der Hauptmann, und ritt vorauf. Es sind aufgedunsene, todtäugige Geschöpfe, diese Eunuchen — aber für ehrliche Gemüther gibt es keine bedeutenderen Augen. Die Damen kamen, lustig mit einander schwatzend, in einer Reihe hinterdrein, und obgleich Arabiens Töchter noch immer, ungesehen zu erröthen, geboren werden, blickten sie doch eifrig auf die staunenden Fremden. Sehnten sich diese Fremden, die verhüllte Schönheit zu schauen? Konnten sie anders, wenn all' die Milde und Süßigkeit verschleierter Gesichter von den schmelzenden Augen ausstrahlte?

Es zogen weiter vorüber bis an die Zähne bewaffnete Arnauten mit Fustanellen, rothen Jacken und langen Schnurrbärten, lybische Beduinen in grauen Decken, die Füße mit Lappen und Schnüren umwickelt, Abessinier mit blauem Turban; zerlumpte Nubier, wildaussehende Mohabiten und Neger aus Sennaar, eine Völkermaskerade, in welcher Türken im Ueberrock und Nizamhose die moderne Cultur vertraten.

Dann kamen Sakka's — Männer mit wassergefüllten ledernen Schläuchen auf dem Rücken. Ich dachte an das Land und an die

Zeit, da man Wein in alte Schläuche that, und fühlte mich weit, weit fortgerückt aus diesem gläsernen Zeitalter. Hausirer — schwärzliche Fatalisten in köstlich langen Gewändern und Turbans, riefen ihre Waaren aus. Unsern fränkischen Ohren war es unverständliches Geschrei; aber hätte uns, wie ein guter Genius, der glühenden Liebhabern das Allerheiligste des Harems enthüllt, der gelehrte Mr. Lane begleitet, — Mr. Lane, der Engländer des Ostens, der uns so manche köstliche Blicke in das geheimnißvolle Schweigen des orientalischen Lebens thun ließ — so würden wir diese Rufe verstanden haben.

Wir würden da gehört haben „Feigen von Sycamore — o Trauben!" das heißt: besagte Feigen wurden zwar feilgeboten; die Süßigkeit aber, die in der Bedeutung und dem Klange des Wortes „Trauben" liegt, war nur ein Köder für die Aufmerksamkeit. Oder „Wohlgerüche des Paradieses, o Blumen des Henna!" und Verlangen darnach durchrieselte die Moslemmädchen bis in die Fingerspitzen; oder es sangen diejenigen dieser poetischen Hausirer, die Wassermelonen zu verkaufen hatten: „Erquicker der Beladenen, o Saft der Melone!" Waren sie nicht Poeten, diese Hausirer, und voll von orientalischer Uebertreibung? Hauchte die liebliche Association poetischer Namen nicht einen Silberglanz über die Gegenstände, die sie gerade darboten? mochte der voreilige Philosoph sich nicht vorstellen, daß er Trost in einer Wassermelone kaufe? und der Fromme bei der rein irdischen Eitelkeit des Henna nicht von zukünftigen Himmelsfreuden träumen?

Aber der philanthropische Verkäufer saurer Limonen schreit, „Gott mache sie leicht — Limonen!" — und meint damit nicht die Frucht, oder den Magen des Käufers, sondern dessen Börse. Und was wird man zu dem sonderbaren Rufe: „Das Werk des Stiers, o Mädchen!" sagen, womit der Ausrufer in aller Unschuld eine Art baumwollenen Zeuges, das mittelst von Stieren getriebener Maschinen verfertigt wird, andeuten will? Werden sie nie von Hieroglyphen und Sphinxen lassen, diese Aegypter? Hier singt ein Mann in einer Rosenlaube,

„Die Rose ist ein Dorn, aus dem Schweiße des Propheten blühte sie auf!" und meint einfach, „frische Rosen."

Das sind Carnevalsgebräuche, aber sie sind liebenswürdig. Das Mädchen kaufte nicht Henna allein, sondern einen Himmelsgedanken dazu; der Poet nicht Wassermelonen allein, sondern einen tröstlichen Traum, dessen er wahrlich bedürfen wird. Wann werden wir auf dem Broadway hören: „Die Erstlinge des Frühlings von den Geländen der Hügel, o Erdbeeren!" oder „Brunnen der Süßigkeit, o Milch!" Niemals, niemals, bis Milchmänner beturbant, und Obstweiber in Ballons gehüllt sind.

Zwei Perser in ihrer seltsamen Tracht drängten sich durch die Hausirer. Sie trugen hohe steile Hüte, und rauhe Felle; in ihren Gürteln blitzten mit Silber ausgelegte Pistolen und Dolche. Sie waren in den Westen gekommen, und staunten über das, was uns äußerster Osten war. In New-York hätten sie Erstaunen erregt, kein Gesandter von Muscat wäre mehr bewundert worden. Aber hier staunte Niemand sie an, außer wir selbst. Wir waren die Seltsamen, Begafften. Wir hatten uns in das allgemeine Fest gemischt, und vergessen, an der Thür Turbans aufzusetzen. O Pyramiden! dachte ich, an einem Orte sich zu befinden, wo Perser etwas Alltägliches sind.

In dieser glänzenden Verwirrung spielten wir nur die Rolle der Howadji, welches der allgemeine Name für Reisender ist, — der „Forestiero" Italiens. Es bedeutet Kaufmann oder Ladenbesitzer, und wahrlich die Aegypter müssen mit dem galligen Franzosen darin übereinstimmen, daß die Engländer ein Volk von Krämern sind, da sie dieselben fortwährend in ihrem Land herumschwärmen sehen. Denn die in Karnak wohnen, und in Memnons Schatten, die ihre Schmutzhütten auf dem Tempel von Edfu bauen, und Kolosse des Kalks wegen abbrechen, können sich nicht denken, daß Jemand eine Reise unternehmen könnte, außer des unmittelbaren goldenen Gewinns wegen. Belzoni wurde von den nachdenklicheren Eingebornen nur für einen Schatz-

gräber gehalten. Kam nicht Hamed Aga mit zweihundert Mann zwei Tagereisen weit daher geeilt, und verlangte von ihm den großen goldnen Hahn, voll von Diamanten und Perlen? Bedenkt, wie leicht die Mährchen von „Tausend und Eine Nacht" solchen Köpfen werden mußten! Erhabene Einfalt! O Aegypter!

Und wie wir so vorwärts schritten, hüllten uns die dicht belaubten Acacien in goldenes Dunkel. Sie besäumten und überwölbten die breite Straße. Zwischen ihren Stämmen sahen wir die Pyramiden, rosiger in dem rosigen Lichte des Westens, wie stattliche Säulen des Vordergrundes. Ihre Formen zeichneten sich scharf auf dem Abendhimmel ab. Wir wußten, daß sie an dem Rande der Wüste lagen, daß ihr erhabener Schatten die Sphinx umdunkelte. Denn so schön und festlich ist noch immer die abendliche Landschaft in diesem köstlichen Himmelsstrich, in diesem poetischen Lande. Wir athmeten die goldige Luft und sie badete unsere Augen zu neuen Gesichten. Pfirsichblüthe, der mit uns von Malta kam, in der bestimmten Absicht „den Geist des Ostens zu fassen", hätte dem Einfluß dieses bezaubernden Abends nicht widerstehen können.

Ich weiß, ihr werdet mich fragen, ob denn ein Buch über den Osten nicht ohne Anspielung auf „Tausend und Eine Nacht" geschrieben werden könne; ob es nicht möglich sei, ohne Harun al Raschid fertig zu werden. Nein, ungeduldiger Leser, der Osten hat durchweg diesen lieblichen Duft. Die Geschichte des Ostens erscheint schon dem Auge des Knaben mit jener anmuthigen Arabeske verziert. Was ist denn die Geschichte von Bagdad für manche unserer sehr klugen Leute Anderes, als die Erzählung von unserem würdigem Kalifen? Ein Turban, ein Kameel, oder ein Palmbaum, und Zobeide, die Prinzessin Badura und der jüngste Bruder des Barbiers treten heraus in die Prosa der Erfahrung.

Denn, wie wir die Hauptstraße verlassen, und uns endlich von den Thürmen, deren Gold jetzt zu verbleichen anfängt, wenden, beschaue das Gemälde, und bekenne: Dies ist der Orient.

Der Mond hat das goldene Licht in seiner Schale aufgefangen, und gießt es bleicher über ein Nachtlager von Kameelen neben eines Scheiks weißem Grabe aus. Sie grollen und stoßen weinerliche Töne aus, wie sie jetzt mit ihren Lasten von Mandeln und Datteln und Korn, meist orientalische Fracht, niederknieen; andere liegen schon, still wie Sphinxe. Die übrigen schwingen schweigsam ihre gekrümmten Hälse und schauen verächtlich auf die Welt.

Die Treiber in ihren dunkeln Turbans und langen weißen Gewändern schmeicheln und drohen. Die Kuppel auf des Scheik's zerbröckelndem Grabe leuchtet weißer im Mondlicht. Das glänzende Gewirr verliert sich hinter jenen Bäumen. Ein paar Kairener gehen achtlos vorüber, aber wir befinden uns in tiefer Wüste; für uns lagern hier alle Karavanen der gesammten arabischen Romantik.*)

Betrachten wir nun auch die Kehrseite dieser Romantik.

II.

Die Kehrseite.

Nicht wenige Reisende, welche ihre Heimath mit „Reiseeindrücken," „Briefen aus Aegypten" u. dgl. beglücken, verlassen nach kurzem Aufenthalte das Land in der oben geschilderten hochromantischen Stimmung; sie haben weder Zeit noch Trieb, genauer hinter die buntfarbigen Coulissen zu blicken und ein Bild der nackten Wirklichkeit zu erlangen. Archäologen bleiben sehr häufig in ihren ersten Eindrücken stecken; dichterische und künstlerische Naturen kommen noch weniger von den Außenseiten los, zu geschweigen jene Romanciers, welche, wie About,

*) Nach Curtis, Nil-Skizzen eines Howadji. Aus dem Englischen von Fr. Spielhagen.

die gute Bewirthung des Vicekönigs mit der Feder vergelten. Selbst kalte Forscher brauchen Zeit, um aus der Bewunderung der „malerischen „orientalischen Trachten, der biblisch aussehenden würdevollen lang= „bärtigen Scheiks, der geräuschvollen Aufzüge des arabischen Volkes, „der langen Reihen gravitätisch einherschreitenden Kameele im magischen „Mondlichte, der luftigen Säulenhallen der Moscheen" zu nüchterner Anschauung der Menschen und Dinge zu gelangen.

Erst nach und nach, sagt Adolf Rambeau, läßt die trunkene Begeisterung etwas nach und man beginnt mit klareren Augen die Verhältnisse des orientalischen Lebens zu betrachten. Da merkt man denn freilich die Altersschwäche und Morschheit dieser in eiteln Sinnestaumel und träge Geistesfaulheit versunkenen Gesellschaft und man schaudert vor der sittlichen Verkommenheit und gemeinen Bettelhaftigkeit, die, wie die Flicken und Löcher bei einem abgetragenen, einst schönen, seidenen Gewande, aus all der prunkenden Pracht von allen Seiten hervorgrinsen. Allerdings, wenn man mit dem Luxus und Komfort der heutigen „travellers" Aegypten wie im Fluge durchreist und so nur seine schönsten und besten Seiten kennen lernt, ohne sich an einem Orte länger aufzuhalten und dieses Leben genauer und gründlicher zu studiren, da wird man wohl die glänzendsten Schilderungen von dem herrlichen Wunderlande geben und mit Bewunderung und Liebe von der liebenswürdigen Naivität und Natürlichkeit seiner wenn auch schmutzigen Bewohner sprechen!

Nach ihrer ausgelassenen Lustigkeit zu urtheilen, scheinen die Fellahs mit ihrem Loose ganz zufrieden zu sein. Bei dem milden Klima können sie ganz gut von einigen Früchten, von Zuckerrohr und den beliebten Saubohnen leben. Um dies zu erhalten, dazu brauchen sie nicht viel zu arbeiten, und daher gibt es hier auch so viel Müßiggänger und Bettler. Ihr geistiges Elend ist größer als ihr physisches! Man muß diese erbärmlichen Araber an den Pyramiden von Dschizeh sehen, wie sie dort den ganzen Tag bakschischhungrig herumlungern und mit den widerlichsten Geberden dem Fremden etwas abzubetteln

suchen, mit welcher Wuth sie schreien und lärmen, wie sie sich herumdrehen und ihr Gesicht gräßlich verzerren, um ihn zum Mitleid zu bewegen! In ihrer Gemeinheit und ihrem unanständigen Betragen erscheinen sie wirklich nicht mehr als Menschen, sondern als Thiere. Mit Ekel muß man sich von ihnen abwenden. Kinder, Weiber und Männer können den Reisenden stundenweit bettelnd verfolgen. Man sehe diese von Schmutz starrenden Jammergestalten von Müttern und ihre hohlwangigen, kränklich-gelben Kinder, die mit triefenden Augen, mit Geschwüren und Ungezieser bedeckt, im Unrath und Straßenkoth liegen! Die Mutter sieht kaum nach ihnen hin; ihr Tod ist ja kein Unglück! — Und dabei diese Schamlosigkeit! Mit einem schurzartigen Schleier ist ihr Gesicht bedeckt, denn das verlangt ein unsinniges Gesetz — aber weiter kennen sie weder Anstand noch Scham. Von „naiver Natürlichkeit“ kann bei ihnen nicht mehr die Rede sein! —

In den Städten steht es wohl besser mit dem Volke und besonders in Kairo sieht man manchmal wahrhaft edle Gesichtsbildungen. Besonders im „Gelehrtenstande“ und unter den Hausbesitzern mag man manchmal auch nach unseren Begriffen rechtschaffene und anständige Leute treffen. Aber im allgemeinen sind die Araber sittlich tief gesunken. Ich weiß wohl, daß eigentlich nur diejenigen „Arab (Plural: 'Urbân)“ zu nennen sind, welche sich nachweislich später im Nilthal niedergelassen, mit besonderen Gerechtsamen Dörfer gegründet haben, ziemlich unvermischt geblieben sind und sich durch ihre freie Abkunft und ihren anscheinend männlichern Charakter von den geknechteten Landbauern, den Fellahs, unterscheiden. Aber ich sage doch im allgemeinen Araber, da ja die Aegypter seit dem Einfall der Araber unter Amer 638 mit der Religion Gewohnheiten, Sitten und Anschauungen der Besieger und, sich mit ihnen vermischend, schließlich selbst ihre Sprache und Schrift angenommen haben. Dasselbe ist auch mit den Kopten (der Name ist aus dem griechischen Aegyptios verstümmelt) der Fall. Nur haben sie die alte christliche Religion erhalten, die freilich mit vielem heidnischen Unwesen verunstaltet ist; sie haben so

vollständig die alte Koptensprache, die im wesentlichen dieselbe wie die Sprache der alten Aegypter ist, vergessen, daß selbst ihre Priester die koptischen Gebete, die in griechischen Buchstaben aufgeschrieben sind, nicht verstehen! Da sie ihrem Glauben treu blieben, haben sie sich wahrscheinlich ziemlich rein von Vermischung erhalten und in der That glaubt man in ihren Gesichtszügen, im Schnitt der mandelförmigen Augen und der etwas breiten, flachen Nase eine große Aehnlichkeit mit ihren Vorfahren, den alten Aegyptern, zu erkennen, deren Profile man ja an vielen Bildern und Statuen sehen kann. —

Schon von den alten Bewohnern erzählten Herodot und andere griechische Geschichtsschreiber viele unsittliche, unanständige Handlungen. Diesen Zug scheinen die neuen Bewohner ererbt zu haben; wenigstens wuchert die schimpfliche Hetärenwirthschaft nirgends mehr, als in den Schenkhäusern Kairo's. Dem Europäer aber werden die Aegypter außer ihrer Bettelsucht durch ihre lügenhafte und betrügerische Gesinnung verächtlich. Bestechlichkeit herrscht bis in die höchsten Kreise hinauf. Wehe dem Fremden, der, unkundig der arabischen Sprache, einem Unterhändler bei Einkäufen vertraut! Verkäufer und Unterhändler werden ihn sicherlich zusammen betrügen! Das ist selbstverständlich, daß man von dem Fremden das Doppelte oder mehr als das Doppelte von dem eigentlichen Werthe fordert. Unter vielem Betheuern und Anrufen des Namens Gottes stellen die Kaufleute nach und nach ihre Forderungen immer niedriger und lassen schließlich oft, wenn man das Handeln versteht und sich nicht durch die langwierige arabische Kaufweise zu früh ermüden läßt, die Waaren für das Drittel des ursprünglich verlangten Preises. Indem sie sich küssen und die verschiedenen Grade der zärtlichen und so aufrichtig scheinenden arabischen Begrüßung durchmachen, betrügen sie sich selbst untereinander in der freundschaftlichsten Weise und stets das Wort „Allah“ im Munde.

Ueber die Betrügerei und Schlechtigkeit der Diener und Dragomane ist schon genug geschrieben worden. Wir selbst hatten das Glück, ziemlich gute zu bekommen. Aber die besten Diener sind ja hier die,

die nicht en gros betrügen; man muß es sich eben bei allen ruhig gefallen lassen, daß, wenn man sie etwas einkaufen läßt, sie später einen viel höheren Preis angeben und einen Theil des Geldes als wohlverdient in die eigene Tasche stecken. Einst war in einem Hotel hier in Kairo ein großer Kuchen bei Seite gestellt worden; da kamen denn die arabischen Diener einer nach dem andern und jeder schnitt sich vorsichtig nur ein kleines Stück ab, aber als man nach einigen Tagen hinsah, war fast nichts übrig geblieben.

Die Araber scheinen ein anderes Gewissen und einen andern Begriff von „gut“ zu haben, als wir: das ist bei ihnen ein ausgezeichneter Mensch, der alle Religionsübungen getreulich macht, oder sonst seinen Vortheil gut versteht und danach lebt und handelt. Aber wie soll bei ihnen eine wahre Sittlichkeit aus einer solchen, in vieler Hinsicht unsittlichen Religion entstehen? Wie sinnlich und abgeschmackt stellen sie sich einen künftigen Lohn vor, ein träges, wollüstiges Leben im Jenseits? Nach ihren religiösen Gesetzen fasten sie, werfen sich hin und verrenken ihre Glieder beim Beten und brüllen und schreien zur Ehre Gottes! Wohl gebietet ihnen der Koran auch viele wirklich gute Handlungen, aber doch nicht aus einem wahrhaft sittlichen Prinzip heraus! Die berühmte mohammedanische Wohlthätigkeit besteht ja eigentlich auch nur darin, daß man gedankenlos eben dem gibt, der einen gerade anbettelt, gleichviel ob er es verdient oder in der That nöthig hat, so daß dies gerade die schändliche Bettelei befördert.

Gleich einem kurzen Rausche verging so bald die glänzende Zeit einer fanatischen Erregtheit und feurigen religiösen Begeisterung, die das arabische Volk die neue Lehre mit blutigem Schwert weithin verbreiten, aber auch große, blühende Reiche gründen ließ und es in Bildung und Civilisation weit über die abendländischen Völker erhob! Allmählich aber ist es in einen Zustand stumpfsinniger Apathie gesunken, die es nicht mehr nach Höherem, Edleren streben läßt. Die Ursache jener plötzlichen Erhebung ist in der von Wüstenluft und Einsamkeit genährten Einbildungskraft zu suchen, mit der der bewegliche,

leicht entzündbare Geist dieses Volkes gerade das Neue aufnimmt und dann schnell aus der tiefsten Ruhe unvermittelt in die regste Thätigkeit und Begeisterung versetzt werden kann. Die todesverachtende Tapferkeit, mit der die Araber einst die Länder durchstürmten, kommt ebenso von dem schrecklichen Fatalismus her, dem sie sich so gern hingeben und der der wahre Grund ihrer ganzen Religion ist, wie ihr allmähliches Erschlaffen und Versinken in die zum gewissen Untergang führende, todesschlafähnliche Ruhe.

Nach Adolf Rambeau.

Wie der Muselman betet.

Eines Freitags wohnte ich in der Sultan-Hassan-Moschee dem Mittagsgebete bei. Es war mir nämlich gelungen, mit einem Medjidi (5 Francs) einen Imam zu bestechen, und dieser wackere Mann erklärte mir in dem dunkeln Versteck, worin wir saßen, weitläufig alles, was vorging, wobei wir nicht unterließen, den mitgebrachten Mokka zu schlürfen. Möge Allah ihm verzeihen! Ueber die Abwaschungen, die jeder religiösen Handlung vorhergehen müssen, und die, weil sonst nirgendwo beschrieben, manchen Leser interessiren dürften, erzählte er mir Folgendes:

Nähert sich der Mohammedaner dem Brunnen, welcher im Hofe jeder Moschee fließt, so sagt er:

„Gelobt sei Gott, der uns zu Muselmanen gemacht und uns zur Reinigung von unseren Sünden dieses wohlthätige Wasser gegeben hat!"

Dann kauert er sich an das Wasserbecken, nimmt eine Handvoll Wasser, spült sich dreimal den Mund (jede besondere Waschung geschieht dreimal) und spricht:

„Gelobt sei Gott, der Sündenreiniger!"

Nun reinigt er die Nase mit den Worten:

„O Gott! ich flehe dich an, laß mich den Geruch des Paradieses kosten!"

Indem er sich das Gesicht mit beiden Händen reibt, sagt er:

„Ich habe beschlossen und verspreche, nur Gott allein anzubeten nach der rechtgläubigen Ueberzeugung, zu welcher ich mich bekenne.“

Für den rechten Arm, der von der Spitze des Mittelfingers bis an den Ellbogen gewaschen wird, lautet das Gebet:

„O Gott! wenn der Tag des Gerichtes kommt, gib mir das Buch meiner Handlungen in diese Hand und gestatte, daß Mohammed, unser Herr, bei deiner Gerechtigkeit Fürbitte thue.“

Der linke Arm wird sodann auf dieselbe Weise gewaschen, aber da die linke Seite als für die bösen Werke bestimmt erachtet wird, so heißt das Gebet:

„O Gott! ich bitte dich, gib mir nicht das Buch meiner Handlungen in diese pflichtverletzende Hand!“

Die Abwaschung des Kopfes geschieht auf verschiedene Weise, je nachdem man einer der vier orthodoxen Sekten des Islam, den Hanafiten, Chaféiten, Ambaliten oder Malekiten angehört.

Die Hanafiten und Chaféiten waschen den ganzen Kopf mit den Worten:

„Ich bitte dich, o Herr, laß mich unter dem Schutze deines Feuerhimmels, wann der Schreckenstag kommen wird!“

Die Malekiten beten ebenso, aber sie benetzen nur den Scheitel an der Stelle, wo die Chachia (Haarlocke) wächst, die jeder Muselman tragen muß. Der Imam Malek, das Haupt dieser Sekte, behauptet, daß dort das Gehirn endigt und daß die eindringende Frische des Wassers mit den Sünden auch die schuldigen Gedanken wegnehme.

Die Ambaliten waschen nur die Stirne unter dem Gebete:

„Ich flehe dich an, o Herr, gib mir Licht, deiner Anschauung würdig, und gestatte nicht, daß mein verdunkeltes Angesicht mich aus deiner Gegenwart verbanne!“

Beim dreimaligen Waschen der Ohren spricht man:

„O Herr! mache, daß sie am jüngsten Tage die Worte deines Freundes Mohammed hören!“

Beim rechten Fuße:

„Ich bitte dich, mein Gott, hefte und befestige diesen Fuß, den du geschaffen hast, auf die Brücke Essirât (die von der Hölle zum Paradiese führt).

Beim linken Fuße:

„Ich bitte dich, o Herr, hefte diesen schuldigen Fuß an die Brücke Essirât!"

Nach Beendigung der Abwaschungen steht der Muselman auf, wendet sich nach Mekka hin und betet:

„O Gott! bei der Heiligkeit unseres Herrn Aïssa (Jesus) und bei deiner Liebe zu demselben bitten wir dich, verzeihe uns unsere Sünden, erhöre unsere Gebete und nimm unsere Dienste für deine unendliche Größe an!"

Auf der Reise müssen bei Wassermangel die Abreibungen in derselben Weise mit Sand vollzogen werden.

Als die Mittagsandacht aus war, stieg der Vorbeter von seinem Mimbar herunter, den Koran in der einen Hand, die andere auf einen harmlosen hölzernen Säbel stützend, der an den erobernden Weltgang des Islams erinnern sollte. Leicht dürfte beim Zusammenbruche des Osmanenreiches der türkische Krummsäbel weniger ungefährlich sein!

Nach Maxime du Camp.
Le Nil. Paris 1873.

Eine ägyptische Elementarschule.

Ein ägyptisches Schulhaus (Kuttâb) sieht von Außen manchmal recht hübsch aus, das einzige Schulzimmer zeigt jedoch nichts als die kahlen Wände. Wozu sollen auch Bänke und Tische dienen, die Schulmöbel barbarischer Nationen! Der Schulmeister (Figi) sitzt mit seinen Zöglingen auf dem Boden; Ersterer gewöhnlich auf der Thürschwelle, die kleinsten Kinder in seiner Nähe, die andern im Hintergrunde mit oder ohne Koran in der Hand; denn es handelt sich ja hauptsächlich um die Erlernung dieser heiligen Schrift, welche meistens auch das gesammte Wissen des Lehrers enthält. Es ist ein interessantes auch schon von Malern dargestelltes Genrebild: im Vordergrunde der bärtige Figi und dahinter eine Sammlung von weißen, braunen und schwarzen jugendlichen Gesichtern mit glänzenden Augen, rothen Lippen, die oft Reihen weißer Zähne zeigen, und runde Schädel, die zum Theil mit kurzen Haaren bedeckt oder frisch rasirt, alle aber mit den vorschriftsmäßigen wohl erhaltenen zwei Locken versehen sind; die weiten dunkelblauen Hemden, aus denen die bloßen Arme und Beine hervorblicken; als Rahmen die originelle arabische Bauart des Hauses und schließlich jene halbdunkle Beleuchtung, welche in Egypten als Gegensatz zu dem grellen versengenden Sonnenlichte allen Gegenständen im eifrig aufgesuchten kühlenden Schatten eine eigenthümliche Färbung gibt.

Sobald das Kind lesen kann, beginnt es das Auswendiglernen des Korans: eine reine Gedächtnißübung, da der Lehrer keine Erläuterungen dazu gibt. Dieses bescheidene Lehrpensum wird durch den

Schreibunterricht, sowie durch einige geographische Begriffe und die Anfangsgründe der Arithmetik erweitert. Natürlich ist die arabische Geographie und Weltkunde in der rechtgläubigsten Weise dem unfehlbaren Koran entnommen oder angepaßt: „Der Bien muß!“ So wird denn in den türkischen Schulen Folgendes gelehrt, und wehe dem, der als Schüler oder gar als ausgewachsener Moslem auch nur an einer Silbe zweifeln würde:

„Es gibt sieben Erden und sieben Himmel; von der bewohnbaren ersten Erde ist Mekka das Centrum. (Welcher Giaur oder Kafir wird es wagen den Nabel der Erde besitzen zu wollen?) Die zweite Erde unter uns wird von den Winden bewohnt, die dritte und vierte von den Steinen und dem Schwefel der Unterwelt, die fünfte von den Schlangen, die sechste von schwarzen Scorpionen, so groß wie Maulesel und mit Krallen wie Lanzenspitzen, die siebente ist der Aufenthaltsort des Iblis, des Gottseibeiuns, und seiner Heerschaaren. Man weiß nicht genau, was diese Erden zusammenhält, indessen glaubt man, daß die unsrige von einem Felsen getragen wird, den Adern und Wurzeln mit dem Berge Kâf verbinden, und daß Gott zuweilen dem Felsen gebietet, eine oder mehrere dieser Wurzeln zu schütteln, wodurch die Erdbeben entstehen. Ibn-esch-Schénéh, den Allah segnen möge, sagt, Gott habe nach der Schöpfung der sieben Erden gewahrt, daß sie nicht fest genug waren. Er schuf also einen Engel von ungeheurer Größe und Stärke und befahl ihm, sich unter die unterste Erde als Stütze zu stellen. Aber der Engel fand selbst keinen Stützpunkt für seine Füße. Da machte Gott einen Rubinfelsen mit 7000 Löchern, und aus jedem dieser Löcher brach ein Meer hervor. Das half jedoch dem Felsen auch nicht, und Gott war genöthigt, um ihn zu stützen, einen ungeheuren Stier zu erschaffen, der 4000 Augen, 4000 Ohren, eben so viele Naslöcher, Mundöffnungen, Zungen und Füße hatte, und jeder dieser Füße ist von dem andern 500 Jahresreisen entfernt und der Name dieses Ochsen ist Koutoukia. Zweimal täglich athmet er und erzeugt dadurch Ebbe und Fluth. Allerdings

wagen einige arabische Schriftgelehrten die runde Gestalt der Erde und das Ptolemäische Weltsystem anzunehmen. Sie geben der Erde einen Umfang von 24 000 Meilen; jede Meile hat 3000 Ellen, die Elle drei Spannen, die Spanne zwölf Fingerbreiten, die Fingerbreite fünf Gerstenkörner und das Gerstenkorn endlich sechs Mauleselhaare. Allah Kebir!"

In den Städten genießen ziemlich viele türkische Kinder diesen Elementarunterricht; auf dem Lande sind die Schulen, wo sie etwa vorhanden sein sollten, wenig besucht. Mädchenschulen existiren nicht. Wozu auch die armen eingesperrten Wesen mit Bildungsstoffen füttern, die sie nur auf Emancipationsgedanken bringen und mit ihrer Lage noch unzufriedener machen, als sie es in den größeren Städten bereits zu sein beginnen. Der Koran hat einen Satz, der eigentlich unserer zahllosen alten Jungfern und unserer neuen Töchterversorgungsanstalten wegen in der Bibel stehen müßte: „Verheirathet diejenigen, welche es noch nicht sind, und wenn Armuth sie daran hindert, so gebt ihnen ein wenig von der Habe, welche Gott euch gegeben hat, ihr Reichen, und thut sie zusammen!" Aber die Ueberbevölkerung!!

Nach Eduard Dor.
L'Instruction publique en Égypte. P. 1872.

Der Bakschisch.

Ein neuägyptisches Culturbild.

La civilisation égyptienne, c'est le bakchich. B.

Bei meiner Ankunft in Aegypten war ein Reisegefährte, ein ausgedienter Diplomat, der als langjähriger Vertreter seiner Regierung den Orient durch und durch kannte, so gefällig, aus Mitleid über meine naive Unerfahrenheit, mir den Schlüssel zu den einfachen wie zu den verwickelten Vorkommnissen und Lebenslagen auf ägyptischem Boden mitzutheilen.

„Alle möglichen Lebensvorkommnisse im Orient, sagte er, laufen auf ein einziges Wort hinaus. Dieses Paßwort werden Sie jedesmal wenn Sie einen Dienst verlangen, aussprechen, jedesmal wenn Ihnen ein solcher geleistet worden ist, hören müssen. Inzwischen wird es auch abgesehen von allen geleisteten oder verlangten Diensten überall an Ihre Ohren klingen. Bakschisch! — Das ist alles was Sie ihrem Gedächtnisse einzuprägen haben.

„Der Orient, fuhr er fort, ist ein Land, welches ich bis in seine geheimsten Winkel studirt und erforscht habe. Die Bestechlichkeit hat hier eine eigenthümliche, über alles Maß gehende, sonst überall unerhörte Ausdehnung genommen. Alles ist hier käuflich und verkäuflich. Thüren und Gewissen öffnet der Dietrich des Bakschisch. Um durchzukommen muß man häufiger mit dem Porte-monnaie als mit den Augen winken. In Europa hat man gar keine Vorstellung davon, aber gewiß nicht aus Mangel an diplomatischen Berichten, die man ja meistens nur in die Mappen steckt, ohne sie zu lesen."

Die bitterböse Enthüllung des Diplomaten setzte mich in Verwirrung, fast in Schrecken. Ich hatte bisher sorgfältiger Kenntnisse als Moneten gesammelt, und bei meinen beschränkten Mitteln rechnete ich nicht wenig auf die sprichwörtliche orientalische Gastfreundschaft. Auch ging es mir nicht in den Kopf, daß ich, Besitzer eines Prix au grand concours die mit vieler Mühe möglich gemachte Reise, kaum gelandet, wegen schneller Ausplünderung, wieder aufgeben müßte.

Indessen nach häufigen Beziehungen mit den Bewohnern des Landes beruhigten sich bald meine Besorgnisse wegen der orientalischen Raubgier; ja sie verschwanden zuletzt, und es trat eine der Uneigennützigkeit der Eingeborenen günstige Meinung an deren Stelle.

Gleich beim ersten Schritte in Alexandria erhielt ich am Zollhause die erste Probe der Verfahrungsweise. Ich war damit beschäftigt, aus meinem Koffer das geringe Gepäck herauszunehmen und es einem sonnengebräunten Beamten zur Untersuchung vorzulegen. Anthropologische Brochüren und Bücher bildeten dessen Hauptreichthum. Ohne triftigen Vorwand öffnete ich eines der letztern mit Abbildungen. Der Beamte besah lächelnd die Bilder, welche die aufeinander folgenden Verschlechterungen des pharaonischen Typus darstellten. Ich war eilig.

„Bakschisch!“ murmelte ich leise zwischen den Lippen.

Er hob den Kopf, sah mich mit einem sanften, tiefen Blicke an und lächelte so vergnügt, daß er seine blendend weißen Zahnreihen zeigte; dann ordnete er Kleidungsstücke, Wäsche und Bücher wie die sorgsamste Hausfrau.

Ich ließ geschickt ein unbedeutendes Geldstückchen in seine Hand gleiten. Mit kräftigem Arme hob er den Koffer auf und trug ihn, um mir die Mühe zu ersparen, auf den Platz, wo die Lastträger standen. Dort entzog er sich meinen Dankesversicherungen, indem er mich mit schmeichelhaften Lobsprüchen und Betheuerungen seiner Erkenntlichkeit überhäufte.

Späterhin hat die liebenswürdige Praxis des Bakschisch mich rückhaltlos für sich gewonnen. Der kleine Eseltreiber, der neckische

spitzbübische Junge erbettelte ihn mit so einschmeichelnder Stimme. Der alte Bettler der auf seinen Fersen hockte, sang seinetwegen ein eintöniges, klagendes Wiegenlied. Nußbraune kleine Mädchen, kaum Backfischchen, verfolgten mich wie piepende Küchlein und streckten bittend ihre Händchen nach mir aus. Die Bedienten großer Häuser verbeugten sich bei meinem Weggange bis auf den Boden und folgten, von ehrfurchtsvoller Achtung gegen meine Person durchdrungen, mit bescheidenem Blicke den Bewegungen meiner Hand. In den Bureaus, Kaufläden, Comptoirs, Ministerien hüteten die unteren Beamten sich wohl eine kleine Gabe zurückzuweisen. Ganz natürlich! Alle diese Leute schwammen nicht in Geldüberfluß. Die Nebeneinkünfte des Bakschisch bildeten den Hauptzuschuß zu ihrem Einkommen. Uebrigens gab es nie den geringsten Protest gegen die geschlossene Hand. Ein Lächeln für eine Verweigerung; zweimaliges Lächeln für ein kleines Geldstück, und Allah sei Dank! Das gegebene hat gar nicht den Charakter eines Almosens, nicht einmal den eines Geschenkes; es war eine Höflichkeit, eine Erinnerung, eine Abschlagszahlung auf einen künftigen Freundschaftsbeweis.

Selbst den geheiligten Boden der Religion hat der Bakschisch in Aegypten wie sonst überall in Beschlag genommen; jedoch zeigt er hier die Kehrseite unsrer europäischen Praxis.

Der Reverend Mr. J. S. Wolf, ein presbyterianischer Missionär, den ich später auf dem Nil traf, theilte mir ein höchst bezeichnendes Beispiel mit. Als tüchtiger Sprachkenner hatte der ehrwürdige Clergyman, bevor er seine Missionsreise im Soudan antrat, sich die Mundart seiner künftigen Zuhörer angeeignet. Dank seiner hohen Gestalt und seiner furchtbaren Muskelkraft, die mit einer überzeugenden Beredsamkeit verbunden war, gelang es ihm in Soudan bald einen außerordentlichen Einfluß auf den Geist der Eingeborenen zu gewinnen.

Abends wenn sie vom Felde zurückgekehrt waren, nahm er ernsthaft das Wort und erklärte ihnen die Geheimnisse seiner Theodiceé. Die Neger lagen im Kreise herum und verwandten kein Auge von ihm.

So hörten sie ihn, ohne sich zu rühren, mit offenem Munde an, bis er nach einer oder zwei Stunden naiver Bibelerklärung mit den Worten schloß:

„Nun, meine lieben Brüder, habt ihr es begriffen? Fühlt ihr euch überzeugt?“

„Jawohl, jawohl! brüllten seine schwarzen Zuhörer, indem sie auf ihn zusprangen; wir wollen alles glauben, was Sie wollen; aber, bitte, bitte, einen kleinen Bakschisch! Bakschisch!

Der Reverend griff in seine Tasche, und die kupfernen Geldstückchen, die Paras, wanderten in die der Neger. Auch der Glaube in ihre Herzen? Wer weiß es? Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich. —

Gerard de Nerval entwirft ein höchst humoristisches Portrait von einem andern englischen Missionär, den er an der Table d'hôte des Signor Battista in Beyrouth antraf und der über seine Bakschisch Buch führte.

Dieser würdige Reisende für die evangelische Gesellschaft in London ließ sich von einem bronzefarbigen Parsen bedienen, welcher ein Gewand von weißem Musseline und silberne Ohrringe trug. Er kam eben aus dem Libanon, wo er mehr als 300 Bibeln vertheilt und viele Bekehrungen bewirkt hatte. Er zeigte seinem Tischnachbar das Protokoll-Buch der erlangten Abschwörungen, die durch Unterschriften und arabische Siegel beglaubigt waren; auf der Rückseite stand das Verzeichniß der den Neophyten gegebenen Bakschisch und Summen. Es war dies eine Propaganda mit doppelter Buchführung, wie sie sich für jeden auf Ordnung sehenden Kaufmann ziemt. Er selbst erhielt, wie billig, eine Prämie für jede Bekehrung; denn er mußte ja für kostspielige, ermüdende und manchmal gefährliche Reisen schadlos gehalten werden. Ob aber die Bekehrungen aufrichtig waren, ist eine andere Frage.

Nach Charles Edmond, 1880.

Der unentzifferbare Scarabäus.*)

I.

Diesen Abend um neun Uhr! hatte der Mann aus Luksor zu mir gesagt.

Zur bestimmten Zeit fand ich ihn am Fuße des Großen Obelisken, dessen Gefährten die Franzosen mit vielen Unkosten und Anstrengungen auf den Concordienplatz verpflanzt haben. Der Aegypter hielt zwei kräftige Esel am Zügel; ich bestieg den einen, er den andern, und wir sprengten fort.

Der Mond schien fast sonnenhell. Von dem Dorfe ritten wir in eine Allee von kolossalen Sphinxen hinein, die von beiden Seiten des Weges uns mit ihren starren, ausdruckslosen Augen ansahen. Bald darauf erblickten wir die großartigen Ruinen von Karnak. Wir verließen alsdann die Sphinxallee, ließen links den Tempel des Kohns und den prachtvollen Thorthurm des Ptolemäus und wandten uns zu den Granitthoren, indem wir dem Rande des ausgetrockneten See's folgten, der trotz der wissenschaftlichen Plünderungen noch mit zweihundert Bildsäulen der löwenköpfigen Göttin Pacht geschmückt ist.

Unsere Esel verlangsamen ihren Schritt und ersteigen nicht ohne Schwierigkeit über eine alte Bresche die Mauer des großen Tempels. Oben nehmen wir uns keine Zeit, das unermeßliche Trümmerfeld von Säulengängen, Bildsäulen, Obelisken und Säulen zu bewundern; unsere Thiere steigen jenseits rasch hinunter und galoppiren durch die von ungeheuerlichen Göttergestalten gebildeten Hallen.

*) Nach einer von Emil Guimet in der Société littéraire historique et archéologique zu Lyon 1876 gehaltenen Vorlesung.

Wir sind im Innern des Tempels: bei unserem raschen Ritte fliegen die Basreliefs, die Capitäle, die heiligen Räume und die Porphyrcolosse wie im Traume an uns vorbei. Es geht immer weiter. Säulengänge folgen auf Säulengänge, Obelisken auf Obelisken; wir reiten mit Windeseile durch ganze Wälder von Säulen.

Plötzlich hält der Aegypter seinen Esel an und sagt:

„Hier ist's."

Ich steige ab, wir treten in ein Heiligthum aus rosenfarbenem Granit, welches sich im Innern eines andern Heiligthums aus hartem Sandstein von Silsileh befindet. Die Mauern sind mit Inschriften und religiösen Darstellungen bedeckt. Mein Führer hat unter seinem weiten Gewande eine Hacke mitgebracht und beginnt kräftig den Sand aufzuhauen.

Ich hatte ein Wachslicht angezündet und sehe, wie sich bald unter der Hacke der Eingang eines unterirdischen Ganges zeigt. Nach hinreichender Wegschaffung des Sandes kriechen wir in den Gang, der uns in eine Todtenkammer führt, die ihrer Mumie beraubt ist.

Bei dem Begräbnisse eines Würdenträgers brachten alle Theilnehmer Amulete mit, welche sie rings um das Grab auf den Sand niederlegten. Ich wußte das.

„Wir wollen suchen!" sagte der Mann aus Luksor.

Und wir kauerten uns auf den Boden, um ihn zu durchwühlen. Bald fanden wir Stücke von kleinen Bildsäulen und Steinchen, denen der Steinschneider die Gestalt von Käfern gegeben hatte. Bei den alten Aegyptern war der Käfer das Sinnbild der Seele, weshalb steinerne Scarabäen mit frommen Inschriften ihre Mumien bedeckten.

Innerhalb einer Stunde sammelte ich fast ein Kilo dieser Alterthümer, ein ganzes Museum. Man denke sich meinen Jubel.

Mein Führer bemerkte mir, daß diese Dinge den größten Werth hätten und das tiefste Geheimniß über die Fundstätte zu beobachten sei, da der Vicekönig, der hierin keinen Scherz verstehe, den Handel mit Gegenständen aus der Pharaonenzeit strenge verboten habe.

Ich brauche kaum zu sagen, daß ich mit einem antiquarischen Schleichhändler zu thun hatte, der, anstatt den Touristen die besten Stellen für die Feldhühner- und Schnepfenjagd zu zeigen, sie zu den Fundplätzen der aegyptologischen Seltenheiten führt.

II.

Nach Kairo zurückgekehrt, besuchte ich sofort einen als tüchtigen Aegyptologen berühmten Sammler. Mit großer Sorgfalt breite ich meine antiken Reichthümer vor ihm aus; ich classificire sie möglichst genau und stelle sie in das rechte Licht; ich wische diejenigen ab, deren Glanz getrübt ist, und blase von andern den Staub ab; darauf, als alles sich in Ordnung befindet, frage ich ihn mit gleichgültiger Miene, aber ganz bewegtem Herzen, wie viel wohl ein solcher Schatz werth sei?

Der Gelehrte sah mich an, senkte seine Augen auf meine Stein- und Bronzestücke und warf mir dann einen scharfen ironischen Blick zu, wobei er lächelnd sagte:

„Nichts, durchaus nichts!"

„Wie! diese Antiquitäten, welche ich selbst in einer Todtenkammer aufgefunden habe?"

„Diese Stücke haben keinen Werth. Alle sind blos unförmliche, mit Gewalt zerbrochene Bruchstücke. Es ist unmöglich, ihnen eine Epoche oder auch nur einen Namen beizulegen."

Ich war verblüfft.

Während er so sprach, rieb der Sammler einige der steinernen Scarabäen zwischen seinen Händen, betrachtete sie und warf sie dann verächtlich bei Seite.

Plötzlich erhellte sich sein Gesicht. Er griff eifrig nach seiner Antiquar-Loupe, trat ans Fenster und untersuchte einen Stein mit einer gewissen Gemüthsbewegung.

„Da haben Sie ja einen sehr merkwürdigen Scarabäus!" sagte er endlich.

„Ach was!"

„Es ist ein Leichen-Scarabäus; Sie haben ihn gewiß in einer Gruft gefunden.“

„Potztausend! das habe ich Ihnen eben ja schon gesagt.“

„Sehen Sie, Sculpturen auf beiden Seiten, doch ohne Darstellung der Flügeldecken.“

„Nun, was soll das beweisen?“

„Auf der einen Seite hat man einen zusammengekauerten, vogelköpfigen Gott mit einem Palmzweig in der Hand dargestellt: eine Sünde oder auch eine gute Eigenschaft. Nach dem Tode eines bedeutenden Mannes hielt man über den Leichnam ein Todtengericht ab und verhörte ihn mit den Fragen: Hast du dieses gethan? Hast du jenes gethan? Natürlich war das nur eine negative Beichte, da er ja nicht antworten konnte. Konnte jedoch einer der Zuhörer beweisen, daß der Verlebte eine der vierzig Hauptsünden begangen hatte, so mußte man letzterem das Begräbniß versagen. Selbst Könige sind deßwegen nicht beerdigt worden. Der kleine Gott hier ist eine der zweiundvierzig Hauptsünden, oder vielleicht eher noch eine der diesen entsprechenden Tugenden. Sie begreifen doch? Es ist sehr klar.“

Der Gelehrte gerieth in Feuer, ich wagte ihn nicht zu unterbrechen. Er war prächtig.

„Andererseits,“ fuhr er fort, „haben wir fünf symbolische Zeichen. Sie müssen symbolisch sein, denn wären sie phonetisch, so würden sie nichts bedeuten.“

„Verzeihung, ich verstehe nicht.“

„Symbolisch kommt von Symbol . . .“

„Jawohl, ich weiß es . . .“

„Und phonetisch kommt von phone, Laut; die phonetische Schrift besteht aus Zeichen, welche nur Buchstaben oder Silben darstellen: es ist ein Rebus. Sie begreifen doch? Es ist sehr klar. Ich sagte also, daß wir es hier mit symbolischen Charakteren zu thun haben: eine Sonne, ein Kahn, eine Guitarre, ein Gott mit einer Hacke (die ascia der Römer) und ein Krokodil, was augenscheinlich die

Bedeutung hat: Sonne, Beschützerin der Wahrheit und der Harmonie gegen die niedrigeren Geister."

„Augenscheinlich."

„Nun deutet aber diese ganz königliche Formel darauf hin, daß dieser Scarabäus für ein Mitglied der königlichen Familie gravirt worden ist und zwar aus der Dynastie der... Welche Dynastie mag es wohl vorstellen?"

„Ich vermag es Ihnen nicht zu sagen."

„Wenn ich den Stil und die Schreibweise prüfe, möchte ich nicht anstehen, den Stein bis auf die zwölfte Dynastie zurückgehen zu lassen."

„Nur keine Beanstandung, schätzenswerther Gelehrter, ich nehme die zwölfte Dynastie an."

„Vielleicht kann es auch die achtzehnte..."

„Nein, ich ziehe die zwölfte vor, sie ist älter."

„Ich glaube wohl, sie geht bis auf Abraham zurück."

„Mein Scarabäus ist aus der Zeit Abrahams?"

„Jawohl."

„O lassen Sie mich Sie umarmen!"

Und hierauf warf ich alle Produkte meiner Ausgrabungen zum Fenster hinaus, nahm meinen kostbaren Scarabäus und eilte ohne weitere Nachfrage fort.

Auf der Straße begegnete ich dem Doktor S..., der auch Kenner sein will. Ich zeigte ihm meine Antike.

„Zwölfte Dynastie," sagte er, indem er sie untersuchte.

„Wirklich, sind Sie dessen sicher?"

„Allerdings, jedesmal wenn man keinen Beweis hat, sagt man zwölfte Dynastie, denn da sie eine von denjenigen ist, die am meisten hervorgebracht haben, so hat man eine Möglichkeit gegen dreiunddreißig sich nicht zu irren. Es gibt nämlich dreiunddreißig Dynastieen."

„Gut, daß ich das jetzt weiß."

„Der Scarabäus ist sehr merkwürdig," fuhr der Doktor fort, „denn er hat zwei Seiten, auf der einen Seite irgend einen Gott, auf der andern fünf phonetische Charaktere."

„Ich dagegen halte sie für symbolisch.“

„Sie sind das durchaus nicht. Hier ist eine Sonne, ein Kahn, eine Guitarre, eine Göttin . . .“

„Bitte um Verzeihung, es ist ein Gott.“

„Eine Göttin und ein Krokodil; die Barke übergehe ich; sie ist ja nur das Vehiculum der Sonne; auch die Guitarre, die nur eine Bekräftigung des folgenden Zeichens ist; ich übergehe alles, was mich genirt . . . und die Erklärung hemmen könnte und lese: Ra, Ma, sa, Ramses! Es ist ein Königsnamen.“

„Ei, zum Kukuk! ich wäre doch neugierig, einmal zu sehen, wie Sie aus all diesen Zeichen „Ramses“ herauslesen können.“

„Das ist sehr einfach. Die Sonne heißt ra; jedermann kennt Ammon-ra, Ammon-Sonne; die Göttin, welche eine Peitsche trägt . . .“

„Es ist aber eine Hacke.“

„Die Göttin, welche eine Peitsche trägt, ist die Göttin der Gerechtigkeit, Thma, woraus die Griechen Themis gemacht haben. Das Krokodil endlich heißt noch heute auf arabisch Timsah, was zusammen Ra-Thma-Timsah gibt, und durch Contraction Ra-ma-tsa, und schließlich nach der griechischen Redeweise Ramses.“

III.

In Paris ließ ich genaue Abdrücke meines Scarabäus machen und schickte sie den Aegyptologen zu Berlin und London; dann wandte ich mich selbst an einen geschickten Hieroglyphenleser.

„Sie haben da ein sehr merkwürdiges Stück,“ sagte der französische Gelehrte.

„Jawohl, aber was bedeuten die eingegrabenen Charaktere?“

„Ich weiß es nicht.“

Bei diesen Worten stieg meine Verwunderung auf's Höchste. Ein Gelehrter, der nichts weiß! das ist ja unerhört!

„Ich weiß nicht,“ antwortete er. „Sie müssen nicht glauben, wir hätten die Gabe der Divination. Abgesehen von einer gewissen

Anzahl Zeichen, deren Bedeutung feststeht, ist der Rest nur problematisch."

„Ach was!"

„Nach genauerer Prüfung erkenne ich jedoch Chons, den zweiten Gott der ägyptischen Dreieinigkeit."

„Ich dachte mir wohl, daß Sie eine Erklärung finden würden, und auf der anderen Seite?"

„Irgend ein Gebet an den Mond."

„Oder an die Sonne."

„Oder an die Sonne," wiederholte der Gelehrte.

Ich kann den Zweifel nicht leiden, daher vermehrte diese negative Erklärung nur noch meinen Eifer, die Lösung dieses hieroglyphischen Räthsels zu finden.

Ich erhielt also zu meiner großen Freude einige Tage nachher zwei mit fremden Poststempeln versehene Briefe, den einen von London, den andern von Berlin.

Folgendes ist der Inhalt des ersten:

„Geehrter Herr!

Ihr Scarabäus ist der Stein eines Ringes, der einem Schriftsteller der XIX. Dynastie angehört hat. Auf der einen Seite sieht man Thot, den Gott der Literatur; er hat einen Ibiskopf und eine Feder in der Hand; auf der andern liest man sehr leicht den Namen des Schriftstellers, der dieses Kleinod besaß; er heißt Nefer-Meri, was man wörtlich mit „Guter Junge (good fellow)" übersetzen kann.

Lord Belbrelok, dem ich es mitgetheilt habe, bietet fünfzig Pfund Sterling dafür.

Genehmigen Sie &c."

Der zweite Brief lautete:

„Mein Herr!

Ein Unicum!! Auf der einen Seite der siegreiche Gott Horus, einen Palmzweig in der Hand; über seinem Sperberkopfe schwebt eine Sonnenscheibe. Auf der andern Seite steht der königliche Name eines

ganz unbekannten Pharaons. Diese Thatsache gibt Ihrem Scarabäus einen großen Werth. Er füllt eine Lücke aus, indem er ein ungeheures Licht auf die Dynastie dieses Monarchen wirft, welchen ich nicht anstehe, zwischen die XV. und XVI. Dynastie während der Herrschaft der Hyksos über Unterägypten zu stellen.

Ich bitte Sie um die Erlaubniß, ein Werk über diesen historisch unbestreitbar werthvollen Scarabäus zu schreiben.

Genehmigen Sie ꝛc."

Jemehr Erklärungen ich erhalte, desto verwickelter wird die Frage. Schließlich ging ich zu einem Antiquitäten-Händler. Diese Leute sind oft besser beschlagen als alle Gelehrten zusammen.

Der Händler betrachtete meinen kleinen Stein durch die Lorgnette und sagte:

„Ei, ei! das ist ja unsere Nummer 64!"

„Was soll es mit Ihrer Nummer 64!"

„Es ist ein Scarabäus aus unserer Fabrik, den wir aus dem Handel herausgezogen haben, weil er Fehler im Aegyptischen hatte."

„Schön, Sie wollen mir also weiß machen, daß ein Stück, welches ich selbst in den Ruinen von Theben ...."

„Wir haben ja gerade in Luksor einen Geschäftsfreund."

„Das glaube ich nicht."

„Und ich würde Ihnen selbst verbunden sein, wenn Sie ihn mir überließen, denn wir lassen nicht gerne schlechte Producte circuliren."

„Jawohl, ich sehe wohl, wohin Sie hinauswollen."

Da öffnete der Händler ruhig eine Schublade und zog daraus eine Handvoll von Scarabäen, welche mit dem meinigen identisch waren.

„Ich habe Lust, an Lord Belbrelok zu schreiben. Wenn ich jedoch überlege, scheint es mir besser, das Product meiner Nachgrabungen zu behalten; es soll mir zum Versiegeln meiner Briefe dienen und ich werde jedem, der es hören will, sagen, daß ich diesen Scarabäus dem Sesostris selbst entwendet habe."

Nach Emile Guimet, 1877.

Die Krokodilengrotte zu Maabdeh.

Die Windstille hielt uns seit drei Tagen vor Anker bei Amabdi fest. Der Aufenthalt in der Kajüte wurde unter dem glühenden Sonnenbrande immer unerträglicher; wir waren des ewigen Rauchens und Faulenzens müde und sehnten den Khamsin herbei, dessen Staubwolken seit mehreren Tagen am westlichen Horizonte zu drohen schienen. Da schlug uns Hassan, unser Dragoman, vor, die einige Meilen von unserm Ankerplatze entfernten Grotten von Maabdeh zu besuchen. Ich erinnerte mich des schrecklichen Abenteuers, welches das Parlamentsmitglied Herr Leigh dort bestanden hatte, und nahm trotzdem den Vorschlag an, ja ich beschloß sogar ungeachtet der dringenden Warnungen Hassan's in das Innere der Grotten einzudringen.

Es gelang uns in Amabdi einige Esel und zwei junge Bursche als Führer aufzutreiben. Bei Tagesanbruch sollten wir (ich und mein Bruder) aufbrechen.

Der Mond war untergegangen, und der dichte ägyptische Nebel umhüllte die Landschaft, als wir geräuschlos über den Strom fuhren und auf dem Sande des andern Ufers an's Land stiegen. Die Luft war inzwischen erstickend heiß geworden, denn der Khamsin näherte sich und verschleierte bereits den Horizont. Vor uns erhoben sich Granithügel, die sich unter den Staubwirbeln wellenförmig zu bewegen schienen; hinter uns, zwischen nahen Ufern eingezwängt, wälzte der Nil brausend und reißend schnell seine gelben Wellen.

Die Führer erschienen, als eben die Sonne aufging. Der Weg führte uns zwei Stunden lang durch reiche Getreide-, Hanf- und Zuckerrohrfelder bis an den Fuß der Granitfelsen; zu so früher Stunde sahen wir kein menschliches Wesen, selbst nicht in dem von Dattelpalmen umgebenen Fellahdorfe, an welchem wir vorbeikamen.

Vor unsern Augen öffnete sich nun ein enges Thal, dessen trostloses Aussehen aller Beschreibung spottet: kein Baum, kein Grashälmchen, nicht die geringste Spur von Graswuchs, nichts als Sand und kahle Felsen, welche die Strahlen der höher steigenden Sonne so glühend heiß auf uns zurückwarfen, daß unsere vertrockneten Lippen barsten und bluteten. Immer tiefer drangen wir in diese Feueresse hinein, und erreichten endlich eine Hochfläche, von welcher wir auf den Strom mit seinen grünen Ufern hinabblickten. Die Hitzeausstrahlung war oben noch schlimmer.

So ging es einige Stunden lang bergauf bergab bis an den Kamm der Bergkette. Hier stiegen wir in eine von steilen Felsen eingefaßte runde Schlucht hinab, in deren Mitte sich ein längliches Loch zeigte. Wir waren an unserm Bestimmungsorte angekommen.

Wir sprangen von unsern Eseln herab und untersuchten den Eingang, einen weiten horizontalen Einschnitt in dem Felsen, fast wie eine Brunnenöffnung, 10 bis 12 Fuß tief. Vom Rande aus konnten wir einen niedrigen, düstern Gang erkennen, der in das Innere des Berges führte.

Einer der beiden arabischen Führer war bereit, mit hineinzusteigen; der andere hielt es für klüger, oben zu bleiben. Wir organisirten demnach unsere Forschungskolonne dergestalt, daß ein Araber voranging, dann mein Bruder, hierauf Hassan und ich zuletzt folgten. — Wir ließen uns ohne Schaden auf den Boden des Loches gleiten und legten dort die zur unterirdischen Reise überflüssigen Röcke ab. Hierauf schlüpften wir hintereinander unter einen ungeheuren Felsquader, der jeden Augenblick zu fallen und den allzu neugierigen Reisenden den Rückweg für immer verschließen zu wollen schien.

„Und nun", sagte mein Bruder, indem er sich ruhig an den Eingang des Ganges setzte, „was werden wir hier finden? Einen von den Piraten des Kapitän Kitt (schrecklichen Andenkens) verborgenen Schatz? Etwas auf ol oder il? Petrol oder irgend ein urweltliches Fossil?

„In der That," antwortete Hassan; „es ist wirklich etwas auf il, mein Herr; nämlich Krokodile."

Und der spaßhafte Dragoman lehnte sich gegen die Felsenwand, um sein Gesicht zu einem vergnügten Lachen zu verziehen.

Wir zündeten einige der mitgebrachten Wachslichter an und drangen 8 bis 10 Fuß in die Höhle vor, dann zwang uns die plötzliche Senkung des Gewölbes auf Händen und Füßen weiter zu gehen. Allmählich wurde der Gang noch enger, so daß wir schließlich auf dem Bauche liegend uns mit Händen und Ellenbogen vorwärts arbeiten mußten.

Gerade als ich darüber ungeduldig und besorgt zu werden begann, hob sich die Decke und wir traten in einen mit schönen Stalaktiten geschmückten Saal; doch war der Raum kaum 30 Fuß breit. Am entgegengesetzten Ende öffnete sich ein Gang, in dem wir noch einige Schritte aufrecht machten, dann aber von neuem auf den Knieen und zuletzt auf dem Bauche weiter kriechen mußten.

Die Hitze wurde immer erstickender; der allen Nilfahrern wohlbekannte eckelhafte Geruch der Fledermäuse vermischte sich mit dumpfem Moderduft und den erdharzigen Ausdünstungen der Mumien.

Wie lange wir in diesem zwei Fuß breiten Loche weiter rutschten, kann ich nicht sagen; vielleicht 300 Meter, jedenfalls nicht weniger als 100. Schließlich bereuten wir unsere Verwegenheit. Dazu kam noch, daß je weiter wir kamen, die infernalische Hitze über alle Beschreibung stieg. Ich weiß aus Erfahrung, was die Hitze in allen Tropen zu bedeuten hat, ich kenne die der Wüste und die des rothen Meeres im Monat Mai, allein niemals habe ich eine Brustbeklemmung wie in diesen scheußlichen Höhlengängen empfunden.

Wir erreichten endlich einen langen und niedrigen Saal, in dem wir wenigstens unsere schmerzhaften, fast steifgewordenen Glieder aus-

recken konnten. Das Zimmer war von Steinblöcken überfüllt, über welche wir hinwegklettern mußten. Kaum hatten wir damit begonnen, als plötzlich ein ungeheurer Schwarm von Fledermäusen über uns herfiel, die uns mit den Flügeln in's Gesicht schlugen und sich an unsere Köpfe und Bärte klammerten. Es läßt sich kein größerer Schrecken denken! Mein Bruder schlug wie verzweifelt mit den Armen um sich und tödtete sicherlich manchen Angreifer, Hassan blieb unbeweglich auf einem Steinblocke sitzen und rief alle Heiligen des muhamedanischen Paradieses zu Hülfe; ich riß mir die Haare mit den daran hängenden Thieren vom Kopfe.

Unsere Feinde verschwanden jedoch ebenso plötzlich, wie sie gekommen waren. Sie stürmten wie ein schwarzes Unwetter aus der Höhle heraus, so daß, wie wir nachher hörten, der Araber am Eingange, von Entsetzen ergriffen, sich auf die Kniee warf und Allah um Hülfe anrief.

Nach dieser Unterbrechung kletterten wir über die Steinblöcke weiter und gelangten an einen einige Fuß über dem Boden in den Felsen eingehauenen Eingang, worin, nach den Löchern an der einen Seite zu schließen, früher eine Thüre gewesen war. Zuerst mußten wir uns bücken, nachher jedoch, während die Hitze und der eigenthümliche Mumiengeruch noch intensiver wurden, mit den Knieen und den Händen und zuletzt auf dem Bauche uns weiterarbeiten wie Reptilien.

Bei unserer überreizten Stimmung schien uns der Weg unendlich lang. Es trat mir die Gefährlichkeit unserer Unternehmung vor die Augen. Wenn Fledermäuse in diesen unterirdischen Gängen leben konnten, weßhalb nicht auch Schlangen. Es konnte in dem engen Raume Keiner an dem Andern vorbei; wenn mir, dem Hintersten, etwas zustieß, ein tödtlicher Schlangenbiß oder ein Herzschlag in Folge der übermäßigen Hitze, so waren meine drei Vordermänner unrettbar verloren, denn sie konnten mich nicht fortschaffen, noch an mir vorbeikommen. Dasselbe meinten meine Gefährten, allein wir waren nun einmal im Zuge und Keiner wollte zurück.

Bald darauf, als wir wenigstens auf den Knieen vorwärts kommen konnten, machte ich eine Entdeckung. Ich fühlte unter meiner Hand etwas Weiches und Schlüpfriges, und warf meinen Körper mit solcher Heftigkeit zurück, daß ich mir fast den Schädel am Gewölbe zerschmettert hätte, doch hielt ich rasch mein Wachslicht hin, um zu sehen, was es wäre.

Ich sah alsdann, daß der Boden, auf welchem wir krochen, mit menschlichen Ueberresten bedeckt war und daß ich so eben mit den Fingern über das lange braune Haar einer Frau gefahren war. Neben meinem Knie lag das Bein eines Kindes; überall herum lagen Köpfe, Skalpe und Gliedmaßen, einige noch zum Theil mit ihren Mumienbändern umwickelt; sie bildeten mit Sargstücken, Haarbüscheln und dgl. die Bedeckung des Bodens. Hier leuchtete bei dem Scheine unserer Lichter das gelbe Gesicht irgend eines Priesters oder vornehmen Mannes aus der staubigen Masse hervor; dort lehnte sich aufrecht an die Mauer der Leib einer Frau, deren Brust in scheußlicher Weise aufgerissen war.

Ich hatte hier eine Scene so abscheulicher Grabesschändung vor Augen, daß selbst Hassan, der an die Achtung gegen Todte, welche nicht dem Geschlechte der Rechtgläubigen angehörten, wenig gewohnt war, im Namen seiner Landsleute jede Betheiligung an diesem Frevel zurückweisen zu müssen glaubte. „Es sind englische Reisende, die das gethan haben!“ rief er aus. Und ich habe Gründe, an die Wahrheit seiner Aussage zu glauben. Ist es jedoch möglich!

Ich erzähle keine erfundene Geschichte und setze meine Phantasie keiner empörenden Scene wegen in Unkosten. Irgend ein Mensch, Muselmann oder Christ, hat diese armen Leichname von Maabdeh auf eine für seinen Glauben und sein Volk, ja für die ganze Menschheit schändliche Weise mißhandelt, und, was die rohesten Wilden nicht thun würden, weder Alter noch Geschlecht geschont. Ohne irgend einen Zweck waren die Körper auseinander gerissen, die Glieder auf den Boden ausgestreut, die Schädel ihrer Haare beraubt worden.

Nur ein Tollhäusler oder Fanatiker konnte diese Schandthat gethan haben.

Wir drangen nun weiter vor und erreichten eine jener ungeheuren Höhlen, die vor Jahrtausenden als Grabstätten der heiligen Krokodile dienten. Es bot sich uns ein wahrhaft merkwürdiges Schauspiel dar. Die Thiere lagen auf dem Boden so dicht als möglich nebeneinander, jedes den Kopf zu Füßen des andern und ebenso, durch Palmblätter getrennt, schichtweise übereinander. Bis wie weit sich diese Grüfte in den Berg hinein erstrecken, kann Niemand sagen; wir konnten nur zwei besuchen. Die Höhlen sind durchaus nicht das Werk von Menschen; auch müssen sie einen andern Eingang — den Haupteingang — haben, da es vollständig unmöglich ist, Krokodile, deren viele von kolossaler Größe waren, auf dem von uns eingeschlagenen Wege hineinzubringen.

Wie es scheint, wurden die Krokodile zuerst reihenweise auf einander geschichtet, bis die Höhle gänzlich damit angefüllt war; darauf ging man zur Grotte daneben und füllte sie in derselben Weise. Es war uns also unmöglich, die Länge und Ausdehnung der Gruft abzuschätzen, und Niemand wird dieses vor Ausleerung derselben thun können.

Besonders bemerkenswerth bei diesen sonderbaren Bestattungen ist die außerordentlich große Zahl junger Krokodile, selbst solcher, die noch im Ei oder kaum demselben entschlüpft sind. Sie sind zu je zwanzig mit Mumienlinnen in Packeten zusammengerollt, die zu Tausenden die Zwischenräume ausfüllen. Nach einer annähernden Berechnung liegen um jedes erwachsene Krokodil fünfhundert dieser jungen Götter; und in den beiden Höhlen, die man, durch die Mumien kriechend, besuchen kann, sind nach meiner Schätzung wenigstens eine halbe Million, vielleicht sogar befinden sich zehnmal mehr darin, da man das Ende der zweiten Höhle nicht erreichen kann. Man kann sich, wie ich schon sagte, keinen Begriff von der Ausdehnung dieser Höhlen machen, welche bis zur Decke wie Häringsfässer vollgestopft sind. Eine so ungeheure Menge von Mumien setzt entweder eine gleich große Sterblichkeit unter

den Eiern und jungen Krokodilen voraus, oder den Gebrauch der Aegypter, die Familien ihrer heiligen Thiere so frühzeitig wie möglich dem Todtenreiche zu übergeben.

Nachdem wir alle zugänglichen Stellen der Höhlen untersucht und einige Specimina ihres Inhaltes ausgewählt hatten, beeilten wir uns, den Rückweg anzutreten. Das unheimliche Schauspiel dieser von unsern Lichtern phantastisch beleuchteten Höhlen, diese wirr durcheinander liegenden Krokodilmumien und menschlichen Glieder kamen mir zuletzt schauerlich vor. Aus einer Felsenspalte ragten starr, schwarz und wie in den Todeszuckungen zusammengezogen, ein Bein und ein Fuß hervor. Seltsam davon angezogen, trat ich näher, um das Glied wieder anständig zu bedecken. Als ich es anfaßte, brach dieser ganze menschliche Ueberrest, indem er sich wie in's Leben zurückgekehrt emporhob, zusammen; ich fuhr schaudernd zurück.

Wir banden nun mit unsern Gürteln und mitgebrachten Stricken die Beute zusammen, welche wir mit hinausschleppen wollten und legten dann wie früher kriechend den größten Theil des Rückweges zurück. Unsere Nerven waren durch die Hitze, die schlechte Luft und die Geheimnisse der Höhlen so angegriffen, daß wir, nach kurzer Ruhe in dem zweiten Saale, nur mit Mühe den Ausgang und die freie Luft erreichten.

Das Tageslicht schien uns unbeschreiblich glänzend; wir athmeten mit Wonne die brennend heiße Luft, welche uns jetzt im Vergleich zu der unterirdischen Feueresse, die wir hinter uns ließen, erfrischend vorkam. Ich will nicht weiter beschreiben, wie der Himmel mehr und mehr eine schmutziggelbe Färbung annahm, während die Feuerröthe am Rande des Horizontes immer höher stieg, je näher wir dem Ufer des Nils kamen; auch nicht, in welcher Weise jenes Sturmwetter von Sand und Feuer, welches die Araber mit dem Namen „Khamsin" bezeichnen, uns noch in den Bergen überraschte und bis Kairo begleitete. Auch muß ich unsern Streit mit dem Scheik von Maabdeh übergehen, der durchaus ohne Prozeß unsere beiden jungen Araber aufhängen

lassen wollte. Später habe ich noch immer lachen müssen, wenn ich mich an die Grimasse erinnerte, die der würdige Beamte schnitt, als ich ihm meinen Revolver auf die Stirne setzte.

Ich habe einfach zeigen wollen, daß es am Nil interessante Dinge giebt, die gewöhnliche Reisende nicht sehen. Für Nachfolger will ich hier eine Bemerkung machen. Trifft man die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, so ist der Besuch der Krokodilengrotten von Maabdeh nicht gefährlich; man lasse sich von den Dragomans nicht abrathen; aber zwei Dinge sind zu beobachten: die schwächste Person muß zuerst, die kräftigste zuletzt kommen; dann aber gebe man acht auf das Licht! Ein Funken, der auf diese Masse von Zündstoffen in den Gängen und Höhlen fiele, würde im Nu einen Brand entzünden, aus dem es keine Rettung gäbe.

Wenn auch die Höhlen Werke der Natur sind, so müssen doch am wahren Eingange, der noch aufzufinden ist, Bauwerke der Pharaone sich befinden, die vielleicht höchst interessante Alterthümer enthalten. Die unter den Reptilien liegenden Menschenmumien sind wahrscheinlich die der Wächter der heiligen Krokodile, die sicherlich einer tiefstehenden Klasse angehört haben, da sie nicht den geringsten Leichenschmuck tragen; doch bleibt eine Beraubung durch frevelhafte Hand nicht ausgeschlossen.

Nach Octave Sachot, 1877.

Malerstudien

auf einer ägyptischen Eisenbahn.

Von Alexandria nach Kairo fährt man zunächst über eine monumentale Wasserleitung auf einen schmalen Damm zwischen zwei endlosen Wasserflächen, dem Mariout-See zur Rechten und dem See von Aboukir zur Linken, mit so niedrigen Ufern, daß man sich zwischen die Polder in Holland versetzt glauben könnte. Der Himmel war blaß, wie auf einer Leinwand von Van de Velde, und wir Reisende, die wir den Versicherungen der Maler vertrauend, eine Landschaft in feuerglühenden Farben zu sehen erwartet hatten, betrachteten mit Erstaunen jene unermeßlichen, vollkommen horizontalen Flächen, deren graue Färbung noch nichts von dem geträumten Aegypten zeigte.

Allmählich wurde das Bild bunter: wir sahen Landhäuser im üppigen Grün schöner Gärten, dann in der Ferne die über die Landfläche hinstreichenden großen Segel der auf dem Kanal Mahmoudieh fahrenden Schiffe, reiche Felder von Dourah, Mais und Baumwollenstauden, dazwischen zahlreiche in der Sonne glänzende Wasserrinnen, kleine und große Berieselungs-Teiche, von denen jeder sein Wasser aus einer Sakkieh, einer aus der Pharaonenzeit stammenden Schöpfmaschine erhält, deren unförmliche Räder von Büffeln, Kameelen oder Eseln gedreht werden.

Manchmal sahen wir auch zwei kräftige, halbnackte Fellahs, deren braune Haut wie florentinische Bronze glänzte, am Rande eines Kanals

stehen, ein Schöpfgefäß an zwei Seilen wie eine Schaukel hin- und herschwingen, die Oberfläche des Wassers damit streifen und dann den Inhalt mit erstaunlicher Gewandtheit auf die nächsten Felder schleudern.

Andere Fellahs in kurzem, blauem Hemde ackerten mit einem vorsintfluthlichen Pfluge, den ein Kameel und ein Sudanochse zogen. Ueberall im Felde waren diese Leute beschäftigt, und von der „orientalischen Faulheit“ bei ihnen wenigstens nichts zu sehen.

Bald darauf erblickten wir die ersten Fellah-Dörfer: armselige Lehmhütten mit zwei oder drei Mauerlöchern, einem niedrigen Thürchen und auf dem Dache ein mit Kalk beworfenes, thurmähnliches Taubenhäuschen. Das Ganze gleicht mehr einem Termitenbaue, als einer menschlichen Wohnung. Gibt es Regen oder Ueberschwemmung, so schmilzt das ganze Dorf zu einer Kothmasse zusammen. Der Schaden wird jedoch bald wieder gutgemacht, da der Lehm zur Hand ist und die Sonne den Neubau in einigen Tagen trocknet und bewohnbar macht.

Dieser genauen Beschreibung zu Folge müßte ein Fellah-Dorf nicht besonders reizend aussehen. Denkt man sich jedoch neben diesen unförmlichen Erdhaufen eine Gruppe Dattelbäume, einige vor den einem Fuchsbaue ähnlichen Thüröffnungen knieende Kameele, ein Fellahweib in langem, blauem Gewande, ihr Kind an der Hand und den antiken Wasserkrug auf dem Kopfe; das Ganze beleuchtet von der aegyptischen Sonne, so hat man ein Charaktergemälde, das durch den Pinsel eines Marilhat oder Horace Vernet Jedermann entzücken würde.

Besonders malerisch war das Bild einer heranziehenden Kameelkarawane. Auf dem Höcker des ersten Kameels saß mit gekreuzten Beinen der beturbante Führer, wohl ebenso gekleidet und ganz so majestätisch wie Elieser, als er in Mesopotamien dem Isaak eine Gattin holte. Die langsam einherschreitende Kameelreihe trat über die flachen Linien des Horizontes in riesenhaften Umrissen hervor; dann kamen Reiter auf feurigen Rossen herangesprengt; Züge kleiner lebhafter Esel, deren Herren weit hinten auf dem Kreuze saßen und ihre Beine bis auf den Boden herabhängen ließen.

Weiterhin sah ich ein echt biblisches Bild: ein junges Fellahweib, wie immer in langem blauem Gewande mit züchtigem Faltenwurfe, ritt auf einem Esel und hielt behutsam vor sich einen über die Reise sichtlich erfreuten, wunderschönen nackten Knaben, während ein noch kräftiger, aber graubärtiger Mann das Thier mit sorgsamer Hand beim Zügel führte. Hätte über dem Haupte der Frau der dünne Goldreifen geschwebt, so wäre das Gemälde eine „Flucht nach Aegypten“ gewesen, die durch ihre lebendige naive Naturtreue dem Pinsel unserer größten Maler Ehre gemacht haben würde.

In ähnlicher Weise bot uns so die Fahrt bis Kairo ein wahres Kaleidoskop bunt wechselnder Scenerien.

Nach Theophil Gautier.

Die mohammedanischen Magiker.

I.

Die Geheimwissenschaften im heutigen Aegypten.

Für den an die wechselnden Gestaltungen der fortschreitenden Cultur gewöhnten Europäer bietet die Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit der orientalischen Welt, ihre zähe Beharrlichkeit in Sitten und Gebräuchen, ihre abgeschlossenen Ideenkreise ein merkwürdiges Schauspiel, dessen Verständniß ihm die aus gemeinsamer indischer Quelle entsprungenen, in ihrer bewegungslosen Unfehlbarkeit bei den Bekennern allmählich erstarrten religiösen Systeme allein erschließen können. Während bei uns die wissenschaftliche Kritik unablässig alle Traditionen zersetzt und umgestaltet, ist die Macht der Ueberlieferung im Orient seit Jahrtausenden überall, wo nicht äußere Gewalt dieselbe vernichtete, unerschüttert geblieben. Die Nomaden Syriens und Arabiens leben und denken wie zur Zeit Abrahams; die Nachrichten der Alten über die Brahmanen und Fakire scheinen im 19. Jahrhunderte geschrieben zu sein; von den alten Tempelgeheimnissen, der Magie und Zauberei, mit deren Hilfe die Priesterkasten die Volksmassen in Furcht und Abhängigkeit erhielten, haben sich, unverändert, bedeutende Reste in Hindostan, einige auch in Aegypten erhalten.

Neuerdings haben die wissenschaftlichen Untersuchungen von Pictet und besonders von Fr. Lenormant*) von neuem bewiesen, daß die

*) François Lenormant, Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. Jena 1878.

magischen Traditionen der Inder, Chaldäer, Babylonier, Assyrer und Araber in vollständigster Uebereinstimmung stehen. Die Entdeckung des Hypnotismus, worüber man Prof. Preyer's interessante Schrift sowie die Untersuchungen von Schneider, Heidenheim und Bäumler nachlesen mag, hat den Weg gezeigt, auf dem die moderne positive Wissenschaft dieses bisher so dunkle und auch absichtlich verdunkelte Gebiet mit ihrem Lichte aufhellen wird. B.

„Die Alchemie, sagt Ch. Didier, ist im Orient noch lange nicht zu Grabe getragen; sie steht vielmehr in großem Ansehen, obschon sie niemanden bereichert hat. Ich habe zwei Alchemisten gekannt, welche seit langen Jahren den Stein der Philosophen, d. h. die Kunst Gold zu machen studierten, und die, obgleich jeder für sich nach verschiedenen Verfahrungsweisen arbeitete, keine Zweifel über den schließlichen Erfolg hegten. Der eine operirte auf eigene Rechnung und hatte beim Anblasen seiner Oefen sich ruinirt; der andere arbeitete für einen reichen Pascha, der das Geld zu dem Unternehmen hergab und bis jetzt aus dem Schmelztiegel des Adepten nur Hoffnungen erhalten hatte. Beide hatten als Führer bei ihren geheimen Operationen ein besonderes Buch, welches sie sich wohl hüteten jemanden zu zeigen. Der älteste dieser Adepten, der für eigene Rechnung arbeitete, schrieb das lange Ausbleiben der Resultate dem Umstande zu, daß sich in seinem Buche ein Wort, ein einziges Wort befände, dessen Sinn zu ergründen ihm noch nicht gelungen wäre: sobald er es einmal begriffen hätte, würde er die Goldstücke scheffelweise zählen können. Sein jüngerer mittheilsamerer Kollege war des Erfolges nicht weniger sicher: er brauchte nur noch ein für seine Operationen nöthiges gewisses Kraut zu finden.

Nun existirte aber dieses geheimnißvolle Kraut, welches ihm zufolge in den Gebirgen Yemens wachsen mußte, ebenfalls in den syrischen. Folgendes habe ich darüber von einem Maroniten erfahren, der gesehen hatte, was er erzählte. Nach der Schneeschmelze findet man auf dem Libanon ein Kraut, worauf die Ziegen sehr versessen sind, und welches die Eigenschaft hat, die Zähne schön goldgelb zu

färben. Das Taschentuch, worin dieser Maronit eine Handvoll davon mitgenommen hatte, zeigte dieselbe Farbe und war außerdem ganz versengt. Als er damit den Handgriff seines Säbels rieb, sah dieser sofort wie Gold aus und ebenso jeder Gegenstand, mit dem das kostbare Kraut in Berührung kam. Vor einigen hundert Jahren war es in Kairo Sitte, bei großen Feierlichkeiten, die Kameele orangengelb zu färben, und wahrscheinlich brauchte man dazu jene Pflanze oder eine ähnliche, vielleicht die Henna.

Die Alchemie ist nicht die einzige geheime Wissenschaft, welcher die Araber obliegen. Die erste von allen ist in ihren Augen die des Namens Gottes, Ism Allah, eine Wissenschaft, deren Schloß Allah und deren Schlüssel Muhamed ist, weshalb sie ausschließlich Vorrecht der Muhamedaner bleibt. Sie zeigt den Eingeweihten, was in fremden Ländern vorgeht, bringt sie in Verbindung mit Geistern, die stets bereitwillig ihre Befehle ausführen, gibt ihnen alle Gewalt über die Wellen, die Winde, ja über die Jahreszeiten, kurz über die ganze Natur; sie zeigt ihnen verborgene Schätze; lehrt sie alle Krankheiten, alle Wunden im allgemeinen und speziell den Biß der giftigen Schlangen heilen. Große muselmanische Heilige sind durch Studien, Betrachtungen und Fasten in der Einsamkeit so hoch in dieser erhabenen Wissenschaft emporgestiegen, daß sie, ohne ihre Wohnung zu verlassen, wären sie auch in Bagdad wie Abdul-Kadir Cheilani oder im Innern von Yemen wie Ibn-Arvan, täglich ihre Mittagsgebete in der Kaaba zu Mekka verrichten.

Ein Kaufmann aus Hedjatz, ein Eingeweihter dieser hochheiligen Wissenschaft, erzählt man, war einst nahe daran, im rothen Meere Schiffbruch zu erleiden. Da heftete er an den Mast des Schiffes einen geheimnißvollen Zettel mit den vorgeschriebenen Ceremonien, und der Sturm legte sich sofort. Dieser Kaufmann hatte zum Lehrer einen großen Heiligen aus Bagdad gehabt, der in Mekka, wo er sich niederließ, einen großen Ruf erwarb. Sein Name und Titel waren folgende: Cheik Mahommed-el-Djanad-iéni, saheb sudjada hak Abdul-Kader

Chéilani elli fi Bagdad, d. h. Scheik Mohammed von der Familie Djanad-iéni, der dem Abdul-Kader Chéilani von Bagdad gedient hat.

Der Schüler hat erst dann das Recht die Wissenschaft des Namens Gottes auszuüben, wenn er lange Jahre hindurch dienend den Teppich vor seinen Meister ausgebreitet hat; so bezeichnet man nämlich die unbeschränkte Dienstbarkeit, welche er ihm schuldet.

Während seines Noviziates macht sich der Schüler durch sorgfältiges Studium mit den Büchern vertraut, in denen die Wissenschaft gelehrt wird. Diese Bücher, welche man die Ungläubigen weder berühren noch sehen läßt, enthalten die sacramentalen Formeln und Gebete, kabbalistische Figuren, mathematische Tabellen, kurz alle für die Praxis dieser vor allen anderen heiligen Wissenschaft nöthigen Unterweisungen. Die wahren Eingeweihten suchen keine Geistererscheinungen zu erzielen und überlassen diese Charlatanerie den falschen Frommen.

Für ebenso unheilstiftend, als die eben beschriebene Ism-Allah-Wissenschaft wahrhaft göttlich ist, gilt die, welche den Namen Sihr führt. Sie wird nur zum Schaden des Nächsten ausgeübt und besteht aus Hexerei. Wird zum Beispiel ein Adept des Sihr in eine Frau verliebt, die er auf der Straße sieht, so nagelt er an die Thüre ihres Hauses einen geheimnißvollen Zettel, und diese Frau, welche ihn nicht kennt, welche ihn nicht einmal erblickt hat, verläßt sofort das Haus und die Arme ihres Gemahls, um sich in die seinigen zu werfen. Man begreift, wie sehr solche Leute von Jedermann gefürchtet sind und ihre Wissenschaft von allen wahren Gläubigen verworfen wird. Nichtsdestoweniger wird sie heimlich von vielen Leuten, selbst von Frauen gepflegt, welche beiderseits davon den verbrecherischsten Gebrauch machen.

Eine andere fast ebenso berüchtigte Wissenschaft heißt Ramle; sie lehrt wie man Horoscope stellt; man braucht dazu nur seinen Namen und den seiner Mutter zu geben. Ein Jude aus Kairo trieb diese Kunst mit großem Erfolge, und viele Mollahs üben sie ebenfalls. Wollen Kranke erfahren, ob sie mit dem Leben davon kommen, so wenden sie sich an einen derselben, und sie werden von ihm nach

Befragung seines magischen Buches den glücklichen oder tödtlichen Ausgang ihrer Krankheit vernehmen. Der Prophet erhält für seine Bemühung einen Hahn oder ein Schaf.

Kurrah heißt die Wissenschaft der Amulete, d. h. Säckchen oder Täschchen von Leder mit Papierstückchen, auf welchen geheimnißvolle Worte stehen. Man trägt sie am Arme oder auf der Brust und behängt ebenfalls den Hals der Esel und Pferde damit, um sie in gutem Zustande zu erhalten. Andere hängt man an die Bäume, an die Thüren, an die Stadtthore, und diese von den Frommen hochverehrten Amulete haben alle möglichen kräftigen Wirkungen. Es gibt deren gegen den Haß, den Neid, die Behexungen, die körperlichen und geistigen Krankheiten, gegen Unfälle aller Art, selbst gegen Stechmücken und das Gequake der Frösche. Nicht Jeder ist geeignet, die mit so vielen Wirkungen begabten Zeichen zu schreiben; um jene Wirkungen hervorbringen zu können, muß man die Kurrah-Wissenschaft gründlich kennen. Daher stehen auch alle, die sich darin auszeichnen, in hoher Achtung unter dem Volke, und sie empfangen von Arm und Reich Geschenke im Verhältnisse zu ihrem Rufe und zur Börse eines Jeden. Viele Araber hängen an den Hals ihres Pferdes zwei Eberhauer, die mit der Spitze nach unten so zusammengenietet sind, daß sie einen Halbmond bilden. Es ist auch, wie ich glaube, ein äthiopischer Gebrauch.

Die Wissenschaft, welche den Namen Simia trägt, ist reine Magie; sie lehrt unter andern Wundern, aus einem Gefäß beliebig eine Flüssigkeit, die nicht darin war, fließen zu lassen; ein Ei in ein Huhn zu verwandeln; Staub in Früchte; ungestraft glühende Kohlen und giftige Schlangen zu essen; Sand in ein mit Wasser gefülltes Gefäß zu werfen und denselben trocken herauszunehmen.

Viele Derwische, besonders die vom Orden des Scheik Bedr-Eddin, besitzen darin eine ausnehmende Geschicklichkeit. Besonders Freitags ziehen sie unter Trommelschlag und dem Gesange von Versen des Korans durch die Straßen und geben dem Volke das Schauspiel

aller jener Wunder, um dadurch die Ueberlegenheit ihres Ordens und die Heiligkeit seines Gründers zu beweisen. Die Hauptprobe ihres ganzen Wissens legen sie am Rabea-el-Aonnal, dem Feste des Propheten ab. Sie durchbohren sich Zunge und Wangen, ohne daß ein Tropfen Blutes herausfließt; sie stoßen sich spitze Eisen, die sogenannten Derbas in die Brust, in den Kopf und in die Augen, ohne daß ihnen ein Leid geschehe; sie pfählen sich auf an lange Stangen, deren eiserne Spitze zwischen beiden Schultern hervorragt und lassen sich so aufgespießt durch die Moschee tragen, worin die Ceremonie stattfindet. Während derselben sprechen die Zuschauer inbrünstige Gebete oder lesen mit lauter Stimme ganze Kapitel aus dem Koran."

Will man den Fanatismus in seiner verabscheuungswürdigsten Gestalt sehen, so gehe man, wie Charles Didier erzählt, am Abend des Festes des Propheten durch die Straßen von Kairo:

„Es war schon spät: Schweigen und Dunkelheit herrschte auf den Straßen; aber einige hundert Schritte weiter begann ich fernes Geschrei zu hören und bald darauf sah ich einen hellen Schein aufleuchten. Ich gelangte an einen Palast, wo ich plötzlich mitten in eine endlose Prozession halbnackter Männer der untern Volksklassen gerieth, die Kerzen, Fakeln oder Feuerpfannen trugen. Der Anblick war ebenso wirkungsvoll als ungeheuerlich seltsam. In der Beleuchtung der phantastischsten Lichtreflexe glich diese hin und her wogende meistens schwarze oder dunkelbraune Volksmenge einem Zuge von Dämonen. Sie sang oder brüllte vielmehr heilige Litaneien, wozu die hastigen Schläge auf dem Darabruka und die gellenden Töne der Zoumara eine rohe musikalische Begleitung bildeten, wie sie dieser wilden Söhne Allah's würdig war.

Dem Palaste gegenüber, vor der Moschee des Gounur, feierte eine Schaar von Saadi-Derwischen die religiöse Uebung des Zikr. Etwa zwanzig dieser Mönche in hellblauem Gewande mit weißem Turban saßen in einer Reihe auf dem Boden und machten ihre sonderbaren Bewegungen in demselben Tempo mit der vollkommensten Ueber-

einstimmung: sie beugten sich gleichzeitig vornüber bis auf den Boden und stießen dabei einen Kehllaut aus, der genau dem Hundegebell glich. Diese zwanzig Körper warfen sich vornüber, richteten sich wieder auf und beugten sich dann wieder mit einer ganz mechanischen Genauigkeit, wobei das zugleich ausgestoßene zwanzigfache Gebell nur wie ein einziges klang. Die Bewegung wird immer schneller, das Gekläff immer stärker, und diese anstrengende Uebung dauert unablässig so lange, daß man sich mit Verwunderung fragt, wie Maschinen von Fleisch und Knochen das aushalten können; aber je länger auch dieses Schauspiel dauert, desto höheren Ruf der Heiligkeit erwerben die Derwische. Während der Zeit hallten Gesänge und wahnsinniges Geschrei aus der nahen Esbekieh-Moschee herüber, die in tausenden Lichtern erglänzte."

Nach Charles Didier.

II.

Der Zauberer von Dschedda.

Ich erinnere mich eines Fekih's aus Marokko, der aber in Dschedda in Arabien lebte und ein ziemlich gutes Geschäft mit dem Ausbeuten des Aberglaubens im Allgemeinen und der abergläubischen Praktiken in Ehestandssachen im Besondern machte. Dieser Mann wurde vielfach von eifersüchtigen Gattinnen besucht, die ihn gut bezahlten, damit er ihren Rivalinnen einen Schabernack zufüge, und manchmal mehr als einen Schabernack, wenigstens in der Absicht. Ich hatte ihn in Algerien gekannt; als ich ihn in Dschedda wiedertraf, lud er mich in sein Haus ein, um mir verschiedene Raritäten zu zeigen, mit denen er nebenher Handel trieb. Was mir unter seinen Merkwürdigkeiten am meisten auffiel, war eine Anzahl höchst ungestalter kleiner Wachsfiguren, so roh wie die Götzenbilder von Völkern, die auf der tiefsten

Kunst- und Culturstufe stehen. Es war übrigens unverkennbar, daß sie weibliche Wesen vorstellen sollten. Ich fragte ihn, was wohl der Zweck dieser Figürchen sein könne. Diese Frage setzte ihn in einige Verlegenheit; daran merkte ich, daß es sich wohl um irgend einen Aberglauben, von seiner Seite natürlich nur um eine Betrügerei handle, die er doch nicht einem Europäer gegenüber eingestehen mochte. Zum Glück überhob mich jedoch die Ankunft eines Kunden aller weiteren Fragen. Dieser Kunde war ein junger Mann, der, wie ich bald merkte, nur als Beauftragter seiner Schwester, der Gattin eines angesehenen Arabers, kam. Er schien ziemlich aufgeregt und mit dem Fekih unzufrieden, so daß er diesen gleich am Anfang mit einem Wortschwall von Vorwürfen überschüttete. Darüber vergaß Letzterer gänzlich meine Anwesenheit, und so wurde ich gegen seine Absicht Zeuge einer der sonderbarsten abergläubischen Handlungen, die ich jemals gesehen habe. Es war viel von einer „Puppe" die Rede, mit welcher der Fekih versprochen hatte, irgend welche mysteriöse Dinge vorzunehmen. Aber dieses Versprechen schien er nicht gehalten zu haben. Wenigstens sagten dies die Worte des jungen Arabers:

„Du Schurke!" so rief er, „Du Betrüger! Du hast das Geld meiner Schwester genommen und doch nicht Deine Zusage gehalten."

Der Magiker schwur bei allem, was dem Muselmanne heilig ist, daß er es doch gethan habe. Aber der Araber wollte Näheres wissen.

„Hast Du sie vergiftet?" frug er.

Der Fekih betheuerte, es gethan zu haben. Ich schauderte. Wer war hier vergiftet worden? Jedoch mein Schrecken sollte sich bald legen, denn die Sache war nicht so gefährlich, wie sie lautete.

Der Araber fuhr fort zu fragen: „Hast Du ihr einen Dolch in's Herz gestoßen?"

Statt aller Antwort hob der Zauberer einen Schleier, der ein kleines Figürchen, ganz den oben geschilderten Wachsbildern gleich, bedeckte. Es stellte gleichfalls eine Frau dar, was man trotz der Plumpheit der Ausführung deutlich sah. Diese kleine Frau von Wachs

war mit einem grünlichen Saft überzogen. Das sollte wahrscheinlich das Gift sein. Außerdem hatte sie eine Stecknadel in der Brust stecken, das war der in's Herz gestoßene Dolch!

Der junge Araber beobachtete scharf die Puppe und überzeugte sich, daß sich alles so verhielt, wie der Zauberer gesagt hatte.

„Wie lange ist sie schon in diesem Zustande?" frug er.

„Ich habe sie," so lautete die Antwort, „gleich nachdem die Scheicha (Frau eines Scheichs) hier gewesen, vergiftet und zwei Tage später erdolcht."

Der Kunde schaute sich die Sache nochmals höchst aufmerksam an. Da er aber keinen Fehler entdecken konnte, so wendete er sich unwirsch davon weg. Er ging eine Zeitlang aufgeregt im Zimmer auf und ab, wobei er die Augen trostlos gen Himmel wandte und immer vor sich murmelte:

„Es hat doch nichts geholfen!"

Endlich aber blieb er wie in einem Paroxysmus von Zorn vor dem Zauberer stehen, packte ihn bei der Schulter, schüttelte ihn derb und schrie:

„Sage mir, Schurke, warum hat es nichts geholfen?"

Der Fekih hatte Mühe, sich den Händen des Wüthenden zu entringen. Jetzt neue Betheuerungen seiner Unschuld, wenn überhaupt hier von Unschuld die Rede sein konnte. Er hatte das ganze grauenhafte Mysterium, gerade so wie es die Bezahlende befohlen, ausgeführt. Warum hatte es noch nichts geholfen? O, das war leicht zu erklären! Zum Werke der Magie gehört Zeit. Es waren ja erst acht oder vierzehn Tage verstrichen. Geduld, Geduld und wiederum Geduld (der ewige Endreim aller Zauberer) sei hier vor allen Dingen von Nöthen. Durch Hast, Ungeduld und aufgeregtes Wesen werde aber alles verdorben. Ja, jetzt habe der junge Mann durch seinen Ausbruch von Wuth eigentlich schon das ganze Werk zu nichte gemacht. Es war ein sehr kluger Kniff von Seiten des Magikers. Denn da Zorn und Ungeduld das Werk der Magie zerstören sollten, so wurde der junge

Mann lammfromm und bat in den flehendsten Ausdrücken, der Fekih möge doch das Zerstörte wieder herstellen. Das war eine Gelegenheit, Geld zu erpressen, und sie wurde auch wirklich mit Erfolg ausgebeutet. Der Araber zahlte und nahm dafür das Versprechen beim Weggehen mit, das nächste Mal werde alles gelungen sein.

Was war das Hexenwerk, das hier gebraut wurde? Ich hatte zu viel mit Arabern verkehrt und auch über ihre abergläubischen Praktiken schon zu Mannigfaches gehört, um lange im Zweifel darüber zu bleiben. Die Wachsfigur stellte die Nebenbuhlerin und Mitgattin der Schwester des jungen Arabers dar. Vermittelst gewisser Zauberformeln behauptete der Magiker die Macht zu haben, Jener alles das in Wirklichkeit (aber ohne körperliche Annäherung) zufügen zu können, was er am Bilde symbolisch ausgeführt hatte. Das Bild hatte er mit Gift überzogen; folglich mußte diejenige, deren Abbild die Wachsfigur darstellen sollte, an Gift sterben. Er hatte es erdolcht; also mußte ihr ein Gleiches geschehen. Starb sie dennoch nicht, so geschah es nicht etwa, weil der Zauber nicht wirkte, sondern lediglich deßhalb, weil die Bedrohte Gegenzauber gebrauchte. Und wer war der Hexenmeister, dessen sie sich hierzu bediente? Kein anderer, als der Fekih selbst. Dieser unparteiische Mann pflegte nämlich stets die Verfolgten davon zu benachrichtigen, was gegen sie im Werke sei, und da diese eben so abergläubisch waren, wie ihre Verfolgerinnen, so wandten sie ansehnliche Bestechungssummen auf, um den Zauber zu paralisiren. So betrog er beide Theile. Aber sein Ansehen als Magiker wuchs dadurch ebensosehr, wie seine Kasse sich füllte, denn jeder Theil suchte den andern an Geschenken zu überbieten. Ein schlauer Betrüger! Indeß zürnen wir nicht allzusehr mit ihm! Wäre er und sein Hexen-Hokuspokus nicht, wer weiß, wie viel Gräuelthaten dann an menschlichen Leibern, statt, wie jetzt an Wachsfiguren, ausgeführt würden!

Heinrich Freiherr von Maltzan.

Anmerk. Der arabische Zauberer, dessen Operationen Herr von Maltzan so humoristisch schildert, war ein Nachfolger, wenn auch vielleicht kein eingeweihter

Adept jener chaldäischen Magiker, deren Zaubersprüche und Ritualien in Folge der assyrischen Entdeckungen jetzt nach Jahrtausenden durch Smith, Fox, Talbot, Oppert, Slane, Rawlinson, Lenormant u. a. ans Licht gezogen worden sind. Unter den Sprüchen der großen Beschwörung befindet sich einer (der sechste), welcher vor dem „Anfertigen des Ebenbildes" warnt. Die Bezauberung durch Bildnisse scheint in der That eine der häufigsten Operationen der chaldäischen Schwarzkunst gewesen zu sein. Sie vererbte sich auf die Araber. „Wir haben mit eigenen Augen gesehen," lautet der interessante Bericht des arabischen Schriftstellers Ibn Khaldun, „wie einer dieser Schwarzkünstler das Bildniß einer Person herstellte, die er bezaubern wollte. Diese Bildnisse bestehen aus Stoffen, deren Qualität sich je nach den Absichten und Plänen des Zauberers richtet und deren symbolische Bedeutung mit dem Namen und dem Stande seines Opfers gewissermaßen harmonirt. Nachdem der Zauberer das Bildniß, welches die zu bezaubernde Person thatsächlich oder sinnbildlich darstellt, vor sich aufgestellt und einige Worte darüber gesprochen, speit er einen Theil des im Munde angesammelten Speichels gegen dasselbe, während er gleichzeitig die Organe bewegt, mittelst deren die Buchstaben der verhängnißvollen Form ausgesprochen werden; endlich spannt er über dieses symbolische Bildniß eine bereit gehaltene Leine, in welcher er einen Knoten macht, womit er eben andeuten will, daß er mit Entschlossenheit und Beharrlichkeit handelt und mit dem Dämon, der im Augenblicke des Ausspeiens seine Handlung unterstützte, einen Bund schließt, und beweist, daß er die feste Absicht hegt, den Zauber unlösbar zu machen. Ein böser Geist, der im Speichel verborgen, dem Munde des Zauberers entfährt, nimmt an diesen unheilvollen Handlungen und Worten Theil, während allmählich noch andere böse Geister hinzutreten, so daß der Zauberer vollkommen im Stande ist, seinem Opfer das Böse anzuthun, das er ihm angewünscht hat." (Lenormant, Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. Jena 1878 p. 73.) Daß dieselben Praktiken im Mittelalter bei den meisten europäischen Culturvölkern vorkamen, ist hinlänglich bekannt, weniger, daß sie noch heute — in Frankreich — geübt werden, wie Gougenot des Mousseaux (La Magie au XIXe siècle, p. 297—301) an einem merkwürdigen Beispiele constatirt.

Baumgarten.

III.

Eine Vorstellung der Mirakel-Derwische von Angora.

Nach Fürstin Belgiojoso und Mad. Audouard.

Nachdem ich mit einem Gehülfen des Mufti das Kloster der Derwische besucht und deren Frauen kennen gelernt hatte, saß ich eines Tages gelangweilt in meinem Zimmer, als ein graubärtiges, gutmüthig aussehendes altes Männchen eintrat. Er trug einen weißen Mantel,

eine spitze, graue Filzmütze mit grünem Turban und stellte sich mir als Haupt der Mirakel-Derwische vor, von welchen der Groß-Mufti mir eine Probe ihrer Kunst geben lassen wolle. Ich überhäufte ihn mit Danksagungen und erklärte mich bereit, dem dargebotenen Schauspiele beizuwohnen. Das alte Männchen öffnete die Thüre, winkte und erschien sofort mit seinen Schülern.

Es waren ihrer acht, die so aussahen, daß ihre Begegnung in einem Walde mir höchst unangenehm und bedenklich gewesen wäre. Ihre zerlumpte Kleidung, ihre abgemagerten Gestalten, ihre langen wirren Bärte, ihre bleichen Gesichter, ihre verstörten, fast wilden Blicke, alles stand in einem seltsamen Gegensatze zu dem frischen, runden Gesichte, zu der offenen und freundlichen Miene und der etwas zu gewählten Kleidung ihres Oberhauptes.

Als die Schüler eintraten, warfen sie sich vor ihm auf die Kniee, verbeugten sich höflich vor mir und setzten sich dann in einiger Entfernung auf den Boden, um die Befehle des Greises zu erwarten, der seinerseits der meinigen harrte.

Ich war einigermaßen in Verlegenheit und würde es noch weit mehr gewesen sein, wenn die bevorstehende Sitzung von mir veranlaßt worden wäre. Glücklicherweise war ich vollständig unschuldig daran, und dieser Gedanke gab meiner Haltung einige Sicherheit; aber ich wagte nicht das Zeichen zum Anfangen zu geben; ich wußte ja noch nicht wozu. Ich war auf eine Scene groben Schwindels gefaßt. Ich mußte mich aus Höflichkeit foppen lassen und anständiger Weise Beifall zollen. Meine Eigenliebe war dabei gar nicht im Spiele, aber einerseits fürchtete ich, meine Rolle nicht gut zu spielen, anderseits war ich, wie ich gestehe, in meinem Bewußtsein als civilisirter Mensch nicht ganz ruhig.

Um Zeit zu gewinnen, ließ ich Kaffee bringen, aber der Vorsteher allein nahm ihn an; die Schüler entschuldigten sich mit dem ernsten Charakter der Prüfungen, denen sie sich unterwerfen sollten. Ich sah sie an; sie waren ernsthaft und gelassen wie Männer, die

den Besuch eines Gastes oder vielmehr den eines verehrten Meisters erwarten.

Nach kurzem Stillschweigen fragte der Greis, ob seine Söhne anfangen könnten. Ich erwiederte, das hänge nur von ihnen allein ab. Er sah in meiner Antwort eine Ermuthigung dazu und gab ein Zeichen, worauf einer der Derwische aufstand. Er kniete zuerst vor dem Meister nieder und küßte den Boden; dieser legte ihm die Hände auf das Haupt, als wollte er ihn segnen, und sagte ihm mit leiser Stimme einige unverständliche Worte.

Dann stand der Derwisch auf, legte Mantel und Ziegenfell ab, ließ sich von einem seiner Gefährten einen langen Dolch, dessen Griff mit Glöckchen versehen war, reichen und stellte sich mitten in das Zimmer.

Anfangs blieb er ruhig und gesammelt, allmählich jedoch, unter dem Einflusse einer innerlichen Wirkung, wurde er lebendig: seine Brust hob sich, seine Nasenlöcher bliesen sich auf und seine Augen rollten mit seltsamer Schnelligkeit in ihren Höhlungen. Begleitet und ohne Zweifel unterstützt wurde diese Veränderung von der Musik und den Gesängen der übrigen Derwische, welche nach einem einförmigen Recitativ als Vorspiel bald zu taktmäßigem Geschrei und Heulen übergingen, wozu der Rhythmus durch das regelmäßige rasche Trommeln auf einem Tamburin gegeben wurde.

Als die Musik den Höhepunkt ihres fieberhaften Paroxysmus erreicht hatte, stand der erste Derwisch auf und ließ nach und nach den Arm mit dem Dolche herabsinken, gleichsam ohne Bewußtsein dieser Bewegungen und wie von einer fremden Kraft beeinflußt. Ein krampfhaftes Zittern überlief alle seine Glieder und er gesellte seine Stimme zu der seiner Mitbrüder, die er bald durch sein alles übertönendes Geschrei zu bloßen Begleitern machte. Der Tanz verband sich mit der Musik, und der erste Derwisch machte unter Fortsetzung seines wahnsinnig gebrüllten Liedes so ungeheure Sprünge, daß der Schweiß an seinem nackten Rücken herunterlief.

Der Augenblick der Inspiration war gekommen. Er schwang den Dolch, dessen Glöckchen bei der geringsten Bewegung klingelten, und streckte den Arm weit von sich aus; dann zog er ihn plötzlich gewaltsam an sich und stieß sich das Eisen in die Wange, dergestalt daß die Spitze im Innern des Mundes herauskam. Das Blut strömte sogleich aus beiden Oeffnungen der Wunde hervor; unwillkürlich machte ich eine Handbewegung, damit diese blutige Scene aufhöre.

„Wollen Sie es näher sehen, gnädigste Frau?“ sagte der Greis, der mich aufmerksam beobachtete.

Er winkte dem Derwisch heranzutreten, zeigte mir alsdann, daß die Spitze des Dolches wirklich durch das Fleisch gedrungen war, und ruhete nicht eher, als bis er mich genöthigt hatte, mit dem Finger die Spitze zu berühren.

„Sind Sie nun überzeugt, daß die Wunde dieses Mannes wirklich vorhanden ist?“ sagte er zu mir.

„Ich zweifle gar nicht daran,“ beeilte ich mich zu antworten.

„Es ist genug, mein Sohn,“ fuhr er fort, indem er sich zu dem Derwisch wandte, der während der Untersuchung seines mit Blut gefüllten Mundes den Dolch in der Wunde behalten hatte; „lasse Dich heilen!“

Der Derwisch verbeugte sich, zog den Dolch heraus und trat zu einem seiner Mitbrüder, welchem er niederknieend seine Wange hinreichte. Dieser wusch sie inwendig und auswendig mit seinem Speichel. Die Operation dauerte nur einige Secunden; aber als der Verwundete aufstand und sich zu uns umwandte, war jede Spur der Wunde verschwunden.

Ein anderer Derwisch brachte sich unter Aufführung derselben Scene eine Wunde am Arme bei, welche auf gleiche Art geheilt wurde. Ein dritter setzte mich in Schrecken: er trug einen großen Krummsäbel, den er an beiden Enden erfaßt hatte; er hielt sich die scharfe concave Schneide an den Bauch und drückte sie mit einer leichten, schaukelnden Bewegung hinein. Eine purpurrothe Linie trat

sofort auf seiner glänzendbraunen Haut hervor. Ich bat den Greis dringend, die Sache nicht weiter zu treiben. Er versicherte lächelnd, daß ich noch nichts gesehen habe; es sei nur ein Vorspiel, seine Schüler schnitten sich ungestraft die Glieder ab. Augenscheinlich war er mit mir zufrieden und hielt mich für würdig, ihre Wunderthaten zu sehen, was mir nicht besonders schmeichelhaft vorkam.

Er ließ mich jedoch wirklich nachdenkend und in Verlegenheit zurück. Was war das? Meine Augen hatten doch alles gesehen; meine Hände berührt. War das Blut nicht geflossen? Vergebens erinnerte ich mich an die Kunststücke unserer berühmtesten Prestidigitateurs; ich fand in meinen Erinnerungen nichts dem eben Gesehenen Nahekommendes. Hier hatte ich es mit äußerst unwissenden und einfachen Menschen zu thun; ihre Darstellungsweisen waren von der größten Einfachheit und boten Kunstgriffen keinen Spielraum. Ich will damit nicht sagen, daß ich einem Wunder beigewohnt habe; ich erzähle nur treu eine Scene, die ich meinerseits nicht erklären kann.

Ich gestehe, daß ich ergriffen war; ich hörte deßhalb auch Tages darauf ohne Lächeln andere wundersame Thatsachen von dem Dr. Petracchi erzählen, der seit mehreren Jahren als englischer Consul in Angora lebte. Herr Petracchi glaubt, daß diese Derwische natürliche oder vielmehr übernatürliche Geheimnisse kennen, vermittelst welcher sie Wunder wie die der altaegyptischen Priester verrichten. Das ist nun nicht meine Ansicht; ich begnüge mich gar keine darüber zu haben, was das sicherste Mittel ist, in gewissen Fällen nicht auf Abwege zu gerathen.

Soweit geht der Bericht der Prinzessin von Belgiojoso*); wir fügen eine ähnliche Beobachtung der bekannten Forschungsreisenden Mad. Olympe Audouard**) hinzu.

„Ich will mich auf einen bloßen Bericht ohne Erklärung beschränken. Die Koupaïs (eine sehr zahlreiche Sekte von Derwischen, die man

*) Asie mineure. Souvenir de voyages. Paris 1858.

**) Les Mystères du serail. Paris 1866.

auch in Afrika findet) verrichten zuerst ihr Gebet, dann nehmen sie ein weißglühendes Eisen und fahren damit über ihre Zunge. Die neugierigen fremden Zuschauer dieses Schauspiels, die sich stets zahlreich dazu einfinden, können das Knirschen des verbrannten Fleisches hören; sie sehen, wie die Gluth des Eisens zwischen ihren Lippen erlischt; Andere nehmen einen Dolch, stoßen ihn in ihre Brust und drehen ihn nach allen Richtungen in der Wunde herum. Man sieht das Blut in Strömen fließen. Darauf ziehen sie die Klinge heraus, fahren mit der Hand, die sie mit Speichel benetzt haben, über die Wunde, und alles ist fort, alles ist geheilt.

Oftmals auch stoßen sie sich eine schmale Dolchklinge durch eine Wange bis zur andern, und heilen sich auf dieselbe Art. Eine Aufzählung aller Qualen, welche sie sich auferlegen, würde zu lang werden; ich habe mich begnügt, die auffallendsten mitzutheilen."

Der Missionär Huc berichtet in seinen Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine. Paris 1853, I. 321, daß die großen religiösen Feste in den buddhistischen Klöstern Thibets „sehr häufig" von der Schaustellung eines Bokte-Lama's begleitet seien, der sich den Bauch aufschneide, die Eingeweide zeige und darauf die Wunde durch Bestreichen mit der Hand ebenso rasch wieder heile.

„Der Bokte," erzählte er, „welcher, wie die Mongolen sagen, seine Macht auf glänzende Weise zeigen soll, bereitet sich auf diesen fürchterlichen Act durch lange Tage des Fastens und des Gebetes vor. Während dieser Zeit muß er sich jede Beziehung zu den Menschen versagen und sich das vollständigste Stillschweigen auferlegen. An dem festgesetzten Tage begibt sich die ganze Menge der Pilger in den großen Klosterhof, wo vor der Tempelthüre ein großer Altar errichtet worden ist.

Endlich erscheint der Bokte. Unter den Beifallsbezeugungen der Menge schreitet er würdevoll zum Altare, setzt sich darauf und nimmt aus seinem Gürtel ein großes Messer, welches er vor sich auf seine Kniee legt. Nun erheben die zahlreichen Lamas, die im Kreise geordnet

zu seinen Füßen sitzen, die schrecklichen Anrufungen und Gebete dieser scheußlichen Ceremonie. Unter den fortdauernden Gebeten beginnt der Lama an allen Gliedern zu zittern und mehr und mehr in wahnsinnige Krämpfe zu gerathen. Bald verlieren die Lamas alles Maß; ihre Stimmen werden begeistert, ihr Gesang wird unordentlich und übereilt; das Hersagen der Gebete geht zuletzt in Schreien und Heulen über.

In diesem Augenblicke wirft der Bokte die Schärpe, mit welcher er umwickelt ist, ab, ebenso seinen Gürtel, ergreift das geheiligte Messer und öffnet sich den Bauch in seiner ganzen Länge. Während das Blut fließt, wirft sich die Menge vor diesem schauderhaften Schauspiel auf die Kniee, und man befragt diesen Wahnsinnigen über verborgene Dinge, über zukünftige Ereignisse u. dgl. Der Bokte gibt auf alle diese Fragen Antworten, die von Jedermann als Orakel betrachtet werden.

Ist die fromme Neugierde der zahlreichen Pilger beendigt, so beginnen die Lamas wieder mit Ernst und Ruhe das Hersagen ihrer Gebete. Der Bokte nimmt in seiner rechten Hand Blut aus seiner Wunde auf, hält es an seinen Mund, bläst dreimal darüber und wirft es mit einem großen Schrei in die Luft. Dann fährt er rasch mit der Hand über seine Wunde, und alles kehrt in seinen früheren Zustand zurück, ohne daß, außer einer außerordentlich großen Entkräftung, die geringste Spur dieser diabolischen Operation zurückbleibt.

Diese Bokte-Lamas finden sich nie auf den höheren Stufen der Lamaï'schen Hierarchie; sie genießen eines schlechten Rufes und sind wenig geachtet. Nichtsbestoweniger sind jedes Jahr einige Festtage zu diesen eckelhaften Schaustellungen bestimmt, jedenfalls weil dieselben einen großen Volkszulauf veranlassen und die Klöster bereichern.

Das Bauchaufschneiden ist eine der berühmtesten Sié-fas (verworfene Mittel) der Lamas; andere gleichartige, sind weniger auffallend und werden häufig in Privatkreisen, nicht bei religiösen Festlichkeiten gezeigt, so hält man z. B. glühende Eisen ungestraft an die Zunge, macht sich Einschnitte, von denen einen Augenblick nachher keine Spur mehr sichtbar ist, 2c. Jedesmal muß jedoch ein Gebet vorhergehen."

[Der Missionär Huc erklärt von seinem Standpunkte aus alles für Wirkungen des Teufels, für diabolische Wunder. Die heutige Wissenschaft hat in zahlreichen ähnlichen Vorkommnissen, welche früher für Wunder gehalten wurden, schon längst die außerordentlich mächtige und nicht selten überaus merkwürdige therapeutische Wirkung der Phantasie, sowie der Gemüths- und Nervenaufregung auf den Körper erkannt. Daß diese Wirkung namentlich in dem noch nicht genugsam wissenschaftlich untersuchten extatischen Zustande auch sonst unglaublich scheinende plötzliche Heilungen veranlassen kann, steht außer allem Zweifel. Bei allen diesen Geschichten ist durchaus kein übernatürliches Wunder zu suchen.*) B.]

IV.

Lord Prudhoe und der Magiker von Kairo.

Im Orient, namentlich in Aegypten, sind eine Unzahl abergläubischer, zuweilen lächerlich scheinender, manchmal aber auch unheimlicher Praktiken und Künste im Gebrauch, deren Kenntniß der Ethnograph nicht bei Seite setzen darf. Folgende Thatsache, deren Genauigkeit ich verbürge, dürfte die Aufmerksamkeit in hohem Grade verdienen.

Seit mehreren Monaten hatte ich in Kairo meinen ständigen Aufenthalt, als ich eines Morgens durch Lord Prudhoe die Nachricht erhielt, daß ein Mann aus Algier, der aus der Magie sein Geschäft machte, ihn besuchen wolle, um ihm einige Proben seiner Kunst zu zeigen. Obgleich ich in die orientalische Magie kein Vertrauen setzte, so nahm ich die Einladung dennoch an, weil ich bei dem Lord jedenfalls gute Gesellschaft zu finden hoffte.

---

*) Cf. Tholuck, Vermischte Schriften I. Maury. Le sommeil et les rêves, sowie die Untersuchungen von Charbonnier und Chevillard.

Der Magiker war ein wohlgestalteter Mann von hohem Wuchse, und trug einen grünen Turban. Die Pantoffeln hatte er vor der Thür gelassen, und er nahm Platz auf dem Divan, nachdem er die Anwesenden der Reihe nach in der in Aegypten üblichen Weise begrüßt hatte. Seine Gesichtsbildung war edel, sein Blick durchdringend, und schweifte mehr zur Rechten und Linken, als daß er auf den Personen haften geblieben wäre. Sein Wesen hatte nichts von dem an sich, was man mit einem Magiker in Verbindung zu bringen pflegt; er sprach über alle Dinge ganz einfach, und selbst von seiner Kunst, ohne ihr einen geheimnißvollen Anstrich zu geben. Man brachte ihm eine Pfeife und Kaffee. Während er an der Conversation Antheil nahm, hatte man ihm zwei Knaben herbeigebracht, deren er bei seinen Operationen bedurfte.

Nun nahm das Schauspiel seinen Anfang. Alle Anwesenden gruppirten sich um den Magiker, welcher einen der Knaben neben sich sitzen hieß, seine Hand ergriff und sie aufmerksam zu betrachten schien. Der Knabe, Sohn eines Europäers, war elf Jahre alt und sprach das Arabische sehr fertig. Achmed, seine Unruhe bemerkend, während er eine Rohrfeder aus seinem Schreibzeug holte, sagte jetzt zu ihm: „Fürchte dich nicht, mein Kind, ich will dir einige Worte in die Hand schreiben, du wirst sie anschauen und das ist alles.“ — Das Kind erholte sich von seinem Schrecken, und Achmed zeichnete in seine Hand ein Viereck, welches mit Buchstaben und Ziffern bunt gemischt war, in den Mittelpunkt aber goß er dicke Dinte, und sagte zum Knaben, er möchte darin den Reflex seines Gesichtes suchen. Das Kind antwortete, daß es dieses sehe. Der Magiker verlangte nun eine Kohlenpfanne, rollte dann drei Papierdüten auf, die verschiedene Ingredienzien enthielten, und warf sie ins Feuer. — Nun forderte er den Knaben wieder auf, den Reflex seiner Augen in der Dinte zu suchen, diese aufmerksam zu betrachten, und ihm es dann anzuzeigen, sobald er einen türkischen Soldaten bemerken würde, welcher die Straße fegt. — Das Kind senkte das Haupt, das Rauchwerk knisterte in den Kohlen, und der Magiker

sprach nun mit anfänglich leiser, dann sich mehr erhebender Stimme ein Gebet, wovon nur wenige Silben unser Ohr trafen.

Es herrschte tiefes Schweigen, das Kind blickte immer noch in die Hand, der Rauch erhob sich in dichten Wolken und verbreitete einen aromatischen Geruch. Der Magiker schien mit Ungeduld eine Erscheinung zu erwarten, als das Kind plötzlich sein Haupt rücklings bog, bitter zu weinen anfing und unter Schluchzen erzählte, daß es eine gräßliche Gestalt erblickt habe. Der Magiker, dem dies nicht unerwartet zu kommen schien, sagte blos: „Das Kind ist furchtsam, laßt es gehen, denn wollte man es mit Gewalt nöthigen, so würde seine Einbildungskraft sich zu sehr erhitzen.“

Man führte nun einen kleinen Araber herbei, welcher zu den Domestiken des Hauses gehörte und den Zauberer nie zuvor gesehen hatte. Er zeigte sich bereitwillig zu dem, was man mit ihm vorhatte, blickte auch sogleich sich in die hohle Hand, um seine Figur darin abspiegeln zu sehen, die in der Dinte hin und her zitterte.

Die Räucherungen begannen wieder in dicke Wolken aufzusteigen, die mit monotoner Stimme ausgesprochenen Formeln ließen, bald leiser, bald lauter betont, sich wieder vernehmen, als der Knabe plötzlich ausrief: „Hier ist er!“ Und wir bemerkten die Aufregung, die er empfand, als seine Blicke im Mittelpunkt der magischen Zeichen hafteten. „Wie ist er gekleidet?“ — „Seine Jacke ist roth, mit silbernen Borten besetzt, er trägt einen Turban, und Pistolen in dem Gürtel.“ — „Was macht er?“ — „Er fegt einen Platz vor einem reich decorirten Zelte, dies hat rothe und grüne Streifen und goldene Knäufe.“ — „Sieh, wer kommt jetzt?“ — „Der Sultan mit seinem ganzen Hofstaat. O wie ist das prächtig!“

Und der Knabe blickte bald rechts, bald links, als schaute er in ein optisches Glas, dessen Ausdehnung er gern zu erweitern suchte. Das Schauspiel interessirte ihn in hohem Grade, wie er in der naiven, lebendigen Genauigkeit seiner Antworten bekundete. „Wie sieht sein Pferd aus?“ — „Weiß, mit Federn auf dem Kopfe.“ — „Und der

Sultan?“ — „Er hat einen schwarzen Bart und einen grünen Kaftan.“ Hierauf folgte eine lange Beschreibung des Zuges mit so vielen und genauen Einzelnheiten, die keinen Zweifel darüber ließen, daß er das Schauspiel wirklich vor Augen hatte. Zuletzt hatte sich der Sultan in sein Zelt gesetzt, man brachte ihm seine Pfeife; das Gefolge stand rings herum.

„Nun, meine Herren,“ sagte der Magiker zu uns, „nennen Sie eine beliebige Person, die Sie zu sehen wünschen. Sprechen Sie die Namen aber deutlich aus, um jedem Irrthum vorzubeugen.“ Wir sahen uns Alle an, und wie dies in solchen Fällen zu gehen pflegt, es konnte sich Niemand auf einen Namen besinnen. „Shakespeare!“ rief endlich Major Felix, ein Reisegefährte des Lords. — „Befiehl dem Soldaten, Shakespeare herbeizuführen.“ — „Hole Shakespeare!“ rief das Kind mit gebieterischem Tone. „Hier ist er!“ fügte es nach einigen Augenblicken hinzu, während derselben es die ihm unverständlichen Formeln des Magikers mit angehört hatte.

Die Verwunderung, welche die Antworten des Kindes uns abnöthigten und unsere gespannte Aufmerksamkeit ist keine Feder zu schildern im Stande. „Wie sieht er aus?“ — „Er trägt ein schwarzes Kleid und hat einen Bart.“ — „Ist es dieser?“ fragte der Magiker uns. „Wo ist er geboren?“ — „In einem Lande, das ringsum von Wasser umgeben ist.“ — Diese Antwort steigerte unsere Ueberraschung noch um ein Bedeutendes.

„Laßt Cradock zum Vorschein kommen!“ rief der Lord, welcher durch den Verdacht, getäuscht zu werden, ungeduldig wurde. Der Kawas führte ihn vor. — „Wie ist er gekleidet?“ — „Sein Rock ist roth, sein Kopf mit einem großen schwarzen Tarbusch bedeckt, die Fußbekleidung sieht sehr drollig aus, ich habe noch nie dergleichen gesehen, sie ist schwarz und reicht ihm bis ans Knie.“ — Wenn man bedenkt, daß der Knabe hier Dinge sah, die ihm bis jetzt gänzlich unbekannt gewesen, so darf man die Ueberraschung, die sich unser bemächtigte, uns wohl zu Gute halten. Man beachte nämlich, daß die schwarze Klei-

dung im Orient ganz unbekannt ist, und die Europäer, welche die französische Tracht angenommen haben, auch keinen Bart tragen. Die Angabe, daß das Geburtsland des erschienenen Mannes ganz von Wasser umgeben sei, ist, wenn man bedenkt, daß dies Alles einem arabischen Knaben nicht vorher bekannt sein konnte, allein schon überraschend genug. Was die Erscheinung des obgenannten Cradock anbetrifft, so hatte er derzeit einen diplomatischen Posten beim Pascha. Was der Knabe seinen schwarzen Tarbusch nannte, ist der militärische Hut mit drei Spitzen, seine schwarzen Stiefel, welche über die Pantalons gingen, alles dies hatte der Knabe nie zuvor gesehen, und dennoch erschien ihm diese, seinem Ideenkreise gänzlich fremde Tracht.

Wir ließen noch einige, nur uns bekannte Personen erscheinen, und die Antworten lauteten, wie man nur erwarten darf, der Art, daß sie unsere Verwunderung nicht abnehmen ließen. Endlich erinnerte der Magiker, daß das Kind zu sehr ermüdet werde, er hob seinen Kopf in die Höhe, drückte ihm die Daumen auf die Augen, sprach einige mysteriöse Worte und ließ es dann gehen. Das Kind befand sich in einem der Trunkenheit ähnlichen Zustande, seine Blicke schweiften planlos umher, seine Stirne war mit Schweiß bedeckt, sein ganzer Körper schien sehr angegriffen. Dennoch erholte sich der Knabe bald, wurde heiter und erzählte uns das Geschehene, als hätte er es wirklich sich zutragen sehen.

Mein Erstaunen hatte meine Erwartung übertroffen, aber mein Mißtrauen war noch größer. Ich fürchtete eine Mystifikation und wollte mich überzeugen, wie viel an dem Gesehenen die Kunst des Charlatans Antheil habe, und was davon von irgend einer Einwirkung des Magnetismus herrühren könnte. Ich begab mich also in einen Winkel des Saales, ließ meinen Dragoman Bellier rufen, und sagte zu ihm, daß er Achmed auf die Seite nehme nnd ihn frage, ob er geneigt wäre, gegen das Versprechen, daß ich sein Geheimniß, so lange er am Leben sei, in meiner Brust verwahren wolle, mir dieses für eine ansehnliche Summe zu lehren? Achmed ging auf den Vorschlag ein und versprach, mich am folgenden Tag in seiner Wohnung zu erwarten.

In der Frühe des Morgens nahmen ich und Bellier, als einfache Kawassen gekleidet, Esel in dem türkischen Viertel und ritten nach der großen Moschee El Ahzar, in deren Nähe Achmed, der Algierer, wohnte. Trotz zahlreicher Erkundigungen und Zurechtweisungen konnten wir uns in dem Wirrsale von Buden und Gäßchen voller Beter, Bettler und Blinden nicht zurechtfinden. Endlich fanden wir die Sackgasse mit dem Hause unseres Magikers. Eine halbverschleierte Frau führte uns in ein luftiges, mit Teppichen und Sophas ziemlich gut ausgestattetes Gemach, wo uns Achmed in Gesellschaft seines Söhnchens freundlich und heiter empfing. Ein kleiner Neger brachte uns Pfeifen. Das ganze häusliche Innere sah ruhig und behaglich aus.

Achmed erzählte mir, daß er seine Kunst von zwei berühmten Scheichs erlernt habe und die von uns gesehenen Produktionen nur höchst unbedeutend seien.

Unter manchen unsinnigen Dingen, welche er mittheilte, erkannte ich zu meiner Verwunderung einige physikalische Kenntnisse, welche ich in Aegypten nie vermuthet hätte, und andere, welche unzweifelhaft auf Wirkungen hinweisen, die durch die übermächtige Gewalt des Magnetismus hervorgebracht werden.

„Wenn ich will,“ sagte er, „lasse ich Jemanden auf einen Isolirschemel sich setzen und schläfere ihn sofort ein, indem ich mit besonderen Handbewegungen um ihn herumgehe; er bleibt dabei mit geöffneten Augen sitzen, spricht und gestikulirt, als sei er wach.“ Gern hätte ich weiter geforscht, allein ich sollte an diesem Tage nur das Geheimniß der Erscheinung in der hohlen Hand erfahren.

Nach dem Kaffee unterhandelten wir über das Lehrgeld. Er forderte 40 spanische Piaster und einen Eid auf den Koran, daß ich mein Geheimniß Niemanden mittheilen wolle. Die Summe wurde auf 30 Piaster ermäßigt. Er ließ nun sein Söhnchen kommen, das, während wir eine Pfeife mit einander rauchten, die Vorbereitungen zur Operation traf. Nachdem er ein kleines Stück Papier in eine große Rolle gethan, zeichnete er darauf die Figuren ab, welche in die Hand ge-

schrieben werden müssen, sowie auch die auf dieselben Bezug habenden Buchstaben und überreichte es mir nach einer kleinen Pause.*)

Er dictirte mir dann folgende Gebetformel: Anzilu — Ajuha — el Djenni — Ajuha — el Djennun — Anzilu — Betakki — Matelahu-lutu — Aleikum — Tariki, Anzilu, Tariki. Die drei Räucherungsmittel heißen: Takeh — Mabachi — Ambar — Indi — Kusombra — Djeu.

Der Magiker nahm nun seine Operation mit Hülfe des Knaben in meiner Gegenwart vor. Das Kind zeigte eine große Fertigkeit, denn die Erscheinungen folgten ohne Schwierigkeit auf einander. Am andern Morgen übte ich mich unter Achmed in dieser neuen Kunst, und zeigte schon einige Fortschritte; aber erst in Alexandrien vervollkommnete ich mich darin. Dort wurde ich von meinen letzten Zweifeln gegen die Aufrichtigkeit Achmeds befreit, denn die Knaben, deren ich mich dort bei meinen Operationen bediente, konnten ihm unmöglich bekannt sein, also nicht mit ihm im geheimen Einverständniß handeln. Um noch sicherer zu sein, ließ ich mir einen solchen Knaben holen, wenn er eben vom Felde oder aus der Schule kam, suchte andere bald in den entlegensten Winkeln der Stadt auf, bald wieder auf der Landstraße. Eine Vorbereitung konnte in allen diesen Fällen nicht präsumirt werden, die Resultate befriedigten mich aber jederzeit. Einmal ließ ich den in Kairo wohnenden Lord Prudhoe dem operirenden Knaben erscheinen, und dieser rief aus: „Wie drollig ist das, ein silberner Säbel." Wirklich war der Lord der Einzige in Aegypten, der einen Säbel mit einer silbernen Scheide trug.

*) Im Journal de Magnétisme 1846, aus dem ich den Bericht vervollständigt habe, steht die Zeichnung dieser Figuren: ein Viereck mit 3 Zeichen auf jeder Seite, in der Mitte eine schwarze Kreisfläche. Letztere ist jedenfalls die Hauptsache und vertritt wohl die Stelle des glänzenden Metallplättchens, welches heute bei hypnotischen Experimenten der Operateur dem Patienten in die Hand gibt. Hierin liegt auch die Handhabe zur Erklärung des vorstehenden Erlebnisses, dessen Wahrheit übrigens von W. Lane in seinem vortrefflichen Werke über die Sitten der Aegypter durch ähnliche Thatsachen bestätigt wird. Bei den Experimenten der magnetischen Schule in Paris auf diesem Gebiete sind übrigens noch weit merkwürdigere Dinge vorgekommen. Kritik dieser Sache gehört nicht hierher. Baumgarten.

Bei meiner Rückkehr nach Cairo fand ich, daß der Ruf in meiner neuen Kunst schon bis dahin gedrungen war. Einstmal bestürmten mich die Domestiken des Dragomans Mharra beim französischen Consulat, ich sollte ihnen den Dieb zeigen, der einem von ihnen einen Mantel gestohlen haben sollte. Aus der Beschreibung des operirenden Knaben erkannten sie ihn sogleich und riefen: „Ibrahim, es ist Ibrahim!“ Als ich später erfuhr, daß er einige Stockschläge erhalten habe, wünschte ich im Stillen, daß er auch wirklich der Dieb gewesen sein möge. Ich hatte keine Zeit, die Sache zu untersuchen.

Nach des Grafen Leon de Laborde
Recherches sur la magie égyptienne und Commentaires
géogr. sur la Genèse.

II.

Im Lande der Brahmanen.

Zukunft der englischen Herrschaft in Indien.

Résumé der Beobachtungen des Grafen Goblet d'Alviella.*)

Auf meiner Reise haben Engländer nicht selten die Frage an mich gestellt, was in Indien den meisten Eindruck auf mich gemacht habe. „Ihr Verbleiben im Lande!" hätte ich ihnen erwiedern können, und diese Antwort wäre ein verhülltes Compliment gewesen, denn die Fortdauer und vor allem die Befestigung ihrer Herrschaft über 250 Millionen Hindu, die ein Heer von kaum 60 000 Europäern im Zaume hält, beweisen nicht nur die außerordentliche Gefügsamkeit der Bevölkerung, sondern auch beim ersten Blicke eine zugleich kluge und energische Verwaltung.

Für jeden, der sich mit Verwaltungsfragen befaßt, kann man sicherlich keine bessere Schule wünschen. Die Thatsache allein, daß mehr als 250 Millionen Menschen autokratisch regiert werden durch eine Handvoll Beamter, die einer fremden Rasse und Civilisation angehören, hat eine so beträchtliche Tragweite, daß man gezwungen ist, die günstigsten oder auch die schlimmsten Folgerungen für die Zukunft daraus zu ziehen: eine Musterwirthschaft (wohlverstanden unter Voraussetzung des Zustandes Indiens), oder eine sittlich zerrüttende und zerrüttete Bureaukratie; wie man leicht voraussehen kann, gibt es kein Mittelding.

---

*) Comte Goblet d'Alviella. Inde et Himalaya. Souvenirs de voyage. Paris, Plon 1877.

Glücklicherweise hat der Engländer gerade diejenigen Eigenschaften und selbst Fehler, welche unter ähnlichen Bedingungen das Gelingen am meisten begünstigen: einen praktischen Sinn, der ihn abhält, das Thatsächliche den Principien zu opfern, eine Achtung vor der Gesetzlichkeit, die seinen Despotismus nicht in Tyrannei ausarten läßt, ein Rechtlichkeitsgefühl in der Verwaltung, welches bis zu puritanischer Strenge geht, eine lange Gewohnheit religiöser Toleranz, Gewissenhaftigkeit genug, um ernstlich an der sittlichen Emancipation seiner Untergebenen zu arbeiten, und Stolz genug, um sich über ihre beständigen Schmeicheleien, wie über ihren dumpfen Groll leicht hinauszusetzen; — diese Naturanlagen befähigten sozusagen den Engländer im Voraus dazu, seinem indischen Reiche die festesten Grundlagen zu geben, welche eine Fremdherrschaft zu besitzen hoffen kann.

Sogar die Unmöglichkeit, die europäische Familie in diesem entnervenden Klima fortzupflanzen und die für die regierende Klasse daraus folgende Nothwendigkeit, sich unablässig im Mutterlande zu ergänzen, wenn sie auch die Trennung zwischen den Eroberern und den Unterworfenen aufrecht halten, tragen doch andererseits dazu bei, die ersteren vor der Entartung zu bewahren, welcher alle vorhergegangenen Eroberer Hindostans anheimfielen; sie bewahren endlich das heilige Feuer ihrer Vaterlandsliebe und ihrer nationalen Ueberlieferungen.

Studirt man die anglo-indische Verwaltung, so erscheint am auffallendsten ihre Aehnlichkeit mit der Staatsmaschine des römischen Reiches. Beiderseits sieht man eine Eroberung, die sich theils in Folge überlieferter Politik, theils unter dem Zwange der Selbsterhaltung und Vertheidigung immer weiter über ein ungeheures Conglomerat von Völkern der verschiedensten Rassen und Religionen ausdehnte. Beiderseits ist die Herrschaft in den Händen einer gut berechneten, kunstvoll verwickelten Hierarchie von Beamten, die über die eroberten Bevölkerungen mit einer absoluten Gewalt bekleidet sind, welche sie jedoch mit ihrem Nimbus nur der Uebertragung der Centralregierung

verdanken und durch letztere auch verlieren können; diese Beamten haben also die Pflichten eines Bürgers zugleich mit der Machtvollkommenheit eines Despoten.

Beiderseits gibt sich das Bestreben zu erkennen, die bürgerliche Verfassung der Eingeborenen zu achten, dieselbe jedoch durch die Rechtsmethoden des erobernden Kulturvolkes zu sichern; beiderseits dieselbe Toleranz oder vielmehr dieselbe stolze Neutralität den religiösen Zwistigkeiten und Katzbalgereien gegenüber, so lange sie nicht das, was die Römer pax romana nannten und die Engländer ganz analog mit pax britannica bezeichnet haben, bedrohten, — aber auch dieselbe Energie in der Niederwerfung, sobald die von den Besiegten für ihre Unabhängigkeit eingetauschten Wohlthaten der materiellen Ordnung dadurch in Gefahr gerathen.

Die Uebereinstimmung geht noch weiter in den regulation provinces, non-regulation provinces und nativ states, die ebenso im römischen Reiche bestanden. Ja selbst der alte Unterschied zwischen republica und imperium findet sich wörtlich wieder in den Bezeichnungen „Königreich" und „Reich", die schon längst von der englischen Regierung gebraucht werden, um ihren Wirkungskreis auf den britischen Inseln von dem in ihren zahlreichen überseeischen Besitzungen zu unterscheiden. Es erinnert endlich die vor einigen Jahren vom Parlamente angenommene Royal titles bill, allerdings in etwas mangelhafter Weise, an die in den ersten Zeiten des römischen Reiches bestehenden Schattirungen der Bedeutung von princeps, imperator und dominus, je nachdem man sich an den Kaiser als Präsidenten des Senates, als Haupt der Bürger oder als absoluten Beherrscher seiner Unterthanen wandte. Es läßt sich der Vergleich auf eine Unzahl von Einzelnheiten der anglo-indischen Regierung ausdehnen, welche nicht aus voraus wohlüberlegter Absicht, sondern unter dem Zwange der Verhältnisse nach achtzehnhundert Jahren die Verwaltungspraxis der tüchtigsten und dauerhaftesten Herrschaft der Welt erneuert.

Diese Gleichförmigkeit besteht jedoch nur an der Oberfläche.

Der anglo-indische Organismus mag dasselbe Räderwerk haben, wie der römische; der dasselbe durchdringende und belebende Geist ist ganz verschieden.*)

Während in Rom — und man kann hinzufügen in allen bis jetzt durch die Eroberung gegründeten Staaten, so lange die einander gegenüberstehenden Volksstämme sich nicht verschmolzen haben, — der Zweck der Regierung in der Ausbeutung der Unterthanen zum Nutzen einer Stadt, einer Volksklasse oder eines Mannes besteht, gibt uns England zum ersten Male das Beispiel einer ausschließlich zum Wohle der unterworfenen Bevölkerung organisirten Herrschaft.

Man möge mich nicht mißverstehen: ich bin weit davon entfernt zu behaupten, daß die Engländer Indien aus einem ganz uneigennützigen Beweggrunde behaupten. Die Ausdehnung der Absatzquellen für ihren Handel; die Zahl und Wichtigkeit der von ihren Familiensöhnen besetzten Beamtenstellen, die Unterhaltung von 60 000 europäischen Soldaten auf Kosten des Landes, das alles sind Vortheile, welche sich jährlich auf mehrere Millionen Livres Sterling belaufen, die Indien den Engländern bezahlt.

Ebenso ist es, von einem höheren Standpunkte aus betrachtet, unbestreitbar, daß der Besitz Indiens den Nimbus der großbritannischen Krone beträchtlich vermehrt. Die Reihe der Politiker, welche, bevor sie sich in der Regierung des Mutterlandes auszeichneten, ihre Waffenproben in den verschiedenen Zweigen des anglo-indischen Dienstes ablegten, beweist, daß Indien als Verwaltungsschule eine vortheilhafte Rückwirkung auf die innern Angelegenheiten Großbritanniens ausübt.

Endlich ist es Indien — vielleicht allein —, welches dadurch, daß es England zu einer asiatischen Macht erhebt, dasselbe zwingt, eine europäische Macht zu bleiben, trotz der Versuchungen, welchen

*) Ich setze unparteiisch die ganze Auseinandersetzung Goblets hierher, obgleich ich nach Einsicht einer Reihe von Werken über die betreffenden indischen Verhältnisse in manchen Dingen verschiedener Ansicht bin. Sachkenner werden ohnehin selbst in seiner etwas schöngefärbten Darstellung das Richtige herauslesen können. Die folgenden Studien bieten dazu Anhaltspunkte genug. B.

es durch seine insulare Lage und seine ökonomischen Interessen ausgesetzt ist.

„Ohne Indien wären wir nur ein Krämervolk", sagte mir kürzlich ein hoher Beamter, den ich über das Hauptergebniß der englischen Herrschaft in Indien befragte, und diese Antwort gibt den Schlüssel zur Erklärung mancher zeitgenössischer Ereignisse, welche beim ersten Blicke sehr wenig Beziehungen zu den Ufern des Ganges zu haben scheinen.*)

Diese materiellen und moralischen Vortheile, so beträchtlich sie auch erscheinen mögen, sind jedoch nur eine indirecte Folge der vom Sieger angenommenen Regierungsweise. Auf dem Continent zieht man nicht genug in Betracht die zweifache Thatsache, daß das indische Budget von dem britischen vollständig getrennt ist, und daß seit 1833 England in seinen hindostanischen Besitzungen kein Handelsmonopol mehr besitzt. Nimmt man zu diesen Thatsachen hinzu, daß die Europäer im Süden des Himalaya fast keine Niederlassung haben gründen können, und andrerseits, daß seit der Indian civile service Act von 1861 die Eingeborenen zu allen bürgerlichen Aemtern wählbar sind, wenn sie nur die erforderlichen Garantien der Sittlichkeit und der Befähigung bieten, so muß man doch wohl an die Aufrichtigkeit Englands glauben, wenn es seine Absicht, Indien für Indien zu regieren, betheuert.

In Betreff der Wahl des besten Mittels zur Erreichung dieses Zieles sind die Engländer selbst in Zwist gerathen. Die einen gedenken mit Bedauern der schönen Tage der väterlichen Regierung, als in jedem Bezirk ein einziger Vertreter der Obrigkeit alle Gewalt in seiner Person concentrirte und über seine Untergebenen eine ebenso unumschränkte, als willkürliche Macht ausübte.

Andere rühmen das von England so benannte scientific government, d. h. eine den Forderungen der reinen Wissenschaft gänzlich angepaßte Regierung: — Vermehrung der Verordnungen,

*) Z. B. Englands Auftreten als Beschützer des Islams. B.

um die Initiative der Lokalbeamten zu beschränken, — Gestaltung jedes öffentlichen Dienstes zu einem verschiedenen Departement, dessen Verzweigungen sich auf alle Punkte des Gebietes erstrecken sollten, — endlich Centralisation der politischen Gewalt in die Bureaux von Calcutta oder selbst von London.

Zur Stütze der letzteren Anschauungen macht man geltend, daß das Vorhandensein der Dampfschiffe, der Eisenbahnen und besonders der Telegraphen, durchaus keinen Grund mehr übrig läßt, die Interessen der Bevölkerungen den Experimenten und Launen ihrer Lokalbeamten zu überlassen, — daß die Centralisation allein den Bethätigungen der regierenden Gewalt jenen Geist der Consequenz und jene Einheit des Handelns, die in einem Lande wie Indien so nothwendig sind, einprägen könnte; — daß es besser sei, von Grundsätzen, als von Menschen regiert zu werden; — daß die Theilung der Arbeit eine ebenso fruchtbare Anwendung bei der Regierung, wie in den andern Zweigen menschlicher Thätigkeit finde.

Andrerseits behauptet man, daß das System der Spezialdepartements eine übermäßige Entwickelung der bureaukratischen Schreiberwirthschaft hervorgerufen habe; — daß es auf Vernichtung jeder Originalität und jeder Initiative bei seinen Beamten auslaufe; — daß es hauptsächlich schuld sei, an jener Steigerung der öffentlichen Ausgaben, welche bereits Lord Mayo in einer berühmten Depesche so laut beklagte und die noch gegenwärtig für die Zukunft Indiens so drohend sei; — endlich, daß die übertriebene Centralisation den thatsächlichen Zuständen in einem so ausgedehnten und vielgestaltigen Lande durchaus unangemessen sei.

Nach einigem Schwanken zwischem diesen beiden Systemen hat die Regierung einen Mittelweg eingeschlagen, welcher eine sehr richtige Lösung zu sein scheint; sie hat nämlich Spezialdepartements die Lösung der technischen Fragen, die Veröffentlichung der Verordnungen und die materielle Ausführung der Arbeiten übertragen, wogegen sie einem einzigen Beamten in jedem District die Initiative und die Controle

der zu ergreifenden Maßregeln überließ. Nichtsdestoweniger tritt die Opposition dieser beiden Parteien mit ihrem ewigen Streit zwischen Theorie und Praxis, zwischen reformirenden und conservativen Bestrebungen fast in allen mit der politischen und socialen Organisation des Landes verknüpften Fragen wieder zu Tage. Die Einen möchten den Eingeborenen nicht nur die Kenntnisse, sondern auch die Grundsätze und Methoden Europas einpflanzen; die Andern behaupten, die Institutionen des Abendlandes seien nicht geeignet für die Rassen Hindostans und, anstatt eine künstliche Acclimatisirung unserer Gerichtsverfassung, unserer wählbaren, obrigkeitlichen Beamten, unserer Bodenbesitz-Verhältnisse, unseres Industriewesens, selbst unserer bürgerlichen und politischen Gleichheit anzustreben, thäte man besser, die historischen Räderwerke der hindostanischen Organisation zu verbessern und zu entwickeln, z. B. die Dorfgemeinden, die erbliche Gewalt der Ortsoberen, die Hierarchie der Kasten oder vielmehr der gewerblichen Körperschaften, endlich die Rechtsvorschriften der Hindu und Muhamedaner.

In Betreff der Finanzen verlangen Erstere ein System mannigfaltiger Auflagen, die gleichmäßig alle Einkommenquellen umfassen; die Anderen möchten die einzige Taxe des mongolischen Reiches vorziehen, die sich auf die vollständige Beschlagnahme der Grundrente durch den Staat gründete.

Im Unterricht betonen Einige den allgemeinen Gebrauch der englischen Sprache als Erziehungsmittel auf allen Stufen; Andere wollen die europäischen Kenntnisse mit Hülfe der Lokaldialekte verbreiten, gemäß der pädagogischen Vorschrift, daß, um auf den Geist der Kinder einzuwirken, der Unterricht vermittelst der Muttersprache hineindringen muß.

Wie es sich jedoch mit allen diesen so weit auseinander gehenden Meinungen verhalten mag, alle Autoritäten stimmen wesentlich überein in dem Grundsatze, daß Indien für Indien so lange regiert werden müsse, bis es endlich seine Selbstregierung übernehmen könne.

Schon lange hat die Privat-Initiative, welche in England stets nach hochherzigen Ideen und philanthropischen Unternehmungen ausschaut, dieses Emancipationswerk durch ihre Mitwirkung befördert. Wir wollen nicht von den protestantischen Missionen sprechen, welche in Hindostan kaum 124000 Eingeborene, d. h. nicht ein Tausendstel der Gesammtbevölkerung bekehrt haben; allein wenn es ihnen auch nicht besonders gelingt, die christlichen Dogmen zu verbreiten, so tragen sie doch durch ihre Bücher und vor allem durch ihre Schulen dazu bei, Boden zu gewinnen für den Geist der christlichen Culturvölker, welche das uralte Gebäude des Götzendienstes allmählich unterwühlt. Die katholischen Missionen zählen allerdings zweimal mehr Neubekehrte, gewinnen aber ihre Anhänger fast nur in den untern Volksklassen Südindiens.

Zahlreiche nicht religiöse Gesellschaften arbeiten ihrerseits an der Aufklärung und Sittenverbesserung des Landes; in erster Reihe steht die East Indian Association, die 1874 in London von Sir William Jones gegründet wurde, um die Studien und Forschungen über Indien zu concentriren; sie besitzt jetzt in den bedeutendsten Städten der Halbinsel sehr thätige Zweigvereine, welche die ausgezeichnetesten Geister unter den Eingeborenen wie unter den Europäern um dieselben Rednerbühnen versammeln. Hierauf folgt das Institut Dalhousie „für den socialen und litterarischen Fortschritt aller Klassen in Indien“; die Bethune-Gesellschaft, zur Beförderung der gesellschaftlichen Beziehungen zwischen „gentlemens“ beider Rassen; die zu London gegründete Gesellschaft zur Unterstützung von jungen Eingeborenen, welche England besuchen wollen; das in Bombay von der reichen Familie Sassoun gegründete Mechanics Institute, zugleich eine öffentliche Bibliothek; die bengalische Gesellschaft für die socialen Wissenschaften; die Gesellschaft für physische und medizinische Studien; die geographische Gesellschaft zu Bombay, und noch andere, deren Namen schon den Zweck genügend charakterisirt und die ebenfalls die Initiative der Engländer ins Leben gerufen hat.

Zur selben Zeit, wo der Besuch des Prinzen von Wales die täglich wachsende Wichtigkeit Indiens in den politischen Berechnungen Englands bekundete, durchzogen zwei Pioniere der Cultur, Miß Mary Carpenter und Professor Monier Williams isolirt die Hauptstädte Indiens, um Beitrittserklärungen zu sammeln, und zwar letzterer zu einem an der Oxforder Universität zu errichtenden Institute für Eingeborene und Engländer, welche Indien gründlicher studiren wollen, erstere zu einer Gesellschaft für Verbesserung und Verbreitung von Mädchenschulen, ein Ziel, welches diese Dame mit unermüdlichem Eifer verfolgt. Es war ebenfalls eine englische Dame, welche 1873 in Calcutta einen Verein ins Leben rief, dessen Mitglieder die Mädchen, welche das Vorurtheil des Volkes in den öffentlichen Schulen zu unterrichten nicht gestattet, in ihren Wohnungen unterweisen.

Diese Anstrengungen und Maßregeln beginnen Früchte zu tragen. Scheinbar steht die altindische Welt noch aufrecht da, aber allseits zeigen sich Spuren einer täglich weiter um sich greifenden Auflösung.

Die mit den Europäern in direkter Berührung stehenden höheren Volksklassen werden mehr und mehr von Heißhunger nach wissenschaftlicher Bildung ergriffen, und ganz besonders von den Erfahrungswissenschaften angezogen. Gesellschaften von Eingeborenen werden auf allen Punkten des Landes gegründet, um durch Uebersetzungen in die Volksdialekte die Hauptwerke der englischen Wissenschaft zu verbreiten, sowie um den höheren orientalischen Studien neues Leben einzuhauchen.

Garcin de Tassy gibt in seiner vortrefflichen Revue de la langue et de la littérature hindoustanies über diese Gesellschaften und ihre Arbeiten einen Ueberblick, durch welchen sich eine geistige Bewegung von wahrhaft überraschender Intensivität in Hindostan erkennen läßt.*)

---

*) Die Revues von Garcin de Tassy sind besonders durch die Auszüge aus hindostanischen Journalen und Büchern interessant; sie beschäftigen sich jedoch wenig mit dem auch von Goblet übersehenen Südhindostan, wo sich der altindische Geist des Volkes und der Litteratur am ungetrübtesten erhalten hat. Garcin, Professor des Hindustani in Paris,

In Bombay und besonders in Calcutta gibt es Gesellschaften für Vorlesungen und wissenschaftliche Besprechungen (debating societies), wobei man die Eingeborenen englisch oder hindustanisch über die Lehren des Buddah, den Positivismus von August Comte, die Theorie des Darwin u. dgl. sprechen hört.

Zu Calcutta haben einige dieser Gesellschaften sogar einen politischen Anstrich genommen, wie „der Bund des Volkes", „die radicale Liga"; Titel, die Niemanden bange machen, da letztere Gesellschaft den stellvertretenden Gouverneur von Bengalen zum Ehrenpräsidenten hat. Die Indian reform association hat sich zunächst mit der Gründung eines Lehrerinnen-Seminars in Calcutta befaßt.

Eine bemerkenswerthe Thatsache ist das fortschreitende Verschwinden der altindischen Religion selbst in der rein äußerlichen Praxis unter

---

ist Mitglied mehrerer litterarischen und gelehrten Gesellschaften in Indien. Seine Thätigkeit wird jedoch von Männern, die Sprachen und Volk in Hindostan durch längeren Aufenthalt kennen, weniger günstig beurtheilt, als der sonst hochverdiente Gelehrte verdient. „Die meisten Sprachen von Nordhindostan," sagt Jacolliot, „haben keine originelle Litteratur; indem sie aus den unermeßlichen Reichthümern der Sanscritlitteratur schöpfen, paraphrasiren, copiren und ahmen sie die Vergangenheit nach. Sie haben jedoch ihr unbestreitbares Alterthum für sich, da sie nur Umgestaltungen der aus dem Sanscrit hervorgegangenen Dialekte sind, wogegen das Hindustani, welches man mit einem Lehrstuhl in Paris beehrte, eine der modernsten Sprachen ohne Charakter und Originalität ist, welche sich aus Bruchstücken des Persischen, des Arabischen und der meisten Mundarten Nordhindostans gebildet hat; seine Schrift ist die etwas modifizierte arabische, seine Litteratur besteht nur aus Nachahmungen; und was auch Herr Garcin de Tassy sagen mag, um bei uns eine Anerkennung der ernsthaften Bedeutsamkeit dieser Litteratur zuwege zu bringen, so wird das nicht verhindern, daß alle Indianisten — selbst die welche es nicht laut eingestehen — die Meinung hegen, das Hindustani repräsentire nicht die Mundarten von Nordhindostan und verdiene keinen offiziellen Lehrstuhl. Diese Sprache verhält sich zu den wirklichen hindostanischen Dialekten wie die lingua

den gebildeten Klassen, besonders in Bengalen.*) Die Einen halten an einem mit den Vedas mehr oder weniger übereinstimmenden Pantheismus; Andere greifen direkt zum Positivismus; eine große Anzahl bekennt sich zu dem rationalistischen Cultus des Brahma somaj, der als einzige Dogmen die Unsterblichkeit der Seele und die Existenz eines persönlichen und selbstbewußten Gottes festhält und sich ganz bereit zeigt, auf dem Boden des freisinnigen Protestantismus mit der Reformbewegung der abendländischen Kirchen sich zu verständigen. Die Brahma somaj zerfällt selbst wieder in mehrere Fractionen, unter

franca zu den europäischen Sprachen am Becken des Mittelländischen Meeres. Es ist die Verkehrssprache der muselmännischen Kaufleute und der auf den einheimischen Märkten umherziehenden Hausirer." —

Als Jacolliot dieses schrieb, war Garcin's Revue von 1877 noch nicht erschienen, worin ich die interessante Mittheilung (S. 49—53) finde, daß das in den Elementarschulen von Nordhindostan gelehrte und von vielen eingeborenen Schriftstellern geschriebene Hindi eine Sprache ist, welche vom Volk weder gesprochen noch verstanden wird (Seite 51), daß die indischen Pedanten und Pandit, von den Europäern aufgemuntert, durch Aufnahme einer Menge Sanscritwörter in das Hindi nebst besonderm Alphabet (Mayri) eine künstliche Scheidung vom Urdu herbeigeführt haben, und daß das Urdu mit persischem Alphabet die in Schrift, Handel und Wandel gebräuchliche Volkssprache ist. Prof. Friedrich Müller (Allgemeine Ethnographie, 511) sagt: „Das mit persisch-arabischen Elementen stark versetzte Hindi, genannt Urdu (Urdu-Zeban, Lagersprache) oder Hindustani, welches von der muhamedanischen Bevölkerung Central-Indiens gesprochen wird, ist die allgemeine Verkehrssprache Indiens." Dieser Satz bedarf nach den obigen Mittheilungen einer Modification, da sich das Hindi immer mehr von der Volks- und Verkehrssprache entfernt. In Südhindostan ist der Tamildialekt die allgemeine Volkssprache, mit deren Kenntniß man sich selbst auf Ceylon noch forthelfen kann.

Baumgarten.

*) Nur an der Oberfläche und den Ausländern gegenüber. Das Volk, nach vielen andern Berichten, ist in seinen religiösen Anschauungen unverändert geblieben, vor allem in Südindien, dem Hauptsitze und der Vormauer des alten Brahmanenthums. B.

denen die am weitesten fortgeschrittene der Progressive somaj auf der Halbinsel bereits 102 Mandas oder Gesellschaften zählt.

Erwähnenswerth ist ferner der Aufschwung der hindostanischen Litteratur namentlich in Nordindien, wo der überwiegende Einfluß der Arier immer eine gewisse geistige Thätigkeit unterhalten hat. Indessen außer den Uebersetzungen belletristischer und wissenschaftlicher Bücher gehören die meisten Originalwerke der Poesie und Phantasieschöpfung an. Unter den Stoffen ernster Art nehmen religiöse und pädagogische die erste Stelle ein.

Bis 1873 zählten die verschiedenen Dialekte Indiens durchschnittlich mehr als 2000 Werke jährlich; seitdem ist der Fortschritt sowohl in der Zahl als in der sittlichen Haltung der litterarischen Erzeugnisse der Eingeborenen unverkennbar. Die Zeitungspresse, die erst neuen Datums ist, berechnet ihre Organe bereits nach Hunderten und ihre Leser nach Zehntausenden. Sie ist so frei wie in England, mit der Ausnahme, daß in Indien die Behörde die „angenehmen" Blätter durch reichliche Abonnements unterstützt und daß es den Regierungsbeamten ausdrücklich verboten ist, Artikel oder selbst irgend welche Nachrichten einzusenden.

Man ist verschiedener Ansicht über den wirklichen Werth der einheimischen Presse. Ich habe oft mit Belegstellen den Vorwurf aussprechen hören, sie sei ebenso unwissend als leichtgläubig, sie kenne keinen Mittelweg zwischen der elendesten Kriecherei der Regierung gegenüber und einer Opposition, die sich durch ihre Uebertreibungen lächerlich mache.*) Indessen gelangt Sir Richard Temple in seinem letzten Verwaltungsberichte über Bengalen zu dem Schlusse, daß „die Presse Bengalens doch im allgemeinen Loyalität und guten Willen gegen die Krone, die Nation und selbst gegen die britische Herrschaft bekunde,"

*) Nach einem Artikel aus dem Aligar Akhbâr den Garcin de Tassy (La Langue et la Littérature hindoustanies en 1877, p. 42—46) mittheilt, beginnt in der einheimischen Presse ein Radicalismus um sich zu greifen, welcher in rücksichtslosester Kritik der bestehenden Verhältnisse und besonders der Regierung ganz wie die socialistischen Journale in Europa vorgeht. B.

eine Meinung, welche auch in Betreff der anderen Theile des Reiches durch den „Allgemeinen Bericht über die Lage des Landes" bestätigt wird. Allerdings ist die einheimische Presse noch nicht fähig, die öffentliche Meinung zu leiten oder auch nur ihre wirklichen Tendenzen zu bezeichnen, aber man vergesse nicht, daß die ganze Einrichtung noch in ihrer Kindheit steht und daß sie trotz ihrer Excesse ihre Leser an Selbstdenken gewöhnt, und schließlich durch Heranbildung ihres Publicums auch unvermeidlich ihre eigene Erziehung bewerkstelligt.

Dieser ganze Gährungsprozeß ist in Betracht der Zahl der Individuen noch auf einen scheinbar ziemlich engen Kreis beschränkt; aber mehr als irgend ein anderes Land ist Hindostan daran gewöhnt, blindlings dem Impulse gewisser wenig zahlreichen Klassen zu folgen, welche dem Volke seit langer Zeit seine Geistesrichtung aufgezwungen haben. Sobald einmal diese oberen Schichten von unserer Cultur genugsam durchdrungen sein werden, wird man mit Ueberraschung den sozusagen in geometrischer Progression um sich greifenden Zusammenbruch der einheimischen socialen Welt oder vielmehr ihren Neubau auf andern Grundlagen sehen können.

Was wird England thun, wenn sich diese Evolution vollzieht? Wird es treu seinen heutigen, ehrenwerthen Grundsätzen seinen Untergebenen freiwillig die Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten überlassen, oder wird es, wie jene Mütter, die aus ängstlicher Vorsorge und in gutem Glauben die Vormundschaft über ihre Kinder nie aus den Händen geben wollen, hartnäckig eine Regierungsweise beibehalten, die es weder mit Grund noch mit Recht länger mehr aufrecht halten könnte?

Die den englischen Interessen am wenigsten nachtheilige Lösung wäre, daß Indien, ohne aus dem britischen Reichsverbande herauszutreten, sich wie Canada und Australien mit einer inneren Autonomie begnügte. Aber in diesen Kolonien sind die Bevölkerungen ihrem Ursprunge und ihrer Gesinnung nach noch zu englisch, um die schwachen Bande, welche sie bisher in einer nominellen Abhängigkeit von der britischen Krone halten, ablösen zu wollen.

Indien dagegen ist auf der Bahn der Civilisation schon zu weit vorgeschritten, als daß man es nach der Gußform einer fremden Cultur umgestalten könnte, und wie hoch man auch die Veränderung anschlagen mag, welche die Berührung mit den europäischen Ideen und Einrichtungen herbeiführen muß, so wird es doch immer durch seine eigenthümlichen Sitten wie durch seine Geistesrichtung sein selbstständiges Ich bewahren.

Daher besteht auch die Rolle, welche von nun an der englische Einfluß mit Ehren zu beanspruchen hat, allein darin, die heute in der einheimischen socialen Welt schon sichtbaren Entwickelungskeime zu pflegen. Auf die Dankbarkeit des Volkes kann England nicht rechnen, selbst wenn es gewissenhaft jene Aufgabe erfüllte: einmal weil es immer thöricht ist, auf die Dankbarkeit der Nationen zu rechnen, dann aber auch, weil man die Unbeliebtheit der englischen Herrschaft in Indien zugeben muß, wofern man sich nicht mit täuschendem Schein begnügen will.

Ein Gebieter ist immer unpopulär, selbst bei denen, welche seiner nicht entrathen können, besonders wenn er die Leute gegen ihren Willen glücklich machen will. Uebrigens selbst wenn man Reibungen, welche bei der Einführung einer regelmäßigen und wissenschaftlichen Regierung unter den an die Einfachheit und Fahrlässigkeit des orientalischen Despotismus gewohnten Völker unvermeidlich sind, nicht in Anschlag bringt, so besitzen die Engländer nichts, was einem Eroberer die Sympathien der Besiegten erwerben kann. Bei ihren Anstrengungen, Indien durch den Einfluß ihrer überlegenen Cultur zu regeneriren, lassen sie das Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit zu sehr durchblicken. „Die Engländer sind gerecht, aber nicht gut (not kind),“ hörte ich fast mit denselben Worten zu Calcutta, zu Bombay, auf Ceylon, kurz überall, wo ich mit Eingeborenen sprach, welchen eine außergewöhnliche Erziehung, die Unabhängigkeit ihrer Stellung und vielleicht auch meine Eigenschaft als Fremder die Unbefangenheit zu einer freimüthigen und gewichtvollen Antwort gab.

Mehr als einmal habe ich Engländer mit Eingeborenen von hohem Range in einer Weise verfahren sehen, wie sie bei uns kein Kutscher, kein Stallknecht dulden würde. Ohne Zweifel werden die

Beamten, welche ihre Stellung in offizielle Beziehung zu den Hindu bringt, sich bemühen, sie mit allen Rücksichten der orientalischen Höflichkeit zu behandeln, allein sie werden sich wohl hüten, ihnen im Privatleben entgegen zu kommen*), sie werden dieselben aus ihrem häuslichen Innern sorgfältig ausschließen; sie werden instinctmäßig die Berührung mit ihnen selbst auf Eisenbahnen vermeiden, wo man, was höchst charakteristisch ist, Europäer und Hindu nie dasselbe Coupé wählen sieht.

Es scheint fast, als haben die Engländer trotz ihrer Zerstörungsarbeit an der indischen Welt nun selbst eine neue Kaste geschaffen, die sich nicht mehr auf die religiöse Ueberlieferung, sondern auf den Rassenstolz und die Hautfarbe gründet.

Ich kenne in der ganzen Geschichte keine ähnliche Gewaltherrschaft, unter welcher Eheverbindungen zwischen der alten nationalen Aristokratie und den Emporkömmlingen der Eroberer so selten geblieben wären. Sogar die Klasse der Eurasier oder indisch-englischen Mischlinge wird in gesellschaftlicher Beziehung von beiden Rassen in gleicher Weise zurückgestoßen.

Wohin wir auch den Blick werfen, finden wir gegenwärtig keine Geistesgemeinschaft, keine Sympathie, kein moralisches oder politisches Band, welches die Bevölkerung Hindostans unter der englischen Herrschaft an dem Tage zurückhalten könnte, wo diese 250 Millionen Asiaten, die von weniger als 100,000 Europäern bewacht werden, zum Bewußtsein ihrer Rechte und ihrer Stärke erwachen werden. Wir wünschen nur, daß diese vielleicht noch sehr ferne Revolution nicht durch äußere Verwickelungen überstürzt werde; denn damit Indien dereinst seine Rolle in der allgemeinen Entwickelung der Humanität wieder aufnehmen könne, muß man den Engländern Zeit lassen, das Werk der socialen und politischen Erziehung zu vollenden, welches sie allein zu gutem Ende führen können.

Nach Graf Goblet d'Alviella. 1877.

*) Dieses Fernhalten ist gegenseitig und aus religiösen Rücksichten seitens der Hindu noch viel ausschließlicher. B.

Resultate der englischen Herrschaft in Indien.

Résumé der Untersuchungen des franz. General=Consuls E. de Valbezen. *)

Vor kaum 100 Jahren begannen Kaufleute auf einer kleinen Insel im Atlantischen Ocean die ersten schwachen Grundsteine zu einer Macht zu legen, welche nach und nach durch die Gewalt der Waffen, die rücksichtsloseste Diplomatie und Hinterlist jene riesenhafte Größe erreichte, die England zu einer der ersten Weltmächte gemacht hat.

Das Scepter des Großmoguls ist ganz in die Hände der Königin von England übergegangen, aber nach der Beseitigung der ostindischen Compagnie haben englische Staatsmänner, welche aus der Schule des modernen Rechtes hervorgegangen waren, das Werk der Gewalt und des Zufalls vollendet.

Die Freiheit und Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums, die Gleichheit aller vor dem Gesetze, eine vollständige religiöse Toleranz herrschen heute in Indien wie in England, und hierin liegt der fundamentale Unterschied des heutigen Zustandes der indischen

*) Les Anglais et l'Inde. Nouvelles études par E. de Valbezen, ancien consul général, ministre plénipotentiaire. Paris, Plon 1875. Ouvrage couronné par l'Académie française. Herr von Valbezen bringt in seinem Werke werthvolles statistisches Material.

socialen Welt von dem zur Zeit der mongolischen Eroberer. Deshalb eilten auch, um ihren künftigen Kaiser zu begrüßen, die sonst so argwöhnischen und eifersüchtigen Nachfolger der großen Vasallen des Timur und Aureng-Zeb nach Bombay, Calcutta und Dehli. Sie wußten, daß selbst in Mitten der englischen Bajonnette das gemeinsame Gesetz sie beschützte, daß kein Diamant ihrer Krone, kein Haar ihres Hauptes Berührung zu fürchten hatten; eine hehre Huldigung, welche die orientalischen Fürsten dem Gerechtigkeitssinne des europäischen Herrn zollten; eine schlagende Widerlegung der Theoretiker des Säbels, welche die Ohnmacht und Unfruchtbarkeit der freiheitlichen Regierungsform proklamiren. Der mit fabelhafter Tapferkeit niedergeworfene fürchterliche Aufstand von 1857, sowie mehr als 4 500 000 000 Frs., welche seit kaum 25 Jahren in Indien auf öffentliche Arbeiten aller Art, Wege, Eisenbahnen, Kanäle, Telegraphen verwandt wurden, beweisen es hinlänglich, daß große Männer und großartige Leistungen nicht den glücklichen Völkern fehlen, welche im Hafen der erblichen constitutionellen Monarchie Anker geworfen haben.

Das große Hindostanische Problem ist noch zu lösen!

Das Kastensystem scheint, oberflächlich betrachtet, die großen politischen Fragen nicht zu berühren, und doch ist es nicht gleichgiltig zu fragen, ob nicht dereinst alle Hindu in brüderlicher Gesinnung vereinigt die Scheidung von Tisch und Bett aufgeben, sich unterschiedslos untereinander verheirathen, an demselben Tische speisen und beliebig jeden Erwerbszweig ergreifen könnten. Leider ist die „Brüderlichkeit" überhaupt ein leeres Wort für die meisten Menschen.

Die so mäßigen Asiaten nehmen ihre Mahlzeiten zu Hause ein, sie wissen nicht, was Wirth und Gast bedeuten. Obstinate Wassertrinker und Reisesser, den Gebrauch der Gabel nicht kennend, können sie nicht mit Europäern speisen und an seinen Festessen theilnehmen.

Das Verbot der Heirathen zwischen verschiedenen Kasten ist durchaus nicht schwer drückend in einem Lande, wo die gesellschaftlichen Beziehungen so schwach sind und die Ehen schon unter Kindern

geschlossen werden. Auch wählt nothwendiger Weise in Indien der Sohn stets den Beruf des Vaters, da dieser der beste und fast einzige Lehrer desselben ist.

Die drei Fundamentalgesetze der Hindubevölkerung, so einfach reducirt, würden kaum die Aufmerksamkeit von Staatsmännern auf sich ziehen. Unglücklicher Weise bilden diese Einzelnheiten des Privatlebens und der häuslichen Etikette unter ihrer scheinbaren Harmlosigkeit die vielfältigen Maschen des ungeheuren und schweren Netzes, unter welchem der brahmanische Einfluß noch heute Indien erstickt.

Mit Recht hat daher die Regierung die bizarren Tyranneien, die seltsamen Verbrechen, die naturgemäß mit dem Kastensystem zusammenhängen, nicht unbeachtet gelassen. Es braucht kein Paria mehr nach Manous Gesetz eine Klingel am Halse zu tragen; ein Brahmane, der ebenfalls nach Manou einen Nazyadi, der auf 74 Schritte mit seinem unsauberen Schatten sich näherte, mit einem Pfeile erschießt, würde nicht seiner Strafe entgehen. Auch hat die furchtbare Lehre von 1857 gezeigt, wie gefährlich es ist, den fanatischen Vorurtheilen der Sipoys zu viel Spielraum zu gewähren.

Die eingeborenen Soldaten müssen jetzt nicht nur gemeinschaftlich kämpfen, sondern auch essen; ohne Murren alle militärischen Arbeiten übernehmen, und überall hingehen, wohin sie geschickt werden.

Den Vorurtheilen der Kasten ist nichts mehr eingeräumt in der öffentlichen Verwaltung, da ein ordentlicher Dienst dabei unmöglich wäre. An der Thüre der Eisenbahnstation, des Hospitals, des Gefängnisses hört ebenfalls die Kaste auf, denn man kann nicht ebensoviele Coupés, Zellen und Säle einrichten als Kasten vorhanden sind.

Diese mit Festigkeit und Ausdauer durchgesetzten Reformen haben bis jetzt keine unübersteiglichen Hindernisse gefunden; denn wenn auch die Brahmanen noch fortfahren, die Unfehlbarkeit und Unveränderlichkeit der Gesetze Manous zu proklamiren, so beweisen doch täglich Tausende von Thatsachen die Verminderung ihres Einflusses. In den

verschiedenen Verwaltungszweigen erkennen Männer aus den höchsten Klassen als Vorgesetzte Männer aus niedrigen Klassen an.

Man sieht Brahmanen mit spirituösen Getränken und Metzgerfleisch handeln und Sandalen aus Kuhleder tragen.*)

Die Berührung der Europäer mit den Eingeborenen in den großen Städten reißt unaufhörlich Breschen in das Kastensystem. Die Zeit des Verfalls scheint gekommen zu sein für die politischen und religiösen Institutionen, welche seit Jahrtausenden Indiens Unglück und Schwäche verursacht haben.

Die Gleichheit der Kasten vor dem Gesetz, vor dem Staate, welche in nichts die feierlichen Verpflichtungen der englischen Regierung: die Religionen ihrer asiatischen Unterthanen gewissenhaft zu achten, verletzt, das ist die wahre und wünschenswerthe Lösung des Problems der Kasten, das Ziel, welches die indischen Staatslenker im Auge behalten müssen. Aber ihr Dazwischentreten hört damit auf; jede Einmischung in die intimen Einzelnheiten der Hierarchie und des Lebens der Hindu würde ebenso unnütz wie gefährlich sein; und die Regierung muß sich hüten mit den protestantischen Missionen gemeinschaftliche Sache zu machen und sich vom Einflusse Exeterhalls beherrschen zu lassen.

Die Beziehungen der katholischen und protestantischen Missionen zu den Eingeborenen sind ausschließlich privater Natur; es wäre weder politisch klug noch liberal in der Schule oder in der Kirche Leute von hoher Geburt zu zwingen, sich mit den unteren Schichten der Bevölkerung zu vermischen.

Der Eingeborene, der zum Christenthume übergeht, scheidet sich durch diese Handlung allein schon für immer von seinen Verwandten und Freunden, ohne in der englischen Gesellschaft eine Stellung zu erhalten; daher ist auch das isolirte Leben, zu welchem die Neubekehrten verdammt werden, eines der größten Hindernisse der Bekehrungsarbeiten der Missionäre.

---

*) Jedenfalls nicht in Südindien, welches V. weniger kannte. B.

Mit den zum Islam sich bekehrenden Hindu steht es ganz anders: die Muselmanen nehmen sie sofort als Brüder auf. (S. über die Erfolge des Islams weiter unten.)

Ich kann diesen Ueberblick nicht abschließen, ohne nochmals daran zu erinnern, daß die englische Regierung sich von der christlichen Missionsthätigkeit fern halten muß und, daß jeder Versuch, jeder Verdacht einer offiziellen Propaganda über Indien einen weit gefährlicheren Sturm als den von 1857 entfesseln würde.

Nach E. de Valbezen.

Lebensart und Charaktereigenschaften der Hindu.

Nach eigener Anschauung von Axel Lind von Hageby.*)

Die Bewohner der Ufer des Ganges sind die größten von Wuchs, die hellfarbigsten, kriegerisch'sten und männlichsten aller indischen Stämme; sie kleiden sich wie die Muselmanen und tragen wie diese den Turban; ihre Wohnungen sind aus Bambus und Lehm gebaut, und ihre Hauptnahrung besteht in ungesäuertem Weizenbrode. — Die Bengalesen sind weichlich und mißtrauisch, aber klug, und geschickt in Holzarbeiten; ihre Dörfer bestehen aus Strohhütten, welche in den Palmenwäldern zerstreut sind; sie bedienen sich noch der Kleidung der alten Hindu: ein weißes, leinenes Tuch um die Hüften geschürzt und ein zweites über die Schultern geworfen; nach dem Bade pflegen sie die Glieder mit Oel einzureiben, um sie weich und geschmeidig zu erhalten und sich vor dem Einflusse der feuchten Luft zu schützen. Ihre Hauptnahrung ist Reis.

In einigen Gegenden wird noch ein vollständiges Nomadenleben geführt; Menschen und Vieh wohnen zusammen, ziehen zusammen aus, um die Feldarbeiten zu verrichten, und kehren nach vollendetem Tagwerke mit einander heim.

Jedes indische Dorf hat einen Bazar, welcher mit wohl ausgerüsteten Kaufläden versehen ist, in denen Korn, Tabak, Zucker, Backwerk und dgl. für die Käufer bereit liegt.

Das Hausgeräthe einer Hindu-Hütte besteht nur aus einer

---

*) Hageby. Reisebilder und Skizzen aus Indien und dem letzten indischen Kriege. Aus dem Schwedischen. Leipzig, H. Mendelssohn. 1861.

Matte, einem Bette ohne Bettzeug und Umhänge, welches am Tage aufrecht an die Wand gestellt wird, messingenem Geschirr u. s. w. Die Speisen werden unter einem dazu errichteten Schutzdache oder, in Ermangelung dessen, unter freiem Himmel gekocht. Die Wohnungen der Reichen zeichnen sich vor denen der Armen nur durch zwei Stockwerke und einen eingefriedigten Hof aus.

Der Herr des Hauses steht mit der Sonne auf, kleidet sich an, verrichtet sein Gebet und zieht mit seiner Heerde auf das Feld hinaus, wo er arbeitet, bis die Frau mit dem Mittagessen erscheint; nach eingenommener Mahlzeit pflegt er einige Zeit der Ruhe und kehrt darauf an die Arbeit zurück, bis die untergehende Sonne ihn mit dem Vieh zum Aufbruche mahnt. Nachdem er heimgekehrt, nimmt er ein Bad, verzehrt sein Abendbrod, zündet seine Pfeife an und verbringt den Rest des Abends unter traulichem Geplauder, entweder im Schooße seiner Familie oder bei einem seiner Nachbarn.

Die Obliegenheiten der Frau sind: Wasser tragen, Getreide mahlen, das Haus sauber und rein halten, Kochen, Spinnen, mit einem Worte alle vorkommenden Hausarbeiten. Ihre Kleidung ist der des Mannes ähnlich, nur in bunten Farben und mit allerlei Zierrath versehen. Hals und Beine bleiben nackt; wenn sie ausgeht, zieht sie ein paar gestickte Pantoffeln an; sie darf sich Fremden nicht zeigen und muß sich, wenn sie ihren Mann begleitet, in achtungsvoller Entfernung von demselben halten. Die Kinder werden mit allerlei Flitterstaat herausgeputzt und sind den Puppen eines Marionettentheaters nicht unähnlich.

Die Hindu-Städte bestehen aus hohen, meistens von Ziegelsteinen erbauten Häusern mit so winzig kleinen Fenstern, daß nur ein spärliches Licht durch dieselben in das Innere dringen kann. Die engen Straßen wimmeln von Menschen und Vieh, so daß man sich nur mit Mühe vorwärts drängt. Unter den Kaufläden gewähren die mit Blumen, Backwerk oder Apothekerwaaren versehenen den hübschesten Anblick; sie sind gewöhnlich mit einer Veranda versehen, welche immer mit den schönsten blühenden Gewächsen geschmückt ist. Diese Städte

stehen nicht wie die Dörfer unter einem sogenannten Häuptlinge, sondern werden von einem Regierungsbevollmächtigten verwaltet. Unter den Einwohnern nehmen die Geldwechsler, die Kaufleute und die Beamten, welche vom Staate besoldet werden, den ersten Rang ein. Schach-, Brett- und Kartenspiel gehören zu den Lieblingsvergnügungen, doch werden sie meistens außer dem Hause betrieben: im Kreise der Angehörigen zieht man es vor, den Liedern eines beliebten Sängers zu lauschen, zu denen ein Mitglied der Gesellschaft passende Tänze aufführt.

Die Begrüßungen und sonstigen Höflichkeitsbezeugungen sind sehr verschiedener Art; eine Person niederen Standes grüßt einen Brahmanen, indem sie einen Palmenzweig dreimal an die Stirne führt und sich dabei tief zur Erde neigt; bei der gewöhnlich üblichen Begrüßung legt man eine Hand an die Stirne und spricht dabei das Wort Saláám oder Rana aus. Alle Besuche außerhalb des Hauses enden damit, daß der Wirth seinem Gaste ein Betelblatt, eine Arecanuß und eine Flasche Rosenwasser überreicht; wenn man einen Gast besonders auszeichnen und verpflichten will, verehrt man ihm einen Shawl und Perlen oder Juwelen — natürlich nur, wenn der Wirth einem reichen und vornehmen Hause angehört.

Unter allen indischen Volksfesten, ist das Hóli das wichtigste; es ist das Freudenfest bei der Rückkehr des Frühlings, bei welchem man die wiedererwachte Natur mit Liedern der Freude und des Lobes begrüßt, um hochlodernde Feuer tanzt und allen Leidenschaften die Zügel schießen läßt, so daß eine leichtfertige Handlung der anderen folgt; so pflegt man während dieser Saturnalien einander einen gelben Saft in das Gesicht zu spritzen und sich mit einem rothen Pulver zu bestreuen, und begleitet diese Neckereien mit dem widrigsten Geschrei.

Jede Stadt, ja fast jedes Dorf hat seine Schule; doch beschränkt sich der Unterricht der Knaben gewöhnlich auf Lesen, Schreiben und die Anfangsgründe im Rechnen. Das Schulgeld beträgt 12 Thaler schwed. Reichsmünze im Jahre; in Bengalen und Bahâr wird dasselbe in Getreide, Obst und Gemüsen bezahlt. Die reicheren Familien

nehmen einen Brahmanen in das Haus, dem alsdann die Erziehung und der Unterricht der Kinder obliegt. Die Ausbildung der Töchter wird im Allgemeinen sehr vernachlässigt.

Bei der Bestattung der Hindu-Leichen herrschen auch verschiedene Gebräuche. (S. darüber weiter unten.) In einigen Gegenden werden dieselben in sitzender Stellung mit gekreuzten Beinen begraben; in anderen wird die Leiche mit wohlriechendem Wasser gewaschen, mit Blumen bedeckt und unter Trauermusik nach dem Scheiterhaufen geführt. Bei einigen Stämmen werden die Todten zur Schau ausgestellt und das Gesicht mit rothem Pulver bestreut. Grabmäler werden selten errichtet, und wenn es geschieht, bezeichnen sie immer die Ruhestätte eines ausgezeichneten Kriegers oder einer Wittwe, welche ihrem Manne in den Tod folgte.

Wenn in einigen Gebieten der Arzt erklärt, daß der Kranke seiner letzten Stunde nahe ist, wird derselbe hinaus getragen und auf das heilige Gras gelegt; darauf bedeckt man seinen Körper mit den Blättern des in hohem Ansehen stehenden Basilicumkrautes, stimmt geistliche Lieder an und spricht leise Gebete für die Erlösung seiner Seele. Liegt die Wohnung in der Nähe des Ganges, so bringt man den Sterbenden an das Ufer dieses heiligen Flusses; sollte aber der Kranke wider Erwarten genesen, so kehrt er nicht zu seiner Familie zurück, sondern zieht in eins der in dieser Gegend gelegenen Dörfer, von denen man erzählt, daß ihre Bewohner aus lauter solchen unerwartet zum Leben Zurückgekehrten bestehen.

Zu den größten Lastern des Hindu gehört seine unüberwindliche Neigung, sich Anderer Eigenthum anzueignen; er besitzt eine wunderbare Kunstfertigkeit im Stehlen; ganze Dorfschaften leben von Plündern und Rauben, und die Thugs, die eine besondere Kaste bilden, haben ein förmliches Handwerk daraus gemacht, welches sie unter Anrufen ihres Gottes Bhawéni treiben, dem die Hälfte der Beute nach beendetem Raubzuge als Dankopfer dargebracht wird.*)

*) An die Stelle der jetzt ausgerotteten Thugs sind in Bengalen und Central-Indien die noch grausameren Dacoïts getreten. — Einen höchst charakteristi-

Ein anderer hervorragender Fehler dieser Völker ist ihr Mangel an Wahrheitsliebe. Sie lügen mit der größten Frechheit und bekräftigen ihre falschen Aussagen durch die heiligsten Eide, mit der heimlichen Freude, dem Nächsten durch Betrug zu schaden. Sie halten es für verdienstlich, ihre Anlagen zu allerlei Ränken auf jede Weise zu entwickeln, und bedienen sich dabei der Waffen der List und Schmeichelei; und wehe Dem, der sich mit ihnen einläßt, ohne auf diese Schliche vorbereitet zu sein.

Die Bewohner der Gebirgs- und Waldgegenden des mittleren Indiens sind den übrigen sehr unähnlich; von kleinem Wuchse, eigenthümlicher Gesichtsbildung, schwarzer, glänzender Haut, durchdringendem Blicke, hervorstehenden Backenknochen, niedriger Stirn und breiten Schultern, haben sie ein wildes, abstoßendes Aussehen. Sie legen selten Kleider an, sind aber beständig mit Pfeil und Bogen bewaffnet, da sie in ununterbrochener Fehde mit den Grenznachbarn liegen. Ihre Hauptnahrung besteht in den Früchten des Mahuabaumes. Die Bevölkerung der nördlichen, sogenannten „trockenen" Länder, ist verhältnißmäßig sehr thätig und abgehärtet.

Die Mahratten, welche ein unfruchtbares Gebirgsland bewohnen, sind ernst, bestimmt, kühn und ordnungsliebend. — In Bengalen, wo der Boden sich sozusagen selbst bestellt, und der Mensch in einem Paradiese lebt, das ihn mit Allem umgiebt, was er sich wünschen kann, und er somit keine Nahrungssorgen kennt, sind die Bewohner

---

schen Zug von naiver Unehrlichkeit der Hindu erzählt Hodson (Zwölf Jahre Soldatenleben in Indien. Lpz. 1870). „Ich war beauftragt von 180 Dörfern am Schah Nahr die Abgabenrechnungen zu prüfen. Durch eine passende Mischung von Zureden und Drohungen brachte ich endlich eine Uebersicht zu Stande, aus der hervorging, daß gewöhnlich nur die Hälfte oder ein Drittel, in einem Bezirk auch gar nichts eingezahlt wurde. Auf meine Vorstellung bemerkte zu meinem großen Ergötzen der tapfere Einsammler, ein alter langbärtiger Sikh, ganz ruhig: „Ja, Sahib, dies war für uns alle wirklich eine treffliche Stelle." — Ich antwortete: „Ja, Du Schuft, Ihr Kerle wurdet fett, während Ihr Euren Herrn bestahlt." — „Nennen Sie es nicht stehlen," sagte er; „ich versichere Ihnen, daß ich um nichts in der Welt unehrlich sein möchte. Ich nahm niemals mehr als meine Vorgänger vor mir genommen hatten." Die unbefangenste Definition von Ehrlichkeit, die ich das Glück hatte zu hören. B.

so in Müßiggang und Weichlichkeit versunken, daß sie physisch und moralisch dadurch verdorben sind.

Der Hindu ist im Allgemeinen sehr empfänglich und leicht zu leiten, nur in Religionsangelegenheiten läßt er sich seine Ueberzeugung nicht nehmen, besonders wenn man ihm mit Gewalt eine andere aufzudrängen sucht. Er ist seinem Herrn ergeben und dient dem am treuesten, der ihn mit der größten Milde behandelt; wem er dient, gilt ihm gleich; in diesem Falle kennt er keine Gewissenszweifel, obgleich er in sonstigen Glaubenssachen eine achtunggebietende Standhaftigkeit und Beharrlichkeit zeigt; ein Brahmane würde lieber Hungers sterben, ehe er verbotene Nahrung zu sich nimmt; und der geringste Diener würde vor Scham vergehen, wenn er vergäße, sein Morgen- oder Abendgebet zu verrichten.

Das Gefühl der Selbstständigkeit ist nicht zur besonderen Entwickelung bei ihm gekommen, doch liegt in seinem Charakter mancher Zug, der von dem Bewußtsein seiner Menschenwürde zeugt. So würde der Häuptling einer Dorfschaft sich z. B. lieber den schrecklichsten Qualen unterwerfen, als daß er zugäbe, daß ein Herrscher seinem Stamme einen Tribut auferlegte.

Der Muth des Hindu wächst mit der Gefahr, denn bei kleinen Widerwärtigkeiten zeigt er sich oftmals feig. Ich habe ihn im Kampfe gegen einen überlegenen Feind Proben der erhabensten Todesverachtung ablegen sehen. —

Wenn er eine gelinde Strafe empfangen soll, hält man ihn für das furchtsamste Wesen der Welt; ist aber die Todesstrafe über ihn verhängt, von welcher er keine Rettung mehr hoffen kann, so empfängt er den Todesstreich mit der größten Ruhe, gleichsam, als ob er über sein Schicksal triumphire; ich selbst habe solchen Strafvollziehungen beigewohnt und muß bekennen, daß diese Standhaftigkeit mir die größte Achtung und Theilnahme einflößte, obgleich das Urtheil an Verbrechern vollzogen wurde, welche durch verübte beispiellose Grausamkeit ihre menschliche Natur verleugnet hatten.

Ich habe während meines Aufenthalts in Indien mehrfach sagen hören, daß die Bewohner das ihnen erwiesene Wohlwollen niemals erwiedern, und daß man vergeblich ein Gefühl der Dankbarkeit in ihnen zu wecken suche. Gestützt auf eigene Erfahrung, wage ich nicht nur, diesen Satz zu bestreiten, sondern sogar zu behaupten, daß ein Herr, welcher seine Pflichten kennt und ihnen gemäß handelt, in seinem Hindu-Diener so viel treue Ergebenheit und Dienstbeflissenheit findet, wie er sie in einem europäischen Diener vergeblich suchen würde. Ich habe dies während einer längeren Krankheit vielfach erfahren, und zwar auf eine Weise, die mich tief gerührt. Ein Opfer wirklich schwerer Leiden, einsam, kraft- und muthlos, oft zwischen Tod und Leben schwebend, setzte ich mein ganzes Vertrauen in meinen Diener, der mich mit der größten und liebevollsten Sorgfalt pflegte. Ja, ich danke meine Gesundheit nur einem eingeborenen Arzte, welcher heimlich zu mir geführt wurde, um meinen britischen Aesculap nicht zu erzürnen. Und wer war denn dieser Herr, welcher von seinem Diener Tag und Nacht wie ein lieber Bruder gepflegt wurde? Ein Fremdling, der gekommen war, um gegen die Landsleute dieses Hindu zu kämpfen, welche das Schwert gezogen hatten, um die vaterländische Erde von fremdem Joche zu befreien! Und was würde die Folge sein, sollte der Kranke, Dank der Pflege seines Dieners, genesen? — daß ersterer sofort von ihm scheiden und eilen würde, abermals thätigen Antheil an der Unterjochung seines Vaterlandes zu nehmen! — Und dennoch verließ nicht er mich, sondern ich ihn!

Die Geduld, Sanftmuth, Zärtlichkeit, womit diese dunkelfarbigen Inder in ihren weißen Gewändern die kleinen Kinder ihrer europäischen Gebieter warten, übertrifft selbst die Liebe des weiblichen Geschlechts. Stunden lang sitzen sie da mit ihren kleinen Pflegebefohlenen, unterhalten sie mit Spielzeug, fächeln sie, wenn sie schlummern, scheuchen ihnen die Fliegen weg oder gehen, die Kinder auf dem Arme, ihr eintöniges Wiegenlied summend, die Veranda auf und ab. Und dabei niemals einen Schatten von Verdruß auf der Stirn, keine ungeduldige Geberde, kein mürrisches Wort, wie wunderlich oder unartig sich auch

der kleine Europäer bezeigt. Im Krankenzimmer, doppelt sanft und doppelt geduldig, setzt der eingeborene Wärter seine geräuschlosen Dienste lange Tage, oft lange Nächte hindurch fort, ohne an Hunger und Müdigkeit zu denken. Wenn sie sich von den Kleinen trennen mußten, hat man sie oft selbst wie Kinder weinen gesehen, und man hat Beispiele, daß ein solcher Mensch nach Jahren Hunderte von Meilen wanderte, um den tapfern jungen Fähndrich oder das blühende Mädchen einmal zu sehen, mit dem er einst auf seinen Armen getändelt. Diese Leute sind freilich keine Sipoys; aber auch der Sipoy, Muselman wie Hindu, hat sonst immer dieselbe Freundlichkeit gegen die Kinder seines englischen Offiziers gezeigt. Er äußerte seine Freude, wenn seinem Capitain ein Knabe geboren wurde und schien den Stolz der Eltern über dieses Familienereigniß zu theilen. Wer hat es nicht gesehen, wie die Ordonnanz auf der Veranda mit den Kindern seines Offiziers spielte und sich um ihre unschuldigen Liebkosungen bemühte? Welche englische Dame fühlte sich nicht doppelt sicher, wenn eine Sipoy-Escorte sie auf ihrer Reise geleitete oder eine Sipoy-Wache vor ihrer Thüre stand? Wer die Sipoys am besten kannte, vertraute ihnen am meisten.

Man mag von dem räthselhaften Menschenherzen sagen, was man will — man kann nie den Wärmegrad desselben nach einer oft kalten und starren Außenseite beurtheilen; es ist weder unempfänglich, noch unzugänglich, wenn man sich nur Eingang zu verschaffen weiß; es klopft in jeder Brust mit gleicher Zärtlichkeit, wenn es nur Gelegenheit dazu hat; sein größtes Bedürfniß ist, verstanden zu sein, und es fürchtet nichts mehr, als lieblos zurückgestoßen oder mit Gleichgültigkeit behandelt zu werden. Da wendet es sich weinend ab und die Thränen ersticken seine bessere Natur; es zieht sich krampfhaft zusammen, die Blumen welken und sterben an der Wurzel ab, und das Ganze wird hart wie Stein. — Wenn dagegen die freundliche Sonne der Liebe von einem anderen Herzen hineinfällt, und die warmen, lichten Strahlen zünden und in einander schmelzen, da weichen alle bösen Gedanken ohnmächtig in den Hintergrund. Da tönt es

wie Harfenspiel in des Menschen Brust und weckt den guten Engel, welcher lächelnd seine Fittige ausbreitet, um die ganze Welt liebend zu umschließen.

Meine Leser werden zu dem Glauben kommen, daß ich mit diesen Aeußerungen einen Einspruch gegen die Ausdehnung der britischen Macht in Indien habe erheben wollen. Nun ja, ich will es nicht leugnen! Wir dürfen nicht vergessen, daß die erste Zerstückelung des Reiches in Folge freundschaftlicher Uebereinkunft geschah, aber ebensowenig die Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten gutheißen, welche, gleich anfangs, von der Verwaltung der Compagnie an den Unterjochten verübt wurden. So wie aber die Macht aus den Händen der Compagnie in die der britischen Regierung überging, wurde das ganze Verwaltungssystem verändert und gemildert. — Während sie einerseits die Fürsten ihrer Throne beraubte und die Vorrechte der höheren Kasten beschränkte, strebte sie andererseits, die Lage der unteren Klassen*) durch Schulen, zweckmäßige Gesetze und Verkehrsanstalten zu verbessern. Hinsichtlich der Religion haben die Engländer eine lobenswerthe Duldung bewiesen, indem sie dem Hindu freie Religionsübung gestattet und die christlichen Missionäre nur sehr spärlich unterstützt haben. Möge der Beweggrund zu dieser Staatskunst reines Wohlwollen für die Hindu, Interesse für Freiheit und Bildung oder das Streben nach größerer Ausdehnung der englischen Macht und nach einem besseren Markte für die britischen Erzeugnisse gewesen sein — der Erfolg ist darum nicht weniger erfreulich.

Axel Lind von Hageby.

*) Es bleiben 40—50 Millionen Hindu der Paria-Stämme ohne allen Unterricht. Für das Mädchenschulwesen kann nichts geschehen, so lange sich die religiösen Vorurtheile umfassenderen Versuchen entgegenstellen. Nach John Crowdy (1877) haben erst seit einigen Jahren Hindu von Calcutta Mädchenschulen gegründet und Privatlehrerinnen beschäftigt. Die guten Anfänge in Central- und Nordwest-Indien beginnen sich wieder in den Sand zu verlaufen; besser steht es in Oude, Bombay, Madras, Sind und Penjâb. In Barrekapour erscheint sogar Hindou Lolona, ein von Frauen und für Frauen redigirtes Hindu-Journal. B.

Leben und Denkweise der Hindu.

Nach eigenen Forschungen von Philipp von Mökern. *)

Die Hindu sind im Allgemeinen, wenn sie nicht unter dem Einflusse der Mahomedaner stehen oder die europäischen Sitten nachahmen, ein sanftes, gutthätiges und abergläubisches Volk; ihr Character entspringt aus ihrer Mäßigkeit, ihrer Religion und ihren Sitten, und sie sind mit den Leidenschaften, die das Glück oder Unglück unseres Lebens ausmachen und verursachen, völlig unbekannt. Die Liebe, namentlich ihre Heftigkeit und Leidenschaft, ist ihnen fremd, da sie schon viel zu früh und jung heirathen, um mit andern Männern und Weibern in näheren Verkehr zu treten; den Ehrgeiz läßt ihre Religion nicht aufkommen, die jedes Individuum durch unübersteigliche Schranken in einen engen, abgeschlossenen Wirkungskreis stellt; alle aus Schwelgerei entstehenden Thorheiten und Laster sind ihnen deßhalb ebenfalls fremd, zumal sie keine starken geistigen Getränke genießen.**) Dagegen besitzen sie auch weder Kraft der Seele noch des Geistes und keine der Tugenden, welche aus den edleren Leidenschaften entspringen und unsere feurigen Seelen bewegen; sie ziehen eine träge Indifferenz und Beschaulichkeit Allem vor und führen sehr häufig einen Spruch aus einem ihrer Lieblingsschriftsteller im Munde, den sie als Lebensmotto aner-

*) Aus: Philipp von Mökern. Ostindien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. Resultate eigener Forschungen. Jena, Costenoble. 1857.

**) Die in allen Lastern versunkene Klasse der Brahmanen macht davon eine Ausnahme.

kennen und welcher lautet: „Es ist besser zu sitzen als zu stehen, besser zu liegen als zu sitzen, besser zu schlafen als zu wachen, aber der Tod ist besser als Alles.“

Ihre Mäßigkeit und die erschlaffende Hitze des Klimas dämpfen alle natürlichen Anstrengungen der Seele und lassen bei ihnen nur die kleine Neigung zum Besitze aufkommen, die den Geiz zur Folge hat. Dieser Characterzug des Geizes wird aber auch durch die Bedrückungen der Regierung gefördert, denn die politische Macht ist immer eifersüchtig auf den Einfluß, den der Reichthum gewinnt, und indem sie ihn zu stören sucht, erwacht beim Reichen, durch Widerstand und Sorge um die Sicherheit seines Besitzes, der Geiz. Die Hindu-Rajahs erlauben ihren Unterthanen nie, sich über den Mittelstand des Vermögens zu erheben und der mahomedanische Statthalter schaut auf den wachsenden Reichthum eines Unterthanen wie ein Knabe auf ein Vogelnest, beobachtet seine Fortschritte mit Ungeduld und faßt dann seine sichere Beute, wenn sie reif ist, mit räuberischer Hand, um die Früchte der Arbeit sich mit Einemmale anzueignen. Um diesem Unglück zu entgehen, vergraben die Hindu ihr Geld in die Erde und oft so geheim, daß sie ihr Geheimniß mit ins Grab nahmen und es nicht einmal ihren eigenen Kindern anvertrauten, und es ist außerordentlich, welche Marter sie ertragen haben, ehe sie ihren Peinigern, welche alle Arten körperlicher Qualen anwandten, um das Geheimniß der verborgenen Schätze zu erpressen, dasselbe gestanden. Die schrecklichsten Drohungen brachten sie nicht selten in zornige Verzweiflung, die lieber das Leben freiwillig dem Geheimnisse opferte, und es sind Fälle vorgekommen, wo solche Hindu, anstatt ihre Schätze preiszugeben, sich den Bauch aufschlitzten oder sich vergifteten.

Die auf solche Art vergrabenen und durch das mit in den Tod genommene Geheimniß dem Verkehre verloren gegangenen Summen erklären theilweise das Problem, warum das Silber in Indien nicht zunahm, obgleich ungeheure Summen jährlich eingeführt wurden und nichts davon wieder hinausging.

Die Einwohner der Niederungen, namentlich Bengalens sind von einem leichten, schmächtigen Körperbaue, mit sehr kleinen, zart geformten Gliedern; ihre Hauptnahrung besteht in Reis, der ihnen aber wenig Kräfte zu geben scheint, denn man findet selten kräftige, wohlgebaute, muskulöse Männer unter ihnen, und obgleich sie immer einer guten Gesundheit theilhaftig erscheinen, so werden sie doch selten alt.

Dieser frühe Tod wird aber mit durch ihr sehr frühes Reifen bedingt. Sie werden in ihrer zartesten Kindheit mit einander verlobt und verheirathen sich sehr früh, das männliche Geschlecht durchschnittlich im vierzehnten, das weibliche im neunten oder elften Jahre. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, ein Weib von zwölf Jahren mit seinem Kinde auf dem Arme zu sehen. Obgleich ein unfruchtbares Weib eine Seltenheit unter ihnen ist, so haben sie doch gewöhnlich nur wenig Kinder; schon im achtzehnten Jahre ist ihre Schönheit im Verblühen und im fünfundzwanzigsten haben sie bereits alle Zeichen des Alters an sich.

Die Männer dauern ein wenig länger aus, obgleich auch sie bereits im dreißigsten Lebensjahre zu altern anfangen und ihr höchstes Alter sechszig Jahre ist, die meisten aber weit früher sterben. Ihr Lebensfrühling ist also nur sehr kurz, und die Organe verwelken, ehe die Geistesanlagen Zeit gehabt haben, sich gehörig auszubilden. Die Natur ist nicht, wie man sonst zu erklären geneigt ist, schuld daran; wir sehen überall auf der Erde die körperlichen Organe der Menschen und Thiere dem jedesmaligen Klima, dem sie angehören, völlig angemessen; es gibt zum Beispiel keine kräftigeren, thätigeren Menschen als die Malayen, die fast alle innerhalb des sechsten Breitegrades leben, deßgleichen die in Hindostan seit Jahrhunderten einheimischen Muselmanen, die mitten unter den Hindu geboren sind, unter dem nämlichen Klima leben und dennoch stark und kräftig gebaut, ausdauernder, muthiger und von längerer Lebensdauer sind als die sie umgebenden Hindu.

Die abergläubische Ehrfurcht, welche die Hindu den Brahmanen noch zu Anfang dieses Jahrhunderts zollten, wurde von dieser klugen Kaste vielfach benutzt, den Gesetzen Trotz zu bieten. Kein Hindu durfte

ehemals eine gerichtliche Forderung weder für die Regierung noch für einen Privatmann gegen einen Brahmanen in Ausführung bringen; namentlich war dieses bei den Hindu in Bengalen und in der Provinz Benares der Fall, wo der Aberglaube seinen höchsten und nachhaltigsten Grad erreicht hatte, und die Unverletzlichkeit der Brahmanen so tief in die Vorstellung der Bewohner eingedrungen war, daß, wenn es nothwendig wurde, Zwangsmaßregeln anzuwenden, um eine öffentliche Schuld von einem Brahmanen einzutreiben, die hindostanischen Beamten des Gerichtshofes lieber ihre Zuflucht zu Ränken und Listen nehmen, um die englischen Beamten zu verhindern, die Forderung der Regierung einzutreiben. Die dadurch verursachte Schwierigkeit, die öffentlichen Abgaben einzusammeln, veranlaßte später die britische Regierung, nachdem sie ihr ostindisches Reich gegründet hatte, eine Verordnung herauszugeben, um diesen Betrügereien, deren sich die brahmanische Kaste so lange und mit so gutem Erfolge bedient hatte, ein Ende zu machen, damit auch sie ihren Antheil an den öffentlichen Lasten tragen sollten.

Die Mittel, deren sich die Brahmanen bei solchen Gelegenheiten bedienten, bestanden darin, daß sie ihren Körper mit Messern mehr oder weniger verwundeten, daß sie drohten Gift zu nehmen, auch öfter dasselbe verschluckten oder wenigstens ein Pulver, das sie für Gift ausgaben, oder daß sie einen Holzstoß oder Haufen anderer brennbarer Materialien errichteten, anfingen zu fasten, im Ernste oder auch vorgeblich in den Koorh irgend ein altes Weib aus ihrer Familie hineinsetzten und mit der Absicht drohten, dasselbe zu opfern, und den Koorh in Brand steckten, wenn ein Peon oder Gerichtsdiener sich näherte, um irgend ein Zwangsmittel gegen sie anzuwenden und die Bezahlung der rückständigen Steuern einzutreiben. Wenn solche Brahmanen für irgend einen Verlust oder eine Beschwerde, die sie mit Recht oder Unrecht erlitten hatten, oder für eine Zwangsmaßregel nicht in einer bestimmten Zeit Hilfe oder Genugthuung erlangen konnten, so brachten sie öfter ihre Weiber oder Kinder vor den von der Regierung abgesandten Peon, ließen sie vor seinen Füßen auf die Erde knien, zogen dann ihre

Schwerter und droheten Weiber und Kinder niederzuhauen, wenn der Peon sich nicht sofort von ihrem Wohnorte entfernte. Man hat Beispiele genug, daß sie aus Zorn, weil man sie in Arrest gesetzt hatte, nicht nur sich selbst verwundeten, sondern auch die Weiber, ihre Familien oder ihre weiblichen Kinder oder irgend ein altes Weib, das sie sich zu diesem Zwecke verschafft hatten, mit ihren Schwertern um's Leben brachten. Auch boten sich die brahmanischen Weiber sehr oft als freiwillige Schlachtopfer dar. Die Vorurtheile, in denen sie erzogen werden, lassen es sie als eine Schuldigkeit betrachten, sich dieser Art von Selbstmord willig zu unterwerfen, sobald Ehrliebe, Geiz, Zorn oder Rachsucht dadurch befriedigt werden kann, überzeugt, daß sie nach ihrem Tode diejenigen, welche den Tod veranlaßt haben, ewig als Quälgeister heimsuchen und plagen werden.

Diese sonderbare Sitte, die ihre alleinige Quelle im Stolze und Kasten-Ehrgeize, sowie in der Eigenliebe der Brahmanen hat, verursachte das schon angedeutete Gesetz der britischen Regierung, welches verordnet, daß jede Person, die unter solchen Umständen ein Weib oder Kind tödtet, des Mordes angeklagt und, wenn sie überwiesen, gleichviel ob Brahmane oder nicht, als Mörder hingerichtet werden solle.

Dieser merkwürdige Widerspruch im Hindu-Charakter wird durch folgende Erzählung eines bedeutsamen Selbstmordes aufs Neue bestätigt, der in einem wenige Meilen von Benares gelegenen Dorfe stattfand. Ein Einwohner dieses Dorfes, der einen alten Groll gegen zwei seiner Nachbarn hegte, als Folge eines Streites um den gemeinschaftlichen Gebrauch einer Zuckermühle und das Bewässern der Felder, suchte sich nicht am rechten Orte Genugthuung, griff auch nicht zu erzwungenen Mitteln, da keinerlei Zwang gegen ihn angewendet wurde, sondern wollte den Gegnern ewige Quälgeister verschaffen. Er begab sich vor seines Gegners Hausthür, schnitt sich mit einem Rasirmesser den Unterleib auf und verlangte jetzt nach des Residenten Duncan Hause gebracht zu werden, wo er Gerechtigkeit erlangen würde. Da aber seine Wunde tödtlich war, so starb er einige Stunden nach seiner Ankunft in Benares.

Diese rohe, grausame Sitte, die nur im Stolze der Brahmanen

begründet lag, war zu den Zeiten der letzten Rajahs von Benares Bulwant Sing und Cheyt Sing, sehr ausgebreitet und da sie selbst beide Brahmanen waren, so thaten sie nichts zur Unterdrückung dieser Grausamkeiten. Etwa zwei Jahre vor der Vertreibung des Letzteren von seinem Throne zündete ein Brahmane, der wegen rückständiger Steuern in häuslichem Arrest war, sein eigenes Haus an, hieb zwei oder drei Weibern seiner Familie die Köpfe ab und sandte sie dem Rajah, der aber von dieser barbarischen Handlung gar keine Notiz nahm.

Eine andere in Benares sehr gebräuchliche Gewohnheit der Brahmanen, die erst in neuerer Zeit von der englischen Regierung verboten wurde, war die Ausübung einer Art Zauberformel, welcher die Hindu starken Glauben beimaßen, und welche die Brahmanen nie versäumten, bei allen Gelegenheiten zu ihrem Nutzen in Anwendung zu bringen.

Wenn nämlich ein Brahmane eine Forderung in Gelde zu machen hatte, oder die Rückzahlung einer Schuld eintreiben, oder Geld unter irgend einem Vorwande erpressen wollte, so wendete er ein selten vergebliches Mittel an, auf das endlich die Regierung der Engländer die Strafe der Verbannung setzte. Dieses Mittel nannte man das „Dhernahsitzen“ oder schlechthin „Dherna“. —

Um dieses in Anwendung zu bringen und den beabsichtigten Zweck dadurch zu erreichen, begab sich ein Brahmane entweder mit einer Waffe oder mit Gift versehen, vor die Thür irgend eines anderen Einwohners des nämlichen Ortes und setzte sich hier in einer besonderen Positur nieder. — Der allgemeinen Meinung entsprechend verstand man unter diesem Gebrauche, daß der Brahmane an diesem Platze fastend sitzen bleiben müsse bis man ihm seinen Wunsch bewilligt habe, sowie daß die andere Person, welche Jenen zum Dhernasitzen veranlaßt hatte, sich ebenfalls aller Nahrung zu enthalten habe bis der Brahmane zufriedengestellt sei. — Während der Ausübung dieses Gebrauches wurde das Aus- und Eingehen im Hause mehr oder weniger erschwert, weil man allgemein glaubte, daß es nicht geschehen könne, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß der Brahmane sich in

diesem Falle mit seiner mitgebrachten Waffe selbst verwunden oder das bei sich führende Gift verschlucken würde. Solche auf dem Dhernasitze befindliche Brahmanen sind indessen sehr oft durch die Diener des Gerichtshofes genöthigt worden ihren Sitz zu verlassen, ohne daß es üble Folgen gehabt hätte, denn man hatte die Erfahrung gemacht, daß sie selten oder nie den Versuch gemacht haben sich zu verwunden oder zu vergiften, nachdem sie gefangen gesetzt worden waren.

Die Hindu-Theologie ist in allen ihren Theilen gewiß einer der dunkelsten und abstractesten Gegenstände des menschlichen Geistes und einer gewöhnlichen, reellen Anschauung völlig unzugänglich. Eine so eigenthümliche Lehre, die auf eine ganz besondere Weise die moralischen und staatsrechtlichen Grundsätze und Formen des Volkslebens starr umfaßt, war deshalb wohl eines besonderen Studiums werth, das ihr viele europäische Gelehrte gewidmet haben. Auf den ersten Anblick scheint es, als ob die brahmanische Weisheit eine gesuchte Abweichung von allen gewöhnlichen Zwecken und Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens enthalte, als ob sie nicht sowohl ein festes, religiöses und moralisches Glaubensbekenntniß als vielmehr Vorschriften einer Lebensdiät enthalte, deren Erfüllung so schwierig ist, als ob sie ein böser, menschenfeindlicher Geist erfunden hätte. Die Strafe für die kleinste Uebertretung derselben ist die furchtbarste, die man einem menschlichen Wesen auferlegen kann, eine gänzliche Ausstoßung aus der menschlichen Gesellschaft. Wie ein System, das fast in jedem Punkte gegen das Gefühl des Culturmenschen anstößt, so lange hat bestehen können, ist allein schon bemerkenswerth, wenn es nicht von dem sonderbaren Gefühle des menschlichen Geistes herrührt, das die Menschen anreizt, den vernünftigeren Anschauungen des Lebens und der Wahrheit hartnäckig zu widerstehen und denjenigen anzuhängen, dessen Zweck und Ende sie nicht verstehen können. Die Hindu-Theologie hat trotzdem die härteste Intoleranz des mahomedanischen und christlichen Fanatismus überlebt und bietet bis auf den heutigen Tag die Erscheinung einer seltsamen moralischen Weltordnung dar.

Will man einen Begriff von der auch im Aeußerlichen hervortretenden Ungeheuerlichkeit und Barbarei der Hindu-Religion bekommen, so wohne man einem der großen religiösen Feste bei, oder besuche einen der berühmtesten heiligen Orte. Ich will einmal den Leser an der Hand des Herrn L. von Orlich die heilige Quelle Geyan-Bapy zeigen. (Reise in Ostindien, II, 181.)

„Pagoden und Betplätze umgeben den Ort und er ist so eng von Gebäuden umgeben, daß wir schon einige Straßen vorher von unseren Elephanten steigen mußten. Es gibt nichts Schmutzigeres, es ist nichts ekelhafter und widerlicher, als der Anblick dieses Hindu-Heiligthums, welches hinreichend zeigt, wie sehr diese Religion entartet ist. Einige Priester vor demselben führten uns ins Innere. Der Brunnen liegt gegen dreißig Fuß tief, mit Quadersteinen ummauert, in einer Vorhalle und ist von einem Gitter umgeben, um welches Steinsitze angebracht sind; sein Wasser ist grünlich schmutzig. Dicht neben dem Brunnen befindet sich eine aus Granitquadern bestehende Plattform, auf welcher die heilige Kuh stand, deren Urin durch eine Rinne in den heiligen Brunnen lief, aus welchem den Büßenden das kostbare Wasser vermöge messingener Gefäße geschöpft wird. Läuten mit kleinen Glöckchen verkündet diesen wichtigen Augenblick. Auf einer der Steinbänke neben dem Gitter saß, armselig zusammengekauert, ein hochbejahrter kleiner Mann, aus dessen Augen, obschon ein silbergraues Haar die Schläfe bedeckte, und nur Haut die Gesichtsformen bildete, ein jugendliches Feuer blickte und der uns mit Begeisterung die Heiligkeit und die Wunder des Orts auseinandersetzte. Er wollte hier seinen Tod erwarten, überzeugt, daß ihm dieß den Weg zum Himmel erleichtern würde. Ihm zur Seite stand ein nackter Fakir, dessen Haar gleich Stricken vom Haupte bis zu den Waden herabfiel, und der sich Körper und Gesicht so sonderbar und grauenhaft bemalt hatte, daß ich ihn nicht genug ansehen konnte. Unsere mitleidsvollen Blicke schien er mit Verachtung und Wegwerfung zu erwiedern. An diesen Brunnen schließen sich verschiedene kleine dunkle Tempel und Betplätze an, welche

nur von Lämpchen ihr Licht erhielten; einer derselben war einzig für unfruchtbare Frauen bestimmt. Aber in's Heiligste, worin der Gott aus Stein gehauen sich befand, von vielen Lämpchen umgeben, durften wir Ungeweihte nicht eingehen, und mußten uns begnügen, dasselbe von der schmalen Pforte aus in Augenschein zu nehmen. In anderen Räumen gingen heilige Kühe und Kälber umher, zwei dieser Thiere lagen todt am Boden; ihr pestartiger Geruch trieb uns ins Freie.

„Mehrere spitz zulaufende Dächer aus Stein, mit Ornamenten versehen, erheben sich über diese Pagoden; einer derselben ist von Rundgit Sing mit Goldplatten im Werthe von drei Lak belegt worden. Obwohl der Eindruck, den der Anblick dieses Hindu-Tempels erweckte, uns den Besuch anderer hätte verleiden sollen, so wünschte ich doch noch einige der heiligsten Orte zu sehen. Wir begaben uns daher nach einer andern, unweit davon gelegenen Pagode, woselbst, als wir eintraten, eben Gottesdienst gehalten wurde. Ein schmutziger Fakir, mit der Brahmanenschnur über der Schulter, hielt in der linken Hand eine Schrift, die rechte hoch gehoben, und während er im Sanskrit murmelnd Gebete ablas, stand er die ganze Zeit auf Einem Beine und schlug sich dabei von Zeit zu Zeit mit einer an Wuth grenzenden Heftigkeit auf die Brust. Büßende umgaben diesen Heiligen, seine Worte in Andacht und Reue verfolgend."

So weit H. von Orlich.

Die Kaste der Brahminen oder Brahmanen, die angesehenste von allen, ist noch immer die unerschütterliche Stütze der alten Hindu-Religion. Sie ist an strenge Gesetze gebunden.

Der Brahmane darf nicht essen, was Leben gehabt hat; je tiefer die anderen Kasten hinuntersteigen, um so weniger sind sie in diesem Punkte beschränkt, indem sogar der untersten Kaste gar keine bestimmte Nahrung verboten ist, als allein das Fleisch der gottgeweihten Kuh. Die höheren Kasten dürfen nur zu gewissen Zeiten und unter besonderen Umständen ihre Mahlzeiten genießen; ihre Lebensmittel müssen von ihren eigenen Händen oder doch wenigstens von Personen ihrer Kaste

zubereitet werden und selbst das Letztere wird nicht allgemein anerkannt. Sie können nicht zweimal von einer Speise essen, die für eine Mahlzeit zubereitet worden ist; sie müssen ihre Mahlzeiten, dem Gesetze nach, nackend genießen, und kommt eine Person von einer andern Kaste in den Umkreis, wo der Brahmane kocht, so müssen alle seine Lebensmittel weggeworfen werden. Außerdem gibt es noch eine Menge anderer Vorschriften im Waschen, Beten, für jede Handlung und jedes Bedürfniß des menschlichen Körpers, alle gleich beschränkend für jede Bequemlichkeit des Lebens.

Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, daß die Brahmanen einen unbegrenzten Einfluß auf das Volk ausüben und daher straflos seien. In früheren Zeiten mag das wohl der Fall gewesen sein, aber seit der britischen Herrschaft in Indien nicht mehr. Wir haben sehr oft verbrecherische Brahmanen sehr streng bestrafen sehen, einige selbst mit dem Tode. Zwar darf das Blut eines Brahmanen nicht vergossen werden, aber sie werden auf andere Art hingerichtet.

Der Aberglaube der Hindu erstreckt sich auch auf die Zauberei und Hexerei, ein Glaube, den die Brahmanen zu unterhalten suchen, denn seit den von Lord Cornwallis eingesetzten Gerichtshöfen werden sehr oft Brahmanen wegen Mord vor Gericht gestellt, welche zu ihrer Entschuldigung anführten, daß sie von der Person, die sie ermordet hatten, wären bezaubert worden, und daß sie dieselbe aus Rache umgebracht hätten.

Unter der Klasse der Sudrahs war dieser Glaube so allgemein, daß von den ältesten Zeiten her der Gebrauch unter ihnen bestand, Personen, die man wegen des Verbrechens der Hexerei in Verdacht hatte, vor ein Tribunal der Einwohner des Dorfes von derselben Kaste zu ziehen, und ohne sich an die gesetzlich verordneten Gerichtshöfe zu wenden, nach vorausgegangener vermeintlicher Ueberführung hinzurichten.

Beinahe jedes Dorf hatte und hat auch noch seine Hexen, und wenn zwei oder drei Personen nacheinander in einer Familie oder

selbst nur im Dorfe starben, so wurde die Ursache dieser Todesfälle allemal einer Hexerei zugeschrieben. Das reichte hin, um die männlichen Dorfeinwohner zu versammeln, denen sich auch die Männer benachbarter Dörfer anschlossen, und die der Hexerei verdächtigen Personen vor ihr Gericht zu fordern. Die Art der Ueberführung des Verbrechens der Hexerei geschah durch Beschwörung und war in mehreren Umständen nicht sehr verschieden von den europäischen Hexenprozessen. Es scheint auch, als ob die asiatischen Hexen, so gut wie die europäischen, mitternächtige Tänze bewerkstelligten und das dabei gebrauchte Handwerkzeug oder Zaubersymbol ein Besen war.

Die Hindu haben drei Beschwörungsarten, um eine Hexe zu überführen. Erstens, sie pflanzen am Tage im Namen eines jeden im Dorfe befindlichen, über zehn Jahre alten Weibes einen Zweig des Saulbaumes in das Wasser; wird einer derselben nach einer bestimmten Zeit vertrocknet gefunden, so erklärt man das Weib, in dessen Namen der Zweig gepflanzt wurde, für eine Hexe. Zweitens, sie tröpfeln in der Nacht bei Lampenschein in das Wasser, welches sich in der Höhlung eines gewissen Blattes befindet, tropfenweise Senfsamenöl und sprechen bei jedem Tropfen den Namen eines im Dorf lebenden Weibes aus; zeigte sich nun der Schatten desjenigen Weibes, welches man rief, im Wasser, so wurde diese sofort als Hexe ausgerufen. Drittens, sie legten, ebenfalls im Namen jedes Weibes im Dorfe, kleine Säcke voll Reis in ein Nest von weißen Ameisen, und jedes Weib, dessen Sack von den Ameisen zerfressen wurde, war als Hexe überführt.

Diese Prozesse wurden gewöhnlich vor sehr zahlreichen Versammlungen ausgeübt und kraft dieser drei Beweisformen wurden noch im Jahre 1792 fünf arme Weiber überwiesen und hingerichtet. Aber die Hauptpersonen, aus welchen dieses saubere Tribunal bestand, wurden in das Gefängniß geworfen, vor den Patna-Gerichtshof gebracht und als Mörder zum Tode verurtheilt; jedoch ausschließlich begnadigt. Um diesem abscheulichen Gebrauche der Hexenbeschwörung ein Ende zu

machen, ließ die englisch-ostindische Regierung eine Proklamation ergehen, wonach jede Person, welche eine andere der Hexerei beschuldige und umbringe, als Mörder, und seine Beisitzer ebenfalls als seine Mitschuldigen vom Tribunal behandelt werden sollten.

Uebrigens darf man aus solchen Beispielen von hindostanischem Aberglauben und großer Geistesbeschränktheit nicht schließen, daß nicht auch bedeutende geistige Entwickelung unter den Hindu, selbst eine Gelehrsamkeit, die sich mit der besten europäischen messen dürfte, zu finden wäre, und zwar lange vor dem Einflusse der Engländer dieses Jahrhunderts.

Philipp von Mökern.

Der sociale Zustand der Hindu.

Nach französischen und englischen Beobachtern von J. Venedey.

Was wir aus den Sanskritwerken über das Urleben Hindostans erfahren, berechtigt uns zu der Annahme, daß das heutige Indien ganz dasselbe ist mit dem Indien des entfernten Alterthums, mit Ausnahme des Einflusses, den der Verkehr mit Europäern geäußert hat.

Das religiöse Element tritt stets in dem socialen Zustand eines Volkes hervor. Mit Ausnahme der Juden existirte wahrscheinlich niemals eines, das seine religiösen Besonderheiten so in die Verhältnisse des alltäglichen Lebens einmischte, wie das Volk von Hindostan, was sowohl die Anhänger Brahmas, als die Buddhas und Mohameds betrifft. Obgleich nun die Juden sehr streng ihre religiösen Vorschriften befolgten, so thaten sie dies doch nicht in dem Grade, wie die Bekenner Brahmas. Die brahmaische Religion erfüllt ganz den Menschen und zu jeder Zeit. Der Fremde, der in diesem Lande verweilt, glaubt sich in einer verdorbenen Atmosphäre zu befinden. Dieß war stets der Fall, bis in die ältesten Zeiten, wovon wir Kenntniß haben. Sowohl im Kriege als im Frieden, im Drama oder in der Erzählung, im öffentlichen und häuslichen Leben spielen die Götter die ihnen zugetheilten, oft sehr thörichten Rollen. Das Element eines verderbten Glaubens macht sich im ganzen socialen wie individuellen Leben Hindostans geltend.

Die unreinsten und albernsten Geschöpfe der Einbildungskraft sind dort Gegenstände der Anbetung; den Göttern wird eine sociale

Existenz angedichtet, die im Verhältnisse, wie der Mensch sie anbetet, ihn geistig und moralisch herabwürdigt. Nicht nur sind diese Götter allgegenwärtig, selbst alle Gegenstände der Natur sind Theile des Göttlichen geworden; man kann sogar nicht einmal auf einem einsamen Pfade neben dem Flusse wandeln oder in unbetretenen Wäldern sich ergehen, ohne das Gefühl zu haben, daß der Fuß zufällig auf eine Gottheit trete. Etwas rothe Farbe, womit ein Felsen, ein Lehmhaufen oder ein Baumstumpf bemalt ward, macht einen Gott daraus, vorausgesetzt, daß die Farbe auf die vorgeschriebene orthodoxe Weise aufgetragen wird. Der Krieger und der Adlige neigen alsdann ihr Haupt vor ihm; der Arme wirft sich vor ihm anbetend in den Staub. Und doch waltet, trotzdem daß das religiöse Element bei allen Sekten der Brahmanen und Buddha-Religion sich überall und zu jeder Zeit geltend macht, ein großer Unterschied in den verschiedenen Glaubenssätzen und den Gegenständen der Anbetung ob.

Irgend ein Ungeheuer mit einer Thierfratze, vielen Köpfen und Händen, stellt einen Brahma-Gott vor. Das Characteristische eines buddhistischen Tempels sind die regendachförmigen Pyramiden oder Halbkugeln, worin Figuren in Menschengestalt in nachdenklicher Stellung und mit gekreuzten Beinen aufgestellt sind; die 24 geheiligten Figuren, ohne die Pyramiden, deuten auf einen Tempel der Dschain. Seitdem die buddhistische und Dschain-Religion gegründet sind, hat dieser Unterschied bestanden, und doch haben beide denselben socialen Character behalten. Die Brahmanen haben viel an den Gegenständen und Gebräuchen der äußeren Anbetung geändert; neue Götter und Götzenbilder sind je nach dem Bedürfnisse des Augenblicks geschaffen worden; der Geist des Brahmaismus aber ist derselbe geblieben. Unter den verschiedenen Volksstämmen, die Hindostan bewohnen, herrscht eine außerordentliche Vielartigkeit an Glaubenssecten, Gebräuchen und physischer Beschaffenheit des Einzelnen. Der gemüthliche wiewohl nicht unkriegerische Bewohner des Südens weicht sehr von dem schüchternen Bengalesen ab und wie verschieden sind beide von dem ungestümen,

blutdürstigen und räuberischen Mahratten? Alle, die zwischen der Nerbuddah und dem Indus wohnen, behaupten ihre Abstammung von Adligen oder militärischen Führern, und werden daher Radschputen oder Radschwars geheißen. Beherrscht von kleinen Fürsten, leben diese seit undenklichen Zeiten in blutiger Fehde unter sich; man sollte glauben, die Reinheit ihrer Race habe ihre blutdürstigen Neigungen gefördert.

Trotz aller dieser Vielartigkeit ist aber der Grundcharacter der Bewohner Hindostans überall derselbe und zu allen Zeiten gewesen. Neue Religionen sind entstanden und wieder verschwunden, neue Dialekte aufgekommen, neue Eroberer haben das schöne Land unter ihre Herrschaft gebracht; Flüsse haben ihren Lauf geändert, Erdbeben einst berühmte Städte verschüttet; das Volk aber ist dem, was es vor vielen tausend Jahren war, ähnlich geblieben. Weniger erleuchtet und weniger rein religiös als die Schüler Manus, sind sie mitten unter ihrem vielfachen Aberglauben, den Hunderten von Kasten, in die sie gespalten sind, und trotz der Berührung mit der Civilisation des Westens dieselben in ihrem ganzen Wesen, wie in dem Geiste ihrer Sitten und ihres socialen Lebens geblieben. Ziemlich gleichgültig gegen die Gewalt der weltlichen Macht, die sich ihnen fühlbar macht, ist der Hindu nur da in Aufregung zu bringen, wo seine Religion seiner Meinung nach in Gefahr ist, und nur für sie wird er sein Leben wagen.*)

*) Venedeys Schilderung wird auch durch die neuesten Reisenden in allen Theilen bestätigt. — „Das Hinduvolk," sagt u. a. der englische Reisende J. Roberts, „hat mit einer so großen Anzahl Dämonen, Göttern und Halbgöttern zu thun, daß es in beständiger Furcht vor der Macht derselben schwebt. Es gibt in jenem Lande keinen Weiler, der nicht wenigstens einen Baum, eine geheime Stätte besäße, welche als Sitz böser Geister gelten. Mit der Nacht verdoppelt sich aber der Schrecken des Hindu, und es kann ihn sodann nur die dringendste Nothwendigkeit bewegen, seine Wohnung nach Sonnenuntergang zu verlassen. Muß dieses geschehen, so schreitet er mit äußerster Vorsicht von dannen. Er beachtet das geringste Geräusch; er murmelt Beschwörungen vor sich her, die er immerfort wiederholt; er hält Amulete

Es mag hier am Platze sein, den Brief zu veröffentlichen, den ein englischer Missionar über seine Erlebnisse in diesem Lande geschrieben hat.

„Tausende meiner Landsleute hörten schon von den Mordthaten, die an den Ghats der Flüsse begangen werden und andern Schrecken, die in Hindostan geschehen, aber Wenige waren Zeugen von dergleichen. Ich will versuchen, einen Begriff hiervon zu geben. Ich wohne gegenwärtig am Hugly, nicht weit von Calcutta, und Scenen, wie diejenigen sind, welche ich im Begriff bin zu schildern, fanden schon häufig unter meinen Fenstern statt. So z. B. hörte ich oft um Mitternacht Fußtritte einer Anzahl Eingeborener, die sich dem Flusse zu bewegten. Waren sie an dessen Ufer angekommen, so trat in der Regel tiefe Stille ein, dann erfolgte ein leises Murmeln; zuletzt drang zu mir ein Ton wie von Jemand, der am Ersticken ist. Derselbe rührte fürwahr stets von menschlichen Wesen her, meist männlichen Personen, deren Mund ihre Freunde oder Verwandten mit Schlamm oder schmutzigem Wasser gefüllt hatten. Hurri Bol! Hurri Bol! Diese Worte sollten dieselben zum Zeichen ihres nahenden Todes ausrufen; war solcher endlich erfolgt, so gab man ihren Leichnamen einen Stoß, daß sie ins Wasser fielen, und unter Absingen eines Liedes von gräßlichem Inhalte traten die Freunde der also Gemordeten den Rückzug an. Bald wirft jedoch die Fluth die Leichname wieder ans Land zurück, wo sie wilden Hunden und Schakalen zur Mahlzeit dienen und stückweise von ihnen zerrissen werden. Den darauffolgenden Morgen sieht man ein Paar Geier auf

---

in der Hand, betet ununterbrochen und führt sogar einen Feuerbrand mit sich, um seine unsichtbaren Feinde abzuwehren. Hört er den geringsten Laut, das Rauschen eines Blattes, die Stimme eines Thieres, so hält er sich sogleich für verloren; er bildet sich ein, daß ein Dämon ihn verfolge, und um seinen Schrecken zu bemeistern, fängt er an zu singen oder in lauter Weise zu sprechen; er beschleunigt seinen Schritt und athmet erst dann wieder auf, wenn er endlich einen, seiner Ansicht nach, sichern Ort erreicht hat."

demselben Flecke sitzen, und nichts bleibt von den Gemordeten zurück, als etwas weniges Gebein. Auf ähnliche Weise werden Hunderte, vielleicht Tausende von Mordthaten jede Nacht an den Ufern dieses Flusses begangen. Auf einer ganz kurzen Strecke habe ich sechs Reste solcher Leichname gezählt, und es liegt die Annahme nahe, daß wo Eigenthum in Betracht kommt, es nicht stets sich um einen Schwererkrankten handelt! Jedermann weiß, daß Leichname von Männern, Weibern und Kindern stündlich im Strome schwimmend gefunden werden." *)

„Vor einer Woche ist der Tschurrotputschah hier gefeiert worden. Ich sah, wie ein Mann, durch dessen Fleisch Haken gezogen waren, einige 20 Fuß hoch in der Luft mehrere hundert Mal in Gegenwart von Tausenden von Männern, Weibern und Kindern geschwungen wurde. Unter ihm saßen in Gruppen andere Fanatiker, fast nackt und den ganzen Körper mit Koth und Asche beschmiert. Nicht weit davon befand sich wieder Einer, von Kopf bis zu Fuß mit Farb-Erde beschmiert, und hielt zum Zeichen seines Zustandes eine Flasche in der Hand, alles dieß unter dem Lärm von Tam-Tams und einer ohrenzerreißenden Musik, die die ganze Landschaft als von einer Heerde Teufel belebt darstellte."

Von der ungezügelten Tyrannei und Raubsucht, die die Hinduhäuptlinge, deren Gefolge, die eingebornen Vorstände der Dörfer, so wie viele des Volkes in ihrem gegenseitigen Verkehr charakterisiren, davon liefert ein in Hindostan selbst veröffentlichter wahrheitgetreuer Bericht ein Beispiel. Die Märtyrer waren Pilgrime aus Bengalen und man hätte daher denken sollen, daß deren religiöser Charakter hinlänglicher Schutz gegen alle Mißhandlungen gewesen wäre. Dieser Bericht lautet wie folgt:

*) Diese Schilderung ist weder romanhaft noch übertrieben (s. weiter unten die Scenen aus dem Parialeben). Die strengen Verbote der Engländer haben jedoch bewirkt, daß jetzt seltener Leichen in den Ganges geworfen werden; auch ist seit Ausrottung der Thugs und trotz der in einzelnen Gegenden hausenden Dacoïts die öffentliche Sicherheit vollkommen zufriedenstellend. Angriffe gegen Personen finden sogar weniger statt als in vielen europäischen Ländern. B.

„Einige Monate vor dem Ausbruch des Sepoyaufstandes von Mirut und Delhi begab sich eine Anzahl Personen, meist weibliche aus angesehenen Familien, in drei Booten auf eine Pilgerfahrt nach den Altären von Muttra und Brindobun. Sie kamen in Allahabad, ohne irgend einem Hinderniß begegnet zu haben, einige Tage vor dem 1. des Tschasti an und verließen bald darauf diese Stadt wieder, um sich auf den Fluß Dschumna zu begeben. Mittlerweile hatten sich das dritte Cavallerieregiment von Mirut und die Regimenter von Delhi empört, allein sie vernahmen zu Allahabad nur dunkle Gerüchte, daß in beiden Städten etwas vorgefallen sei.

Indem sie in ihren Booten die Dschumna mehrere Tage lang hinauffuhren, gelangten sie nach Homirpur, dem Hauptquartier des Districts, wo sie von den Behörden auf die Gefahren aufmerksam gemacht wurden, welche eine längere Reise auf dem Flusse nothwendig im Gefolge hätte. Als sie aber ihren festen Willen erklärten, sich durch nichts irre machen zu lassen, gab man ihnen vier Wächter mit, die den Auftrag erhielten, sie bis an die Grenze des Districts zu begleiten, mit dem gemessenen Gebot, auf derselben Flußseite zu bleiben und streng das jenseitige Ufer zu meiden. So gelangten sie nach Mitschripur, wo die Wächter ihre Rückreise antraten, nicht ohne ihnen dasselbe Gebot eingeschärft zu haben.

Von da aus gelangten sie ohne besondere Unannehmlichkeit an einen Platz Simarah, einige Meilen oberhalb Calpi, da in der Gegend verhältnißmäßige Ruhe herrschte. Das letzterwähnte Dorf liegt an demjenigen Ufer des Flußes, wovor man sie gewarnt hatte. Da aber die Bootsleute der Meinung waren, die Schifffahrt längs desselben sei leichter, so waren sie unklugerweise über den Fluß gefahren und hatten ihre Boote, deren es jetzt acht waren, am Lande befestigt, um ihre Mahlzeit bereiten zu können. Kaum befanden sie sich jedoch daselbst, so drangen vier bis fünfhundert Bösewichter, meist Dorfbewohner, mit Waffen aller Art und in einer wenig zweideutigen Absicht ans Ufer herab.

Glücklicherweise jedoch hatten sich die Pilgrime zeitlich warnen lassen, und suchten daher so schnell als möglich, ihre Boote zu gewinnen, ehe die Bösewichter nahe genug waren, um sich derselben bemächtigen zu können. Da das Flußbett an dieser Gegend sehr enge ist, so rief der höllische Lärm, den das andringende Gesindel machte, die Bewohner des andern Flußbettes herbei, welche die Bootsleute und die zitternden, hülflosen Pilger mit dem Anerbieten der Hilfe zu sich einluden. Kaum hatten sie sich jedoch unter deren Schutz begeben, als sie wahrnahmen, daß dieselben kein Haar besser seien, als die Bursche der andern Seite; denn der Anführer derselben erklärte ihnen rund heraus, daß wenn sie der Plünderung und Entehrung zu entgehen wünschten, die augenblickliche Erlegung einer hübschen Summe Geldes nöthig sei.

So gezwungen zahlten sie 600 Rupien (über 1200 Mark) in die Hände des Anführers, der sie dafür längs des Ufers nach Calpi zurückzuführen versprach, wo sie Aussicht hätten, bei dem Zemindar, der sich zum Radschah des Districts erklärt hatte, Schutz zu finden. Man sagte ihnen dabei, daß die Reise aufwärts immer gefährlicher werde, da bereits 29 Boote, sämmtlich ebenfalls mit Pilgrimen beladen, einige Tage zuvor in Etawah ausgeplündert worden seien.

So entschlossen sie sich denn zur Rückreise, indem der Anführer und seine Bande sie längs des Ufers begleitete. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie frische Schaaren sich beiden Ufern nähern sahen, die ihnen unter den ärgsten Drohungen beizulegen befahlen. Der Anführer aber, zu seiner Ehre sei es gesagt, blieb günstig für sie gesinnt, und ohne ihn wären sie verloren gewesen, denn er hieß die Bootsleute die Drohungen unbeachtet lassen, dagegen aber sich anstrengen, um Calpi zu erreichen, während er mit seiner Mannschaft Versuche machte, die wüthendsten Verfolger aufzuhalten.

Dieß hatte die glückliche Wirkung, zwischen den beiden Parteien Zank hervorzurufen, was die Flüchtlinge in den Stand setzte, Calpi ohne weitere Belästigung zu erreichen. Eine Thatsache verdient hervorgehoben zu werden: Unter den verfolgenden Bösewichtern, die so alles

Gesetz auf die Seite setzten, befand sich vielleicht kein aufrührerischer Sepoy, sondern es waren lauter Dorfbewohner oder sonstiges Volk, was an den Ufern des Flusses wohnte. Dieß scheint zu beweisen, daß ganze Dorfschaften, wenigstens in diesem Theil des Nordwestens, die Fahne des Aufruhrs ergriffen hatten, und ihr Bestes thaten, Alles darüber und darunter zu werfen.

In Calpi angekommen, wo sie das Ende ihrer Gefahren erreicht zu haben hofften, wurden die Flüchtlinge sogleich von Schaaren Bewaffneter umringt, die sich Leute des Radschahs nannten, und ihnen zum Scheine ihren Schutz anboten, in der That aber bloß, um zu sehen, ob nichts zu erbeuten sei.

Hier hielt man sie während zweier Monate auf, ohne sie jedoch viel zu belästigen, wo sie aber unfreiwillige Zeugen mancher schändlichen Handlung, namentlich der kaltblütigen Ermordung eines Europäers von Stand nebst seiner Frau, waren.

Als die Flüchtlinge Calpi erreichten, waren die beiden, Mann und Frau, noch am Leben, aber einige Tage darauf, als, wie es wenigstens hieß, Schaaren aufrührerischer Sepoys ebenfalls dahin kamen, wurden beide unter Umständen ermordet, deren nähere Beschreibung unmöglich ist. Es genüge hier die Andeutung, daß man den Europäer und seine Frau zwang, bei der brennendsten Sonnenhitze wie Pferde hin und her zu laufen, bis sie halbtodt zu Boden stürzten, wo sie ein Theil der Bösewichter mit ihren Schwertern in Stücke hieben. Hierauf warf man ihre Leichname wie das Aas von Thieren ins Wasser. Die Flüchtlinge erreichten endlich nach vielen erlittenen weiteren Mißhandlungen Allahabad, wo sie sich wenigstens einigermaßen in Sicherheit glauben konnten."

Viele Häuptlinge, überhaupt die höheren Stände, leben in Ueppigkeit und sinnlichen Lüsten, obgleich ihre Nahrung ungefähr dieselbe wie die der Armen ist: Reis und andere Vegetabilien. Auch sind ihre Wohnungen, diejenigen größerer Städte ausgenommen, meist nur gering, während jedoch die reichen Kaufleute, namentlich unter den Parsis

zu Calcutta, Bombay, Karatschi und einigen andern Städten in herrlichen, prachtvoll meublirten und mit allem orientalischen Luxus ausgestatteten Gebäuden wohnen. Die Häuptlinge haben ihre Paläste und einen Schwarm von Dienern und Wachen, ganz wie ehedem, wo sie noch Souveräne waren. Die Zahl ihres Gefolges ist oft fast unglaublich groß; der entthronte König von Delhi hatte, während er eine Pension von England genoß, einen Theil der Stadt inne, den man zwar den Palast heißt, der aber eine Stadt für sich ist. Die Zahl der Verwandten, die von seinem Vermögen und seiner Pension lebten, betrug über hundert, und alle diese hatten Diener, die nach dem Gesetz der Kasten wieder anderer zur Verrichtung gewisser Arbeiten benöthigt waren.

Aehnlich ist die Lebensweise anderer Fürsten, die in gleichem Verhältnisse zur Regierung stehen. Nana Sahib, dessen grausame Thaten ihn durch die ganze Welt so berüchtigt machten, hatte zu Bithor, Calpi und andern Städten der Nachbarschaft geschmackvolle Sitze und lebte ganz in vornehmem europäischem Style, während seine Begriffe von orientalischer Größe ganz denen der andern Häuptlinge entsprachen. Von Seiten der abgesetzten Fürsten besteht stets ein großer Widerwille gegen die Verminderung ihres Gefolges; reichen ihre Mittel nicht hin, solches im bisherigen Glanze beizubehalten, so werden ihre beturbanten Begleiter, gebräunten Aussehens, in einen schmutzigen und zerlumpten Zustand versetzt, der oft abstoßend, meist aber lächerlich ist. Dieses Gesindel tyrannisiren alsdann die entthronten Könige mit dem ganzen Despotismus des Orients, und nehmen sich des niedrigsten Wildlings der Bande an, wenn dessen Diebsfinger oder allzubereites Schwert ihn in irgend eine Unannehmlichkeit verwickelt haben.

Die Zahl dieser abgesetzten, deshalb aber nicht minder stolzen und herrschsüchtigen Häuptlinge hatte in den letzten Jahren durch die verschiedenen Gebietseinverleibungen so zugenommen, daß ein mächtiges Element des Verraths dadurch in dem Herzen von Hindostan genährt und großgezogen wurde. Wie unzureichend angekettete Tiger brachen

sie endlich los und eilten ihrem eigenen Verderben entgegen, nicht ohne vorher ihre Klauen mit dem Blute edler und tapferer Männer befeuchtet und Tausende und aber Tausende einem verhängnißvollen Schicksale entgegengeführt zu haben.

Der Grundpfeiler der englischen Herrschaft in Hindostan beruht weniger auf der Treue der Seapoyregimenter, als auf der nationalen Zerklüftung der Eingebornen, die in der Weltgeschichte nicht ihres Gleichen hat. Wenn sich auch in einzelnen Territorien, z. B. in Audh, das Landvolk an den Feindseligkeiten gegen die Engländer betheiligte, so hat sich doch sonst überall das eigentliche niedere Volk von der Insurrection ferngehalten, sonst würde es den kleinen britischen Truppenabtheilungen schwerlich gelungen sein, sich in ihren isolirten Positionen Monate lang zu behaupten, und selbst innerhalb solcher Gebiete, die den eigentlichen Herd der Insurrection bildeten, für ihre Verpflegung in hinreichendem Maße Sorge zu tragen. Ein durch die Stimmung des Volkes vermittelter Zusammenhang zwischen den einzelnen Insurgentenchefs ist nirgends zu erkennen. Die Betheiligung des Landvolks von Audh war wahrscheinlich auch nur eine Folge des Drucks der hier zusammengedrängten überwiegenden Seapoymassen.

Eine allgemeine nationale Erhebung ist in Hindostan gar nicht möglich, weil den Bewohnern dieses Landes die dazu nöthigen Eigenschaften gänzlich abgehen. Seit den Eroberungszügen Mahmud's von Ghiznee haben die Hindu nie ein Nationalgefühl, ein Streben nach nationaler Selbstständigkeit an den Tag gelegt. Das Land war seit jener Zeit die Beute jedes kühnen Eroberers und trug das Joch der Fremdherrschaft mit dem merkwürdigsten Gleichmuth, obgleich die Eingebornen sowohl an Zahl, als an Cultur den fremden Eindringlingen überlegen waren.

Das Bewußtsein ihrer immensen numerischen Ueberlegenheit hat die Hindu nie zu dem geringsten Versuche veranlaßt, sich als eine Nation den Eindringlingen entgegen zu stellen und ihr Recht an den Grund und Boden mit den Waffen in der Hand geltend zu machen,

selbst dann nicht, wenn das herrschende Volk in Schwäche versank oder in blutigen Bürgerkriegen sich selbst befehdete und die unzweifelhaftesten Beweise seiner Ohnmacht und Auflösung gab.

Der Hindu ist zwar nichts weniger als feig; um einer religiösen Idee willen unterzieht er sich freiwillig den furchtbarsten Qualen; seine Todesverachtung geht weit über unsere Begriffe, aber die militärische Befähigung geht ihm dennoch ab; er hat keine Lust am Militärstande; er neigt sich zu einem stillen beschaulichen Leben hin; schwere körperliche Anstrengungen sind ihm unangenehm.

Die Mohamedaner, von denen der Anstoß zu der letzten Meuterei ausging, bilden etwa nur ein Sechstel der ganzen Bevölkerung Hindostans, können daher schon aus diesem Grunde die englische Herrschaft nicht gefährden, zumal wenn ihnen die Hindu nicht zur Seite stehen; noch weit weniger aber, wenn man bedenkt, daß sie sehr ungleich über das Land vertheilt sind, und außerdem durch eine Menge von Gegensätzen von jedem einträchtigen Handeln auf politischem Gebiet abgehalten werden.

Auch haben sie ihren ursprünglichen kriegerischen Geist gänzlich verloren. Die tapfersten, kühnsten Bergvölker erliegen in kurzer Zeit der erschlaffenden Wirkung des indischen Klimas. Wenn schon die physischen Verhältnisse Hindostans einer nationalen Erhebung durchaus nicht günstig sind, so machen eine solche die socialen Zustände des Landes geradezu unmöglich.

Das Volk ist durch das Kastenwesen und die zahllosen Einwanderungen aus allen Theilen Asiens in kleine, sich feindlich gegenüberstehende Abtheilungen zersplittert. Dazu kommt, daß die vielfältigen Nationalitäten so bunt durcheinander geworfen sind, daß Hindostan ein wahres ethnographisches Chaos bildet.

Die vier alten Kasten sind im Laufe der Jahrhunderte so ausgeartet, daß sie alles Volksleben absolut zerstören. Von ihnen hat sich nur die der Brahmanen erhalten; die drei andern sind als Gesammtkorporationen untergegangen, aber dafür haben sich zahllose neue

Kasten gebildet, deren Absonderung eine ungleich schroffere ist. In alter Zeit durften die drei ersten Kasten mit einander verkehren, mit einander essen, sogar unter einander heirathen; jetzt gilt die Berührung eines Mannes von niederer Kaste für eine sündliche Befleckung; von ihm Speise angenommen zu haben, zieht schwere Büßung nach sich. Der Brahmane muß solche Entweihung seines Mundes durch den heiligen Kuhmist reinigen.

Vor allem aber wird das Eheverbot zwischen den verschiedenen Kasten jetzt mehr als früher mit der äußersten Strenge aufrecht erhalten. Dadurch ist die Gesellschaft Hindostans nicht nur gänzlich zerfetzt, sondern auch gegenseitig mit dem grimmigsten Hasse erfüllt. In Meissor zerfallen die Hindu in 486 Kasten (jedes Handwerk, jeder Erwerbszweig bildet eine solche), die weder mit einander essen, noch unter einander heirathen. Ueberall befeinden und befehden sich diese Kasten mit der äußersten Erbitterung unter einander.

J. Venedey.

Südhindostan
als Hort der altindischen Cultur.

Südhindostan ist dem directen Einflusse der muselmanischen Eroberungen entgangen; seine Tempel, seine Pagoden sind stehen geblieben, seine Bibliotheken vor der Vernichtung bewahrt, die Kette der Ueberlieferungen niemals zerrissen worden.

Im Norden dagegen fiel alles der Zerstörung anheim: der Glaube, die Gewohnheiten, die religiösen und philosophischen Ueberlieferungen, der äußere Cultus; alles hat der Fanatismus der Mongolen dem Boden gleich gemacht, und als nach Jahrhunderten der Knechtschaft die Hindu Nordindiens endlich den Brahmacultus öffentlich ausüben durften, hatten sie keine heiligen Bücher, keine Tempel mehr, um zu beten; sie hatten die alte Sprache ihrer Väter vergessen und waren genöthigt, Deputationen nach dem Süden zu schicken, um die Vedas, Manu, Vendanta und alle theologischen und orthodox wissenschaftlichen Werke abschreiben zu lassen.

Viele dieser Abschriften fielen mangelhaft aus; die meisten, wenn sie auch sklavisch alles die Lehre Betreffende unberührt ließen, führten Veränderungen ein in Betreff der Opferhandlungen, der Stunden der Opfer, der Beschaffenheit der Speisen, die den Göttern und den Manen dargebracht werden sollten und besonders der Art und Weise, das Srâddha oder Leichenopfer darzubringen, 2c. Der Zweck war, alles in Uebereinstimmung zu bringen mit den neuen Sitten, welche sich allmählich durch die Knechtschaft unter dem Säbel der Söhne Hayder-Ali's und durch die Unterdrückung alles öffentlichen Cultus in Nordindien herausgebildet hatten.

Diese von den Muselmanen an den Ufern des Ganges veranlaßten Umgestaltungen der altindischen Welt waren so tiefgreifend, daß

noch heute, wo die religiöse Freiheit keine Schranke mehr hat, die bengalischen Hindu keine Tempel mehr bauen, die Gläubigen sich nicht mehr zusammenschaaren, jede Familie, wie zur Zeit, wo der Name Brahma's unter Todesstrafe nicht ausgesprochen werden durfte, ihre Götter im Innern der Wohnung anzubeten fortfährt.

Mit vollem Rechte wird daher Südindien von den Brahmanen als das Heilige Land, als der Ort, wo die Ueberlieferungen und Handschriften in ihrer ganzen Reinheit bewahrt worden sind, angesehen.

William Jones, welcher zuerst den Schleier, der die wundervolle brahmanische Vergangenheit bedeckte, lüftete, besaß nur bengalische Abschriften, welche vielfach modifizirt wurden, um den Cultus und die Ceremonien mit den Localsitten in Uebereinstimmung zu bringen. Wir glauben also nicht, und stehen hierin in Uebereinstimmung mit allen gelehrten Brahmanen Südindiens, daß der Text dieses Indianisten in allen seinen Theilen als ein Originaltext des Manu angesehen werden kann. Es gibt übrigens in ganz Indien, nach den von der Hinduakademie zu Trichnapoli gelieferten Nachweisen, ungefähr 350 Texte des Manu, die nicht in der Doctrin, wohl aber in den Einzelnheiten der Ceremonien und der Opferhandlungen von einander abweichen. Weit entfernt, der Authenticität des Manu zu schaden, bezeichnen diese Abschriften durch die abweichenden Einzelnheiten von Sitten und Cultushandlungen, ganz genau die verschiedenen Epochen und Jahrhunderte, in welchen sie geschrieben wurden.

Südindien ist noch bedeckt mit riesenhaften Pagoden und Tempeln Wischnu's und Siva's, der einzigen Götter, welche einen äußerlichen Cultus hatten. Der Besucher dieser uralten Denkmäler bleibt betroffen und staunend stehen vor diesen ausgemeißelten Granitblöcken, deren Verhältnisse alle Maße überschreiten, an welche das menschliche Auge gewöhnt ist. Wir haben Elephanten aus einem einzigen Granitblocke gesehen, die 20 Meter hoch den Sims eines Tempelthores trugen. Man stelle sich demnach die Höhe des Monumentes vor.

Wir haben eine Bevölkerung von mehr als 15 000 Brahmanen

gesehen, die noch Sanscrit sprachen und in der einzigen Pagode von Chelambrum im Carnatik lebten.

Andere Tempel reden von der Vergangenheit nur durch ihre Ruinen, die aber so riesenhaft sind, daß man, anstatt sie einer einzigen Pagode zuzuschreiben, versucht sein möchte, sie für die halb vergrabenen Ruinen von großartigen Städten zu halten, welche vor Babylon und Ninive existirten. Man könnte sich unmöglich eine Vorstellung von ihrer Masse machen, wenn nicht andere, zum Vergleiche geeignet, noch aufrecht ständen.

Wie wir sagten, ist Nordindien dem verderblichen Einflusse der Eroberer unterlegen: Moscheen sind vielorts an die Stelle der Pagoden getreten, Mahomet hat Brahma gestürzt. Seit der europäischen Eroberung scheint es, als sollten die englischen Cottages die Paläste der Rajahs verdrängen und Albion das Werk der Mongolen vollenden. Vergebens sucht man in diesem Lande voll von Eisenbahnen, Telegraphen, Werkstätten und Handlungshäusern die geringste Erinnerung an das Werk der Veda's. Die schriftlichen Denkmäler der Vergangenheit finden sich in ihren gefälschten Büchern nicht mehr wieder.

In Südindien dagegen, wir wiederholen es, bewahren die gelehrten Brahmanen, welche den Aberglauben des großen Haufens verachten, den kostbaren Schatz der religiösen Ueberlieferungen in der Hoffnung auf eine nahe bevorstehende Neugeburt. Hier stehen noch Tempel, großartige Denkmäler, ungeheure Ruinen, fünfzig Fuß hohe Göttergestalten aus Granit, welche an Festtagen noch sechs- bis achtmalhunderttausend Beter vor sich knieen sehen. Hier gibt es kein Dorf ohne seine Pagode, ohne seine Gottesdienst thuenden Brahmanen, ohne seine Pundits, die unter den Säulengängen das alte Gesetz erklären. Hier allein, im Centrum aller alten brahmanischen Ueberlieferungen und Studien wird die Wissenschaft die altindische Vergangenheit, die 20 bis 30 000 Jahre zurückreicht, wieder aufbauen können. Diese Ueberzeugung theile ich mit Herrn Cicé, dem gelehrten Orientalisten von Pondichéry, welcher das Sanscrit und mehrere Dialecte Indiens spricht, und nach dreißigjährigem Studium erklärt, man müsse Indien

in Indien studiren; es seien zu viele Manuscripte zu übersetzen, zu viele Denkmäler zu befragen, als daß trotz aller Hingebung, trotz allem Wissen eine gründliche Wiederherstellung der altindischen Vergangenheit aus der Ferne möglich sei.

Die patriarchalische Vedazeit ist noch dunkel, die Kenntniß der Brahmanen-Aera kaum im Entstehen, weil die colossalen litterarischen Schätze Südindiens noch ungehoben bleiben und die reichhaltigen, von sanscritsprechenden Brahmanen eifersüchtig gehüteten Bibliotheken der alten Pagoden von Ramisseran, Chelambrum, Kandah-Sivany, Trichnapoli, Tiroupaty, Mongour, Velour, Vilnoor, Djengy, Tirvicarre, Bengaloor u. v. a. allein Aufschlüsse darüber geben können. Es handelt sich um nichts weniger als den historischen Neubau einer Periode von 25—30 000 Jahren, die von der patriarchalischen Zeit Indiens bis zum Sturze der Brahmanenherrschaft verflossen sind. Ein großer Theil der als fabelhaft verschrieenen Chronologie der Brahmanen beruht auf unzweifelhaften astronomischen Angaben, mit denen sie in ihren Chroniken die Hauptereignisse zu begleiten pflegten.*) So ist u. a. 12 000 Jahre lang jede Wahl eines Brahmatma (Haupt der Brahmanen) in einem besondern Buche notirt und jedesmal gegenüber ein Zodiakus construirt worden, welcher genau die Secunde, die Minute und den Grad des Thierkreiszeichens angibt, worin sich im Augenblicke der Beobachtung der Durchschnittspunkt der Sonnenbahn im Frühling, Sommer oder jeder andern Jahreszeit befand. Es ist eine über allen Streit erhabene Thatsache, daß Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung die Brahmanen, gerade wie unsere Astronomen, die jährliche Präcessionsbewegung auf 50″ 9‴ ³/₄ berechneten. Wie alle Indianisten, die in Indien lebten und einen Blick in die Tempelschätze werfen konnten, versichern, harrt dort der Wissenschaft noch ein unermeßliches Gebiet der Forschung.

Nach Louis Jacolliot.

*) Der gelehrte Halled erklärt, daß kein Volk so authentische Annalen besitzt, wie die Hindu.

Die indischen Eisenbahnen und deren ethischer Einfluß.

Nach Goblet d'Alviella (1877) und Cotteau (1880).

Als in Folge des furchtbaren Aufstandes von 1857 die Regierung Indiens an die Krone überging, wurde der Plan zu einem vollständigen, das ganze Land durchziehenden Eisenbahnnetze festgestellt und, der offenbar äußerst dringenden Nothwendigkeit wegen, der Bau desselben mit fieberhafter Thätigkeit unternommen. Im Jahre 1854 war vom East Indian nur die Section Calcutta—Hougly in Betrieb, am 1. Januar 1874 waren fast 14 000 Kilometer fertig und noch 4000 Km. im Bau. Man kann jetzt in 60 Stunden von Bombay nach Calcutta (2256 Kilometer) fahren. Ein Regiment, welches früher von Calcutta nach Delhi in gewissen Jahreszeiten drei Monate brauchte, gelangt heute in zwei Tagen dahin, und man erreicht in drei Tagen die Grenze von Afghanistan.

Zehn große Compagnien haben ihren Bahnen eine Spurweite von 1,676 Meter, andere, weniger bedeutende, haben sie auf 1 Meter beschränkt; die meisten Bahnen haben nur ein Geleise und eine Fahrgeschwindigkeit von 24 Kilometer per Stunde, die Postzüge fahren 32 Km. per Stunde.

Ein Beamtenheer von 120 000 Mann, worunter nur 3 Procent Europäer, steht im Dienste der Eisenbahnen; dagegen sind von 65 000 Actionären nur 450 Eingeborene.

Die Waggons haben drei Klassen, wovon die beiden ersten, äußerst comfortabel zum Liegen und Schlafen eingerichtet, den Europäern und einigen reichen Eingeborenen dienen. Der große Haufe der Hindu (97 Procent der Gesammtzahl der Reisenden) sitzt zusammengepfercht wie Schafe in offenen, mit Gitter versehenen, verschlossenen Waggons, worunter besondere für die Frauen, mit Natives females und für die ärmeren Europäer mit For Europeans only bezeichnet sind; auf einigen Linien hat man auch eine „Intermediate"-Klasse zwischen der zweiten und dritten.

Die Fahrpreise sind ungefähr die der französischen Bahnen für die erste und zweite Klasse; auf der dritten bezahlt man sechsmal weniger als auf der ersten. Reisende der beiden ersten Klassen können zum Fahrpreise der letzten Dienerschaft bei sich behalten und überall einen Monat gültige Retourbillete erhalten. Bei gewissen religiösen Festen und Wallfahrten sind auf allen Bahnen endlose Extrazüge in Bewegung, die manchmal mehr als eine Million Gläubige zu befördern haben.

Die hübsch und solid gebauten Stationen sind mit Schlingpflanzen, Blumentöpfen und Gärten verziert. Ein anständig gekleideter eingeborner Policemen, dessen Turban den Namen der Eisenbahngesellschaft trägt, sorgt für die Ordnung, grüßt jeden Europäer in militärischer Weise und bleibt respectvoll stehen, bis er vorüber gegangen ist.

Die Eisenbahnen beginnen bereits auf das soziale Leben der Hindu eine bedeutende Einwirkung zu entfalten. Ihre Gründer rechneten anfangs vorzugsweise auf die europäischen Reisenden und die Güterzüge. Jetzt zeigt es sich, daß letztere noch spärlich circuliren, während die Benutzung der Bahnen durch die Eingeborenen in enormen Verhältnissen steigt, es wird dadurch eine gänzliche Umgestaltung der Gewohnheiten und Ideen angebahnt; neue Bedürfnisse mit neuen Mitteln sie zu befriedigen werden geschaffen, der Handelsgeist geweckt, die Kastenunterschiede durch Gewöhnung an das Zusammensein in den

Waggons abgeschwächt und selbst eine Verschmelzung mancher bisher isolirter Rassen mit der großen Masse der Bevölkerung möglich gemacht.

Ein Hauptgewinn ist der nachhaltige, überwältigende Eindruck, den die europäische Cultur durch Schaffung dieses colossalen Eisenbahnnetzes auf die Phantasie und den klugen, practischen Sinn der Bevölkerung ausübt.

Für Europäer ist das Volkstreiben an einer indischen Eisenbahnstation äußerst interessant.

Ganze Schaaren von Hindu kommen heran mit Teppichen, Kissen und Gepäckbündeln beladen, wozu sie noch ihre lange, metallene Pfeife und ihren Vorrath an Zuckerrohr tragen. Um im Gedränge nicht auseinander zu kommen, halten sich alle Familienmitglieder an ihren Kleidern gegenseitig fest. Gruppen scheuer, verschleierter Frauen, die wie weiße Gespenster aussehen, drängen sich jammernd zusammen. Ueberall hört man Geschrei und Ausrufe. Mitten in diesem Höllenlärm gehen Verkäufer umher, welche mit gellenden Rufen Eßwaaren, Reiseartikel, Schmucksachen u. dgl. zum Kaufe anbieten. Die Wasservertheiler werden rings von durstigen Leuten bestürmt; eingeborene Bahnbeamte untersuchen die Reisebündel eines Jeden und schleppen, wenn das vorschriftsmäßige Gewicht überschritten ist, den Delinquenten, der das Gedränge zur Benachtheiligung der Bahn hat benutzen wollen, mit Gewalt zum Bureau. Geschäftige Boys laufen mit Tassen brennend heißen Thee's zu den in Coupé's der ersten Klasse liegenden Gentlemens. Die beturbanten Policemens wissen in dem Spektakel nicht wo aus noch ein, sie haben den langbärtigen Engländer, der mitten in dem unbeschreiblichen Wirrwarr phlegmatisch seine Pfeife raucht, respectvoll zu grüßen, und einen Augenblick darauf mit Fußtritten die Landsleute, die nicht schnell genug in die für sie bestimmten Kasten einsteigen, zur Eile zu zwingen. Das endlose Geschrei und Gekreisch, die Klagen und Schmähungen der Eingebornen bilden ein unbeschreibliches Concert, dessen Disharmonie keineswegs verbessert wird durch die wieder=

holten Glockensignale oder auch durch die Hammerschläge, welche ein Bahnbeamter gegen eine an einem Seile hängende Eisenschiene führt, um das Zeichen der Abfahrt zu geben. Jedesmal ist fast eine ganze Stunde voll Lärm nöthig, um Ordnung zu schaffen und alle Fahrgäste unterzubringen.*)

Nach Goblet d'Alviella. — Cotteau.

---

*) Es mag hier eine Bemerkung Platz finden über die den Eisenbahnbauten an Wichtigkeit gleichstehenden Arbeiten für Wiederherstellung der alten Berieselungswerke, Kanäle, Dämme, Teiche, die in neuester Zeit von den Engländern — nothgedrungen — unternommen worden sind.

Sir John Hawkshaw, Präsident der britischen Association, sagte in seiner Eröffnungsrede (August 1875): „In Indien und in vielen anderen Theilen der alten Welt sind nachweisbar ganze Länder, die jetzt wie dürre Einöden aussehen, ehemals dicht bevölkert gewesen. Das Klima hat sich dort durch Vernachlässigung der alten Wasserleitungen und durch die Vernichtung der Wälder verschlechtert. In den großen Flußbecken Hindostans versuchen wir jetzt die lange, verderbliche Hintansetzung dieser gebieterischen Pflicht eines Culturstaates wieder gut zu machen."

So sind im Delta des Godavery mehr als 100000 Hektare dem Ackerbaue zurückgegeben worden durch die Geschicklichkeit des Herrn A. Cotton und der Ingenieure von Madras; Radjahmandi, vor Kurzem noch ein trostlos aussehender Ort, ist jetzt ein üppigblühender Garten. Im Pendjab werden heute 260000 Hektare durch Kanäle trocken gelegt. Große Bewässerungsarbeiten werden in den Flußbecken des Indus und des Ganges, der Nerbâda und der Tapî ausgeführt. B.

Die Eingeborenen und die Engländer

seit dem Aufstande von 1857.

I.

Hindu und Engländer.

Der letzte Krieg ist für beide Parteien lehrreich gewesen; er hat beiden gezeigt, was es an der Zeit ist: den Briten, wie sehr sie sich in ihrem Plane geirrt haben, ein tausendjähriges Reich auf eine nur angemaßte Herrschaft bauen zu wollen; den Hindu, was sie bei einer abermaligen Erhebung zu beobachten haben und diesmal aus mangelnder Kenntniß der englischen Macht und der eigenen vielseitigen Hülfsmittel außer Acht ließen. Wenn sie einmal diese nie versiegenden Hülfsquellen schätzen gelernt haben, werden sie alle Gewissenszweifel ersticken und sich ihrer eigentlichen bürgerlichen Pflichten klarer bewußt werden. Die höchste Idee im Staate ist das Vaterland, als Bedingung für die Verwirklichung aller anderen Ideen gedacht. Und diese Verwirklichung liegt dem Volke ob, dessen Interesse nicht etwa durch die Aussicht auf die eigenen Vortheile geweckt wird, — da die Liebe zum Vaterland sich gerade dann am stärksten zeigt, wenn dasselbe von Noth und Unglück betroffen ist, also kein Sonder-Interesse in Frage kommen kann, — sondern durch die Erkenntniß, daß das Vaterland die heiligste der menschlichen Einrichtungen ist, mit der wir durch die starken Bande, die uns an Heimath und Gewohnheiten, an Freunde und Erinnerungen fesseln, auf's Innigste verknüpft sind. Aber es kommen Zeiten, in denen das Vaterland in äußerster Gefahr schwebt und die größten Opfer an Allem, was uns auf Erden am liebsten ist, erheischt, ja

selbst das eigene Leben von uns fordert. Bei dem Hindu ist der Begriff des Vaterlandes aus einem bloßen Naturtriebe zum ziemlich klaren Bewußtsein geworden, und in dem Maße, wie er sich zur lebendigen, fruchtbringenden Erkenntniß entwickelt, wird sich die Selbstständigkeit Indiens befestigen, so urtheile ich wenigstens nach den Erfahrungen, die ich an Ort und Stelle gesammelt habe.*)

Daß der indische Krieg das bekannte Ende nahm, kann man nicht dem Mangel an Muth oder Ausdauer bei unsern Gegnern zuschreiben. Ich habe in den Kämpfen, an denen ich selbst betheiligt war, hinreichende Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen, daß sie beide Eigenschaften in hohem Grade besitzen, und kann versichern, daß manche dieser Gefechte einen andern Ausgang genommen hätten, wenn die Hindu besser geschult, unterstützt und vorzüglich von geschickteren Anführern geleitet worden wären.**) Die feindlichen Parteiführer verstanden weder einen ordentlichen Angriffs- oder Vertheidigungsplan zu entwerfen, noch ihn auszuführen, und hatten es mit einem Widersacher zu thun, der nicht allein wußte, was er wollte, sondern auch in der Kriegskunst eine vollendete Ausbildung besaß. Und was besonders den unglücklichen Ausgang für die Hindu herbeiführte, war der Umstand, daß ihre Häuptlinge das eigene Interesse mit denen des Landes verwechselten und letzteres dem ersteren unterordneten, was natürlich auf die Menge, die ihren Plänen nur zum Werkzeuge diente, nicht vortheilhaft einwirkte. Das Volk erkannte bald, daß seine verzweifelten Anstrengungen zu nichts Anderem führen würden, als es

---

*) S. das folgende Stück. Nur bei den Muhamedanern, die auch am Aufstande vorzugsweise betheiligt waren, hat sich das Bewußtsein der Solidarität ihrer Interessen, der religiösen Zusammengehörigkeit — „Begriff des Vaterlandes“ ist zuviel gesagt — mehr entwickelt, wie auch die heutige Litteratur derselben bekundet. B.

**) Vgl. über die militärischen Eigenschaften der Hindu das Urtheil des Grafen Warren (weiter unten), welcher weit länger als H. unter ihnen lebte und sie fechten sah, wo nicht der religiöse Fanatismus wie im Aufstande von 1857 sie ins Feuer trieb.

aus dem Regen in die Traufe zu bringen, wodurch selbstverständlich seine Kraft und sein Muth gelähmt wurden.

Wir dagegen wußten aus diesen schwachen Seiten und Uneinigkeiten Nutzen zu ziehen, und erwarben uns den ehrenvollen Namen der Wiederhersteller des indisch-britischen Reiches „zum großen Theile durch die Ausbeutung der Fehler und Irrthümer unserer Gegner". In diesem Bekenntnisse liegt keine Geringschätzung des eigenen Werthes, wohl aber eine gerechte Anerkennung, die ich unseren Feinden zu zollen nicht unterlassen kann und deßhalb öffentlich ausspreche.

Wer übrigens den Wunsch hegt, zu wissen, was sich durch Manneszucht und persönlichen Muth, durch Entbehrungen und Ausdauer erzielen läßt, braucht nur den Unternehmungen des britischen Heeres mit Aufmerksamkeit zu folgen. Ich glaube nicht, daß die neuere Kriegsgeschichte ein Gegenstück dazu aufweisen kann. Die Armee wurde nicht durch Täuschungen vorwärts getrieben; ihr ganzes Auftreten war ein Einspruch gegen die Klügelei der abgestandenen, gleichgültigen Bequemlichkeit der Jetztzeit und nebenbei ein glücklicher Versuch, die vielfachen Hinweisungen auf die Heldenthaten der alten Griechen und Römer unnöthig zu machen.

Wenn man dieses, an tragischen Vorgängen so reiche, geschichtliche Ereigniß in seinem ganzen Umfange beurtheilt, so muß man dem politischen Systeme, welches hier alle Bewegungen leitete und Alles auf's Spiel setzte, seine ganze Bewunderung zollen. Es dürfte kaum noch ein Heer zu nennen sein, in welchem Offiziere und Mannschaft so uneigennützig und diensteifrig bemüht waren, ihre Pflicht zu erfüllen. Es war ein beständiger Wettstreit, in dem Jeder der Erste und Ausgezeichnetste sein wollte und der an die olympischen Spiele erinnerte.

Kein Nationalcharacter ist so schwer aufzufassen, als der englische; man muß die Grundzüge desselben in nächster Nähe beobachten. Aber der Engländer tritt nicht leicht zu Jemand in nähere, vertrautere Beziehungen, den er nicht vorher für würdig befunden hat, in den Kreis seiner Freunde und Angehörigen aufgenommen zu werden. Alle

Versuche, sich sein verschlossenes Wesen durch schöne Redensarten, indem man ihn an seinen schwachen Seiten erfaßt, zu öffnen, oder seine Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht sein Selbst betrifft, durch anregende Plaudereien zu bekämpfen, oder sein Vertrauen zu gewinnen dadurch, daß man seiner Eitelkeit schmeichelt, werden immer vergeblich sein.

Ohne weitere Vergleiche anzustellen, will ich nur sagen, daß der Werth, den der Franzose auf eine glänzende Außenseite der Lebensverhältnisse legt, für den Engländer kaum vorhanden ist. Er läßt sich selten vom Scheine täuschen, und noch seltener wendet er ihn als Hülfsmittel an, um seine Absichten zu erreichen.

Was er besitzen will, will er mit reinen Händen fassen, aber dann auch so festhalten, daß es Keinem gelingt, es ihm gegen seinen Willen zu entreißen. Man behauptet, daß er mürrisch und trocken, kalt und zurückstoßend sei, aber das ist ein großer Irrthum. Es ist ein großer Unterschied, wie ein offenes Buch, dem der Wind die Blätter umschlägt, dazuliegen, so daß alle Gefühle zu Tage kommen, oder mit seiner Vertraulichkeit Haus zu halten und dem Klätscher keine Veranlassung zu geben, unsere Veränderlichkeit oder Zudringlichkeit weiter zu tragen. Es ist dem Engländer gleichgültig, ob er gesehen wird oder Aufsehen erweckt; er prallt nicht vor jedem Schreckschusse zurück und läßt sich eben so wenig von leeren Knalleffecten hinreißen.

Als Napoleon seine Truppen in Aegypten anredete, rief er hochtrabend „die Jahrhunderte“ an, „die von den Pyramiden herabschauten“; und in Deutschland sprach er von „der Sonne von Austerlitz“, und was ihm sonst Schwülstiges über die Lippen floß. Als Wellington, der auch seine Leute kannte, dieselben bei Vittoria in Schlachtordnung aufgestellt hatte, rief er seinen braven Kriegern zu: „Da steht der Feind; nun vorwärts, und haut ihn nieder!“ —

Nach der Schlacht an der Alma hielt der französische Feldherr seinen Truppen eine wohlgesetzte Rede, in welcher die Worte: La gloire, la patrie reconnaissante, le courage, la vertu u. s. w. sich immer wiederholten. Der englische Heerführer dankte seiner Armee

dadurch, daß er in den Tagesbefehl setzen ließ: „Jeder Soldat erhält eine Flasche Porter als außerordentliche Verpflegung.“ *)

Hageby.

II.
Die Hindu in nationaler Beziehung.

Von der Wiege bis zum Grab ist der Hindu der Spielball von Vorurtheilen und von elenden abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, welche die Brahmanen erfunden haben, um ihn beständig in dem Zustande eines Lastthieres, einer Arbeitsmaschine zu erhalten. Die ausschließliche Herrschaft der Priesterkaste hat aus den Hindu ein ohnmächtiges Volk, aus dem herrlichsten Lande der Welt den klassischen Boden der Eroberungen gemacht.

Von den Mongolen, den Arabern, den Europäern unterworfen, hat dieses uralte Dichter- und Philosophenland seinen Söhnen den Begriff des „Vaterlandes“ nicht einzupflanzen vermocht. Wenn nur der Eroberer dem Hindu seine Kaste, seine communale Verfassung, seine Vorurtheile, seine Familie und seine Götter läßt, so ist es ihm gleichgültig, wem er den Tribut bezahle.

Heute den Engländern, morgen, wenn es sein muß, den Russen tributpflichtig, weiß man an den Ufern des Ganges und des Godavery nicht, was „Nationalität“ bedeutet, und es ist für den Hindu keine Unehre, sich dem Fremden zu unterwerfen, wenn er nur in seiner Hütte und seiner Pagode frei bleibt.

Vom humanitären Gesichtspunkte aus möchte ich dieses beklagenswerthe Land sobald wie möglich vom Joche Englands befreit sehen, sollte es auch unter russische Herrschaft gerathen. **)

*) Bei Azincourt warf der alte Thomas von Herpingham seinen Kommandostab in die Luft mit dem Rufe: Now strike! (Nun schlagt drauf los!) als einziger Anrede. B.

**) Man vergesse nicht, daß ein Franzose so urtheilt, der aus Haß gegen England die noch größeren Schattenseiten der russischen Eroberungen übersieht. B.

Vom Cap Comorin bis an den Himalaya haben die englischen Manufacturen die Baumwollenwebereien und die Seidenproduction unterdrückt und den Hindu auf die Erzeugung der Urstoffe beschränkt. Die Mousselinstoffe von Dakka und die Tücher von Madras werden jetzt in Liverpool fabricirt; die Hindu bekleiden sich mit englischen Stoffen (was ohne Schutzzölle auch bald ganz Europa thun würde) und lassen sich sogar von Liverpooler Fabriken mit Götzenfiguren versehen.

Bemächtigt sich daher Rußland, das wenig Manufacturen besitzt, des Landes, so wird Indien von Neuem seine Webstühle arbeiten hören, und von Ceylon bis in die Thäler von Caschmir und Cabul werden Millionen nicht mehr hungern.

Seit dem letzten Aufstande höre ich oft von Europäern die Behauptung: Indien wird sich zuletzt doch noch gegen England empören (J. meint die eigentliche Hindu-Bevölkerung; er betrachtet den letzten Aufstand als vorwiegend muhamedanisch). Das ist thatsächlich durchaus unmöglich, und ich möchte denjenigen sehen, der in Indien gelebt hat, und mich Lügen strafen wollte.

Eines der Haupthindernisse der Bildung nationaler Heere sind die Bestattungsceremonien, welche zum größten Theile alljährlich an gewissen Jahrestagen erneuert werden müssen. Es gibt keinen Hindu im Mannesalter, der nicht vom Ururgroßvater bis zu seinen Eltern herab auf Vater- und Mutterseite vier oder fünf Todestage zu feiern hätte. Man merke sich wohl, daß der Hindu diese Ceremonien nicht unterläßt und müßte er sein Haus verbrennen, seine Ernten vernichten, die Armee, wozu er gehört, schlagen lassen. Seine Brahmanen haben ihm die Ueberzeugung beigebracht, daß wenn er dieselben absichtlich oder aus Nachlässigkeit unterließe, tausende Jahre voll Qualen ihn in der Naraka (Hölle) erwarten, und daß nach seiner Reinigung noch endlose, neue Seelenwanderungen unter den elendesten Gestalten ihn bestrafen würden.

Dazu kommt, daß zwei Individuen von verschiedenen Kasten

weder zusammen speisen, noch unter demselben Dache schlafen dürfen. Hieraus schon wird es begreiflich, wie eine Handvoll Engländer mehr als zweihundert Millionen Hindu unterwerfen konnten.

Der Aufstand von 1857 ist keine Auflehnung der Hindu gewesen, keine nationale Empörung, und ich wiederhole, daß jede Action dieser Art durch die religiöse und sociale Verfassung Hindostans unmöglich gemacht wird.

Dieser Aufstand war ganz muselmanisch, der letzte Seufzer der vorletzten Eroberer, welche ihre Verdränger ihrerseits zu verjagen versuchten.

Die Hindu sahen mit neugierigen Blicken diesem Kampfe zwischen ihren früheren und jetzigen Ausplünderern zu und rührten sich nicht. Hätten sie sich empört, so wäre in zweimal vierundzwanzig Stunden kein Engländer mehr auf der Halbinsel geblieben.

Indem die Brahmanen ihre sociale Verfassung auf theokratischen Grundlagen errichteten, indem sie dem Hindu den Glauben einpflanzten, das wahre Leben beginne erst nach der Prüfungszeit auf dieser Erde, nach dem Tode, und man müsse Alles ertragen, um jene höhere Transformation zu erreichen, schufen sie allerdings leicht zu regierende Unterthanen und machten jeden Widerstand gegen ihre Autorität unmöglich, aber sie hatten nicht vorausgesehen, daß diese Verachtung der Gegenwart, dieses speculative Leben, welches der Hindu im Voraus schon in der zukünftigen Welt führt, dieser passive Gehorsam, woraus sie die verdienstlichste Tugend gemacht haben, ihr Volk für das fremde Joch ebenso gefügig wie für das ihrige machen würde.

Indien geht durch seine Priesterkaste dem Untergange entgegen, und ebenso wird jede Nation endigen, welche einer solchen seine Vernunft, seine Unabhängigkeit und seine freie Selbstbestimmung preisgibt.

In keinem Lande bieten die Bewohner eine gleiche Mischung von Großartigkeit der Gedankenkreise und von Verfall und Ausartung in den Handlungen. Während man an den Ufern des Godavery,

des Indus und Ganges noch die unsterblichen Stanzen der Vedas und die poetischen Slokas der Parabeln des Wischnusohnes singt, trifft man dort weder sittliche Würde, noch Hochsinn. Die Frau gilt nur als Werkzeug des Vergnügens, womit man Handel treibt, und inmitten der allseits zusammenbrechenden Vergangenheit ist die Liebe, jene ausschließliche Leidenschaft der Orientalen, in der Sprache nur deßhalb poetisch und verfeinert geblieben, um desto besser die Ausschweifungen mit Blumen verschleiern zu können. Der durch Liederlichkeit und Knechtschaft des Aberglaubens abgestumpfte Mensch hat weder Zeit noch Muth, der politischen Knechtschaft der englischen Kaufleute zu widerstehen.

Wie will man eine Nationalität bilden aus Menschen, die in jedem Augenblicke ihres Lebens von dem kindischsten Aberglauben beherrscht und an freier Bewegung gehindert werden?

An den Eisenbahnstationen fiel es Cotteau (Promenade dans l'Inde et Ceylon. P. 1880) auf, so häufig Hindu abseits sitzen zu sehen, die mit unruhigen Blicken um sich schauten, als verrichteten sie eine lichtscheue Handlung. Es waren Leute, die ihre Mahlzeit nahmen. Nach ihrer religiösen Ueberzeugung darf es von Niemanden gesehen werden, wie sie mit der rechten Hand (die linke ist unrein) die kleinen Reiskugeln, die sie vorher selbst geknetet haben, mit großer Geschicklichkeit sich in den Mund werfen. Die Berührung ihrer Finger mit dem Speichel würde eine abscheuliche Verunreinigung sein. Nach dem frugalen Mahle schöpfen sie Wasser in einem kupfernen Töpfchen, welches sie stets bei sich tragen, und gießen es sich in den Mund, ohne daß die Lippen das Gefäß berühren dürfen. Der geringste Verstoß gegen diese Gebräuche wird von ihnen nicht blos als eine grobe Unschicklichkeit, sondern auch als eine ungeheure Sünde angesehen, wovon nur die verwickeltsten Bußen und Reinigungen frei machen können. Deshalb ist es auch ein Hauptgrund der Verachtung, die jeder gläubige Hindu gegen den Europäer hegt, daß er denselben täglich ohne Gewissensbisse Vorschriften verletzen sieht, die er von Kindesbeinen an zu achten gelernt hat, und die er selbst in Lebensgefahr nicht überschreiten würde. Diese

Verachtung ist aber ein Haupthinderniß des geistigen Fortschrittes, der Aneignung der europäischen Cultur.

Hindostan ist im Hinsterben begriffen, weil es weder die Kasten abgeschafft hat, noch die sittliche und geistige Kraft besitzt, die Herrschaft der Brahmanen mit ihren lächerlichen Fictionen abzuschütteln. Der alte Boden Brahma's trägt nur Menschenstaub.

Der Hindu hat sich noch mehr überlebt als seine alten Denkmäler, die wenigstens noch unter dem blauen Himmel ihre tausendjährigen Häupter, als Zeugen glänzender Zeit stolz erheben. Die alten Ueberlieferungen schweben noch lebendig umher unter jenen verfallenen Säulen, jenen zerbrochenen Kapitälen, jenen in Laubwerk halb vergrabenen Bildsäulen, die stumm und finsteren Auges die Abkömmlinge derjenigen, welche den Erdball colonisirten, in sorgloser Vergeßlichkeit vorbeigehen sehen.

Eines Tages saß ich sinnend mitten unter den Trümmern der alten Pagode von Terouvikarre in Carnatik, als ein gelehrter Brahmane an meine Seite trat.

„Weshalb, sagte ich zu ihm, mit dem Finger auf die uns umgebenden Trümmerhaufen zeigend, weshalb so viele Größe in der Vergangenheit und so viel Jammer und Elend in der Gegenwart?"

„Es ist das Schicksal, erwiederte der alte Pundit; die Pflanzen faulen, um neuen Pflanzen Dünger zu geben, der Vater legt sich in die Gruft, sobald er seinen Sohn erzogen hat, die Nationen vergehen, um andern Platz zu machen, alles geht durch Absterben zum Tode, und das Land der Lotusblume steht vor seiner letzten Stunde .... Glücklich derjenige, welcher weiß, daß der Tod nur die Morgenröthe der neuen Umgestaltung ist."

Und, sich schüchtern verbeugend, verschwand er geräuschlos in Mitten der Ruinen.

Wie kann man von der Neugeburt eines Volkes sprechen, dessen beste Männer so reden und so an der Energie und Lebensfähigkeit ihrer Rasse verzweifeln!

Nach Louis Jacolliot und Cotteau.

III.

Die Muhamedaner in Indien.

Ein aufrichtiger Engländer, W. M. Torrens*) entwarf 1872 von der Stimmung der eingeborenen Bevölkerung und von der daraus wahrscheinlich sich ergebenden Zukunft der englischen Herrschaft in Indien ein Bild, dessen düstere Färbung sich nach andern unparteiischen Beobachtern als durchaus wahrheitsgetreu herausgestellt hat. Das Prägnanteste daraus möge hier mit einigen Ergänzungen aus anderen Quellen Platz finden.

„Eine Reihe von Symptomen, welche dem, dem Sturme vorhergehenden Wetterleuchten gleichen, ziehen von neuem die Aufmerksamkeit auf Indien. Nach der Ermordung des Oberrichters Norman und des Vicekönigs wissen die Fanatiker jetzt, daß die höchsten Vertreter der verhaßten Fremdherrschaft jeden Augenblick unter ihren Dolchen fallen können. Attentate und Auflehnungen vervielfältigen sich. Zu Lahore durchziehen Schaaren von Eingeborenen während der Nacht die Straßen und lassen sie von Liedern wiederhallen, die das nahe Ende der Fremdherrschaft und den festen Entschluß der Unterdrückten, für Freiheit und Glauben ihr Blut strömen zu lassen, verkünden.

Von einem Ende Indiens bis zum andern befestigt sich immer mehr die Ueberzeugung, daß der Tag nicht mehr fern sei, der den Sturz der britischen Herrschaft in Asien sehen wird, daß die Befreiung das Werk der Russen und der Chinesen sein werde. Woher stammt dieser Glaube? Man weiß es nicht; im Dunkeln entstanden, hat er jetzt Wurzel gefaßt, sich entwickelt und Früchte zu tragen begonnen.

Die Ursachen dieser dumpfen Feindseligkeit der Bevölkerungen sind mannigfaltig, obschon zu ihrer Erklärung schon die Erinnerung an

*) W. M. Torrens. Our empire in Asia: how we came by it. A book of confessions. London, Trubner 1872.

jene Ueberlieferungen des Schreckens und der ehrlosen Hinterlist genügen, durch welche es der ostindischen Compagnie gelungen war, ein Land mit mehr als 150 Millionen Einwohnern zu unterwerfen.

„Ein Krieg der Bengalesen gegen die Engländer, sagt Macaulay bei seiner Besprechung der ersten Zeiten der Eroberung, war ein Krieg von Schafen gegen Wölfe.“

Erst seitdem 1858 die ostindische Gesellschaft ihre Oberhoheit über Hindostan verloren, hat die Regierung der Königin einige Versuche gemacht, um das hundertjährige Unrecht wieder gut zu machen: sie hat sich ernstlich mit den materiellen Interessen der Hindu befaßt, Straßen, Kanäle, Telegraphen und Eisenbahnen gebaut, die Fortschritte des Ackerbaues und der Industrie gefördert, den Unterricht verbreitet trotz der Mißbilligung der Politiker aus der alten Schule.

Diese etwas spät entgegenkommenden Schritte haben noch lange nicht das erwünschte Ergebniß geliefert; sie sind fast ohne Wirkung auf den muhamedanischen Theil der Bevölkerung geblieben, deren religiöser Fanatismus jeder Annäherung eine unübersteigbare Schranke entgegenstellt. Was liegt diesem Muselman an dem Fortschritte und den Wohlthaten der Civilisation? was an der Sicherheit der Straßen und der Gleichheit vor dem Gesetze? Es ist eine ganz vergebliche Bemühung, sie mit der christlichen Oberhoheit versöhnen zu wollen. Es gibt nur ein Mittel sie zufrieden zu stellen: wenn nämlich alle Engländer ihr Bündel schnüren und schleunigst das Land verlassen wollten. Die Muhamedaner Indiens können die Zeiten nicht vergessen, wo sie die Herren dieser fruchtbaren Länder waren, und sie haben auf die Hoffnung, jene glänzenden Tage wiederkehren zu sehen, nicht verzichtet.

Wohlwollende Beobachter suchen sich manchmal in eine Selbsttäuschung über diese Stimmung der Geister zu versetzen. Wollte man dem Obersten Nassau Lees, welcher lange Präsident des muselmanischen Collegiums zu Calcutta war, glauben, so wären die Moslims Hindostans heute vollständig resignirt, die Herrschaft der Engländer als ein noth=

wendiges nicht mehr zu heilendes Uebel zu ertragen; sie wären bereit, ebenso ruhig und zufrieden unter der britischen Regierung zu leben, wie unter irgend einer muhamedanischen, welche an ihre Stelle treten könnte, vorausgesetzt, daß man sie umsichtig behandle und weise regiere.

„Nun ist aber, sagt der gelehrte Oberst, diese Bedingung noch lange nicht erfüllt, da den Eingeborenen eine größere Autonomie durch Umgestaltung der Schulverfassung, der Justiz und der Verwaltungsformen gegeben werden müßte. Man freut sich, wenn irgend ein Mollah erklärt, daß der Prophet den wahren Gläubigen nicht absolut verbiete, den Anhängern einer andern Religion zu gehorchen, wenn sie wenigstens die vier heiligen Bücher (Pentateuch, Psalmen, Evangelium, Koran) anerkennen."

Diese Selbsttäuschungen von herzlichem Einverständniß bestehen keinen Augenblick vor den ernsten, bedeutsamen Thatsachen, welche täglich vorkommen. Dr. Hunter zeichnet uns in einem gleichzeitig (1872) erschienenen Buche ein düsteres Gemälde von den Beziehungen zwischen den Muhamedanern und ihren christlichen Herren. Sein Buch rief eine heftige Polemik seitens aller hervor, die von Hindostan etwas wissen wollten; allein die Ereignisse gaben den Optimisten nicht Recht.

Dr. Hunter bespricht den Ursprung und die fortschreitende Entwickelung der wahabitischen Verschwörung, welche, alle Fehler der Regierung benutzend, in alle Theile des Landes ihre Verzweigungen geworfen hat. Die Wahabiten, jene Puritaner des Islams, zeigen sich an den Ufern des Ganges noch fanatischer als in ihren arabischen Oasen.

„Bald sind es drei Jahre, schreibt Vambery, seitdem die Wahabiten mit wachsender Kühnheit ihre revolutionären Brandraketen von Patna, ihrem Hauptquartiere, ausschleudern. Bald zetteln sie eine kleine Rebellion von Stämmen der Bergbewohner an, bald geht, von ihnen aufgehetzt, irgend ein Fedaji (so nennen sich nämlich die verwegensten Verschwörer) hin und erdolcht einen harmlosen Enropäer, um das Märtyrerthum zu verdienen, oder man kann einen Eiferer dieser Sekte

öffentlich den Regimentern der Sipoys die Empörung und den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen, d. h. gegen ihre Herren, predigen sehen."

Was thun die Engländer diesem gefährlichen Spiele gegenüber? Man muß in der That erstaunen, daß sie, nach den schrecklichen Opfern, welche ihnen der letzte Aufstand gekostet hat, dem bedrohlichen Treiben eines ebenso schlauen als fanatischen Feindes nicht mehr Wichtigkeit beilegen.

Spricht man in Europa von dem muhamedanischen Fanatismus, so denkt man nur an den Islam im westlichen Asien; nun darf man aber nicht vergessen, daß der Cheïk-ul-islam von Konstantinopel in den Augen seiner Glaubensgenossen von Peichaver, Delhi, Lahore, nicht viel mehr als ein Ungläubiger ist; so sehr hat sich die Lehre in Centralasien verfeinert. Für den Norden Hindostans leuchtet die Fackel der wahren Frömmigkeit, nicht in Stambul, sondern in Bokhara."

Man kann indessen nicht leugnen, daß die jetzige Politik der englischen Regierung schließlich eine moralische und materielle Verbesserung der Bevölkerung und des Landes zur Folge haben wird. Die Steuern sind schwer, wenigstens relativ; aber der Betrag wird größtentheils den Armen und den öffentlichen Arbeiten zugewandt. Man widmet sehr beträchtliche Summen dem Baue von Straßen und Berieselungskanälen, sowie der Unterstützung der Eisenbahnen. Die Regierung hat den Aktionären Garantie gegeben, und diese haben bis 1872 bereits 1500 Millionen auf den Bau jenes großartigen Eisenbahnnetzes verwandt, welches heute alle bedeutenden Centralpunkte des Reiches verbindet und die fruchtbarsten Gegenden durchschneidet.

Fortschritt ist also vorhanden, und die Zukunft läßt sich erkennen, allein alle diese dem Handel und der Industrie gewährten Aufmunterungen beginnen kaum einen Einfluß auf das Loos der Massen zu üben.

Auch darf man nicht vergessen, daß die Engländer selten nach Indien kommen, um sich dort nieder zu lassen; das Klima ist für Europäer nicht geeignet; sie gehen daher fort, sobald sie sich bereichert

haben. So bezahlt Hindostan jährlich eine Brandschatzung von 150—200 Millionen an Engländer, welche sich dort nur als Fremdlinge betrachten. Es ist eine langsame, aber sichere Abzapfung aller Lebenskräfte, unter welcher das Land unfehlbar verarmen muß, und welche gar Manches erklärlich finden läßt.*)

So weit W. Torrens. Zur Ergänzung mögen einige Mittheilungen aus Garcin de Tassy (La langue et la litérature hindostanes, Revue annuelle. Paris 1878) dienen:

Unter den Engländern und Amerikanern schwinden die Vorurtheile gegen den Islam immer mehr. Ed. Salisbury der ihn eifrig in Schutz nimmt, sieht ihn schon brüderlich zur Seite des Christenthums auf der Bahn der Cultur weiter schreiten. Wie sehr hat man den Islam verkannt! Man beschuldigt Mahomet, sagt Garcin (p. 73), den Fatalismus gelehrt zu haben, und er spricht doch eben so deutlich wie es in der Bibel geschehen ist, von der menschlichen Freiheit und der Verantwortlichkeit für unsere Handlungen. Der gelehrte Badger macht blos die Türken für die Scheußlichkeiten verantwortlich, die im Namen Mahomets begangen wurden; der Rev. Mr. Hughes und John Browe bezeichnen Mahomet als einen der größten Männer, welche die Welt hervorgebracht habe. Viele andere englische Schriftsteller urtheilen ebenso. Dazu kommt noch, daß dem Erwachen des muselmanischen Fanatismus auch das Wachsthum einer liberalen Richtung im Schooße des Islams gegenübersteht. Die Errichtung des großen muselmanischen Collegiums zu Aligarh, welches 100,000 Lstr. kostete, ist das Werk dieser liberalen Moslems. Die steigende Ausbreitung des Islams in China, im russischen Asien und in Afrika, wovon die Muhamedaner Hindostans durch ihre Journale genau

*) „Die Lage Indiens," sagt Montgomery-Martin, „kann mit der eines hungerleidenden Menschen verglichen werden, welchem man trotzdem täglich durch Aderlässe Blut entzieht, woraus nothwendiger Weise Atrophie, Convulsionen, Tod folgen müssen."

unterrichtet werden, ist auf die Stimmung, das Selbstgefühl derselben nicht ohne Einfluß geblieben. Bekehrungen von Europäern zum Islam sind in Indien nicht selten. Kurz, hier verräth noch nichts, wie bei den Hindu, einen zunehmenden Verfall der alten Religion.

An dem letzten russisch-türkischen Kriege nahmen, berichtet Garcin de Tassy, die 40 Millionen Muhamedaner Hindostans den lebhaftesten Antheil. Ihre Journale Alîgarh Akhbâr und Awadh Akhbâr hielten ihre zahlreichen Leser auf dem Laufenden über alle Ereignisse; Subscriptionen für die Türken wurden überall eröffnet, die Frauen selbst steuerten mit ihrem Schmucke dazu bei; in den Moscheen wurden die Russen verflucht; Dichter schrieben Quitas, Cacidas und Gazals voll muhamedanischer Entrüstung und Begeisterung; kurz, die Köpfe wurden von Glaubensbegeisterung so heiß, daß viele indischen Moslems zu den Waffen griffen und in die Reihen ihrer türkischen Brüder traten. — So hätten durch jenen Krieg die Engländer in einem künftigen Kampfe mit Rußland an ihren Muhamedanern eine nicht zu verachtende Vormauer gegen einen Einfall in Hindostan gewonnen, — wenn sich auf die Treue und Dankbarkeit von Fanatikern zählen ließe. Der Beweis des Gegentheiles wird in Europa — nutzlos — so oft wiederholt, daß es kaum nöthig ist, daran zu erinnern.

Nach Torrens, Hunter und Garcin de Tassy.

Volk und Natur in Ceylon.

Wir haben soeben, nachdem wir vier lange Tage wie der fliegende Holländer hin und her getrieben wurden, auf der Rhede von Point de Galle in der Coromandelströmung glücklich bei herrlichstem Wetter geankert. Ganz umringt sind wir von den seltsamen Booten der Eingeborenen, kastanienbraune halbnackte Männer, wie Damen frisirt, mit den feinsten Schildpattkämmen und, als wären sie Weiber, ein Stück Tuch wie einen Unterrock um die Hüften gebunden, das ist der ganze Anzug. Und von diesen Kerlen, denen man keinen Kupferkreuzer im Sack zutrauen sollte, sieht man den einen eine kostbare Perlschnur, den andern ein Goldbracelet mit Edelsteinen, den Dritten ein mit verschiedenen Holzarten prachtvoll eingelegtes Kästchen in die Höhe halten, dann Ananas, Bananentrauben mit 170 bis 200 Früchten daran, Bataten u. s. w.

Ceylon war für uns der erste Punkt, wo uns ein ganz fremdes neues Leben entgegentrat, nicht mehr das europäische, wie in Rio und am Kap. Dazu die herrlichste Temperatur, ein fast immer wolkenloser Himmel während unseres Aufenthalts, die üppigste Vegetation, ganz anders in der Ebene, ganz anders in den Gebirgen und auf den höchsten Gipfeln. Ceylon muß einen gewaltigen Eindruck auf Jeden machen, der zum erstenmal dieses Paradies sieht.

Galle mit seinem lebendigen Hafen, den schattigen Kokoswäldern ringsum, macht den lieblichsten Eindruck. Schwärmerisch gestimmt

betrachtete ich an einem herrlichen Abend vom Leuchtthurm herab das prachtvolle Bild.

Könnte man Jemand mit verbundenen Augen auf die Höhe des Leuchtthurms führen und ihm hier die Augen öffnen, Ueberraschung und Entzücken müßte sich in noch weit höherem Grade in seinen Mienen und Ausrufungen ausdrücken, als wenn vor einem Bauernburschen aus einer ungarischen Gegend zum erstenmal der Vorhang eines großen Theaters aufgeht. Ankernde, auslaufende, einlaufende Schiffe vom prachtvollen englischen Dampfer bis zur erbärmlichen chinesischen Dschonke, kleine Felsinseln mit einigen Kokospalmen und Pandanusgebüsch, darunter Korallengärten, durch welche wundervolle rothe und blaue Fische schwimmen, Haifische an einem todten Hund zerrend, Krabben auf steilen Felsen heraufkletternd bis zu der Plattform, auf der die schlanke Säule des eisernen Leuchtthurms sich erhebt.

Am Meer und am Hafen die prachtvolle Scenerie der Kokoswälder, in denen unzählige Häuser versteckt liegen, über dem Kokoswalde in immer höheren Stufen dunkle Waldberge hinauf bis zu dem spitzen Felsenkegel des Adamspiks in blauer Ferne.

Unter den Füßen in Vogelperspektive die Festungswälle und die ganze Stadt mit ihren reinlichen Straßen und netten Häusern, Gärten dazwischen, weidende Zebuochsen, schwarze Schildwachen, Kanonen, lustwandelnde Ladys, durchsichtig weiße englische Kinder mit braunen singhalesischen Ammen, im Festungsgraben die singhalesische Jugend spielend und rauchend, kastanienbraune Knaben mit rabenschwarzen Lockenhaaren, deren einzige Bekleidung in einem Bindfaden oder einem Stück rothen Zeugs um die Hüften besteht, behäbige, stolz einherschreitende Muselmanen, die Juden von Ceylon schachernd, Edelsteine, Ringe, Schmuck und alle möglichen Dinge anbietend, daneben die weibisch aussehenden Singhalesen mit Zopf und Kamm am Kopfe, den Oberkörper nackt, von den Hüften bis zu den Knöcheln ein weißes Tuch, wie ein Weiberunterrock, häßliche Betel kauende Singhalesinnen, Buddhapriester in langem schwefelgelbem Gewand, Kopf und Bart nackt abgeschoren,

englische Midshipmen in rother Jacke mit schwerem Säbel komisch einherschreitend, Perser mit langem Barte und hoher Mütze, kokette, malerisch schöne Hindumädchen, Nase, Ohren, Stirne, Arme und Beine behangen mit Gold und Edelsteinen — das sind die bunten Elemente des Bildes, das man vom Leuchtthurm von Galle aus überblickt.

Jedoch ich war damit nicht zufrieden, schon der dritte Tag nach unserer Ankunft brachte mich nach Colombo. Ich weiß nicht, bin ich die 72 Meilen nach Colombo durch einen Palmenwald, oder durch einen Garten, oder durch ein 72 Meilen langes Dorf gefahren. Die Straße ist sehr gut, man fährt im Schatten der Palmen durch den herrlichsten Park, in dem die bunte Menge der Eingeborenen die Staffage bildet. In Colombo blieb ich einen Tag. Da die Royal-Mail-Coach nach Kandy für viele Tage gänzlich besetzt war, so mußte ich den Plan, über Kandy zu gehen, leider aufgeben.

Die alte berühmte Königsstadt habe ich also nicht gesehen, dafür habe ich aber den berühmtesten Berggipfel der ganzen Welt, als heilige Burg verehrt von den Millionen und Millionen, die sich zu Buddhas und Mahomeds Religion bekennen, nach welchem aus dem fernsten Osten und Westen Tausend und aber Tausend seit Jahrtausenden wallfahrten, bestiegen, ich bin 7200 Fuß über dem Meere in Adams, oder wie die Buddhisten sagen, in Buddhas Fußspur gestanden, und habe auf dem gewaltigen Felskegel eine herrliche Mondnacht zugebracht, die Sonne unter uns aufgehen sehen.

Die Reise dahin wurde kurz so ausgeführt: von Colombo bis Ratnapura (Stadt der Edelsteine) ganz bequem in einem Wagen mit unterlegten Pferden zwei Tage; von Ratnapura zu Fuß über Gilimali und Palabatula.

Von Palabatula, dem letzten Bergdorf, hat man 6000 Fuß fast senkrecht auf in Felsen gehauenen Treppen zu steigen, bei der Temperatur unter 6° Breite ein außerordentlich beschwerliches und anstrengendes Geschäft, das aber gänzlich ohne Gefahr und sehr lohnend ist, fort

und fort im tiefsten Schatten der herrlichsten Urwälder, in denen es von Elephanten im eigentlichen Sinne des Wortes wimmelt.

Man muß auf dem schmalen Fußsteig oft tief durch Elephantenmist sich durcharbeiten und sieht an abgerissenen Zweigen des niedergetretenen Bambus, der ganz frisch und unverwelkt da liegt, die frischen Spuren der Elephanten, jedoch ohne diese selbst zu Gesicht zu bekommen, da sie, wie alle andern Thiere, dem Menschen scheu aus dem Wege laufen.

Wir erreichten nach eintägigem Steigen, das sehr viel Schweiß gekostet, gerade im Moment des Sonnenuntergangs die höchste Felsspitze, worauf jene Fußspur. Ein Tempel ist darüber gebaut und neben dem Tempel ein kleines Häuschen für den Buddhapriester während der Wallfahrtszeit, das uns gastlich aufnahm. Man muß die letzte etwa 300 Fuß hohe Felsspitze an eisernen Ketten und auf eisernen Leitern erklimmen.

Der herrlichste Abend belohnte unsere Mühe. Wir thaten uns gütlich beim Thee, Bier und Wein, und Eßwaaren, die unsere Träger mitgebracht, als gegen 10 Uhr Nachts ein Höllenlärm, ein Geschrei sich erhob, und Männer mit Fackeln sichtbar wurden, die an den Ketten zu uns heraufkletterten. Ich wußte, daß man von den Eingeborenen durchaus nichts zu fürchten hat, zumal an so geweihter Stelle, die sie abergläubisch verehren, war aber immer begieriger auf das, was da kommen sollte.

Siehe da, der Erste, der durch die Mauereinfassung der höchsten nur 40—50 Fuß durchmessenden Spitze hereintrat, übergab mir mit tiefem Selam einen Brief, adressirt an Dr. Hochstetter auf dem Adamspik, ihm folgten vier andere, die einen schweren Korb schleppten mit den feinsten Weinen und allen Delikatessen, die man sich nur denken konnte, dazu silbernes Besteck und feinstes Porzellan.

Des Nachts 10 Uhr auf einem einsamen 7000 Fuß hoch aus einer Elephantenwildniß sich erhebenden Berggipfel! Es war der Agent der Regierung in Ratnapura, der uns diese angenehme Ueberraschung

bereitete, der gehört, daß zwei Deutsche zum Adamspik wallfahrten und sie für unpraktisch genug hielt, sich mit nichts zu versehen. Nun schwelgten wir im Ueberfluß, und eine Tafel wurde hergerichtet, wie man sie in einem Wiener Hotel kaum findet.

Es wurde kühl in der Nacht, die Temperatur fiel auf 11° Celsius, aber der sprudelnde Theetopf, der famose Portwein und die winddichte Mauer der buddhistischen Priesterwohnung ließen uns nichts davon merken.

Wir hatten den herrlichsten Sonnenaufgang, der Pik warf seinen Riesenschatten bis weit hinaus über das Meer, die Gebirge von Ceylon lagen klar um uns in der Morgensonne, im Vordergrund die Rhododendronbäume mit ihren purpurrothen Blüthen, die die Spitze des Pik bewalden.

Unser Rückzug nach Ratnapura war ein wahrer Triumphzug. Alle Häuptlinge der Bergdörfer waren angewiesen, uns alle in ihren Kräften stehenden Dienste zu leisten. Sie befanden sich am Wege mit ihren Leuten und brachten hier Kokosnüsse zur Labung, hier Geflügel; wir fanden ganze Tafeln aufgeschlagen, Zelte bereitet; in Talabatula waren Palankinträger und Fackeln bereit, und gefolgt von 50 bis 60 Menschen, hochthronend auf bequemem Tragsessel, beleuchtet von einem Dutzend Fackeln, zogen wir in der Nacht durch die Wälder des niedern Landes von Gilimali und Ratnapura. So reist man in Ceylon.

Ferdinand Hochstetter.
(Weltumseglungsreise der k. k. österr. Fregatte Novara.)

Indische Bilder.

Leben und Treiben in Bombay.

Culturgeschichtliche Bedeutung Bombays. — Volksleben. — Ein Schulfest. — Das Thierhospital. — Toleranz. — Straßenscenen. — Begräbnisse. — Landplagen.

Für den Ethnographen ist Bombay die merkwürdigste Stadt Asiens; die verschiedensten Völkertypen und Trachten dreier Welttheile haben sich hier ein Stelldichein gegeben, von dem die volkreichsten Bazars der türkischen und arabischen Städte nur annähernd ein Bild geben können. Bombay (jetzt fast 800 000 E.) besteht aus mehreren gesonderten Städten: einer europäischen (8 000 E.), einer hindostanischen (über 600 000 E.), einer arabischen oder vielmehr muhamedanischen (150 000 E.) und einer chinesischen; außerdem treibt sich auf den Quais und in den Straßen eine wechselnde Bevölkerung von 60—70 000 fremden Kaufleuten, Seeleuten und Pilgern herum, denn die Stadt ist der Landungs- und Stapelplatz für Perser, Araber, Afghanen, Afrikaner und für zwei Drittel der in Indien importirten Europäer, sowie der Einschiffungsplatz für alle Pilger nach Mekka, Karbala oder Nadjif. Man kann sich demnach das buntfarbige Völkergewimmel in den Straßen denken.

In keiner indischen Stadt haben sich die Eingeborenen trotz ihrer orientalischen Tracht der europäischen Cultur mehr genähert als

in Bombay. Viele sprechen und schreiben englisch. Für den Kenner ostindischer Sitte ist es ein erfreuliches Schauspiel, auf den hier überall circulirenden Pferdeeisenbahnen jene langen mit Schutzdach versehenen, von Pferden gezogenen, oft auch von einem Dutzend laut singender Hindu vorwärts geschobenen Wagen zu sehen, in denen trotz aller sonst so schroffen Kastenunterschiede und Antipathien Brahmanen, Sudras, Europäer, Muhamedaner und Parsen friedlich neben einander sitzen. Grant Duff bemerkt mit Recht, daß Bombay wegen seines Völkergemisches und seiner commerciellen und geistigen Thätigkeit zwischen der christlichen und orientalischen Cultur dieselbe Vermittlerrolle übernehmen wird, die das alte Alexandria zwischen den Völkern am Mittelländischen Meere spielte.

Das „Schulfest", welches die Stadt Bombay dem Prinzen von Wales bei seiner Anwesenheit im Jahre 1875 gab, dürfte ein bedeutsames Vorzeichen der künftigen Verschmelzung des Morgen= und Abendlandes sein. Unter einem ungeheuren überdachten Raume, erzählt Goblet d'Alviella, hatte man mit Früchten und Kuchen beladene Tische für mehr als 10 000 Kinder aller Rassen und Religionen aufgestellt. Gegen 3 Uhr Nachmittags verließen die verschiedenen Schulen ihre Lokale und zogen mit Musik und Fahnen nach dem Festplatze. Hier kam eine Schaar junger Parsenmädchen in sammetnen Röckchen und goldgestickten Mantillen, dort ein Pensionat reizender weißgekleideter Engländerinnen oder eine Schule kleiner Hindu in all dem buntglänzenden aber wirkungsvollen Flitterstaat, womit die Eingeborenen ihre Kleinen herauszuputzen pflegen. Es läßt sich kaum ein originellerer Aufzug denken: es war ein Miniaturbild des babylonischen Völker= und Religionsgewirres der indischen Halbinsel.

Die Frauen genießen hier größere Freiheit als im übrigen Indien: sie stehen oft gruppenweise und unbedeckten Gesichtes plaudernd an den Straßenecken. Wie in Bengalen dienen viele als Lastträgerinnen. Ein kurzes enges Jäckchen und ein um die Lenden geschlagenes Tuch ist ihre ganze Bekleidung. Sie tragen die Lasten auf dem Kopfe und

stützen sie mit hocherhobenen Armen, wodurch ihrer kleinen wohlgebildeten Gestalt eine gerade anmuthige Haltung gegeben wird.

Fast die gesammte innere oder „schwarze“ Stadt (Native Town oder Black Town) wird von den äußerst primitiv aussehenden Wohnungen der Hindu gebildet, die nur als Schutzort gegen die sengenden Strahlen der Sonne zu dienen scheinen. Die Vorderseite der niedrigen Häuschen (von durchschnittlich 7 Meter Höhe) ist nach der Straße zu geöffnet und dient gleichzeitig als Kramladen und Wohnung, in welcher auf engstem Raume oft eine sehr zahlreiche Familie mit allen Hausgeräthen zusammengedrängt ist. Alle Glieder der Familie sitzen an ihren Beschäftigungen und rauchen dabei meistens ihre seltsamen Schlangenpfeifen.

Es ist für den Europäer höchst interessant, die Hindu hier bei ihren verschiedenen Handwerken thätig zu sehen. Am meisten Aufmerksamkeit verdienen die Buden mit Holzarbeiten und kupfernen Kunstgegenständen. Jedermann kennt die reizenden indischen Kästchen von Sandelholz mit ihren feinen Sculpturen und farbenschillernden Rauten. Diese kleinen Meisterwerke verfertigen halbnackte Hindu in düstern kleinen schuppenähnlichen Buden am großen Bazar. Jeder Arbeiter hockt auf dem Boden und hält mit den Füßen ein Sandelholzbrettchen fest, welches er mit einem kleinen Stichel ziselirt. Die Möbel, die in ebenso einfacher Weise verfertigt werden, sind mit so überaus zarten Arabesken, mit so ungeheuerlichen Götter- und Thier-Gestalten, mit so anmuthigem Blätterwerk bedeckt, daß man der Versuchung, einige zu kaufen, schwer widerstehen kann.

Die Straßen, welche diese Verkaufs- und Arbeitsbuden bilden, werden in einem Theile der schwarzen Stadt, beiderseits von hohen hölzernen oder auch ziegelsteinernen Häusern eingefaßt, welche mit zahlreichen, bunt gemalten Verandas mit Holzpfeilern und Sculpturen geschmückt sind, wodurch allein schon Bombay von den muhamedanischen Städten Asiens sich bedeutend unterscheidet.

Einer meiner ersten Besuche, erzählt Rousselet, galt dem von

der mildthätigen Sekte der Jaïnas unterhaltenen Thierhospital im Mittelpunkte der schwarzen Stadt.

In Folge ihres Glaubens an die Seelenwanderung achten die Hindu das thierische Leben selbst im Ungeziefer, welches sie plagt, in der Schlange und im Tiger, die jedes Jahr Tausende von ihnen tödten. Sie rühren deshalb kein Thierfleisch an. Nach dem Morde eines Brahmanen ist die Tödtung eines Ochsen das größte Verbrechen. Aus diesem Grunde hat die englische Regierung in den weiten Hallen des Centralmarktes die Verkaufsstellen des Ochsenfleisches mit einem Bretterverschlage umgeben lassen, um sie den Augen der vorübergehenden Hindu zu entziehen.

Das Thierhospital, dessen übler Geruch die ganze Gegend verpestet, umfaßt mit seinen zahlreichen Ställen und Höfen einen Raum von 2000 Quadrat-Meter. Man betritt zuerst einen von Schuppen umgebenen Hof, in welchem sich die invaliden Ochsen, Kühe, Pferde, Schafe, Esel, Hunde und Katzen im merkwürdigsten Durcheinander befinden. Hier kommt ein altes Pferd mit einer großen Binde um den Kopf, dort ein Ochse mit einem Lichtschirm über den Augen oder ein Esel mit verbundenem Beine, eine hinkende Kuh, ein halblahmer Hund; andere liegen auf frisches Stroh gebettet, es sind die Ganzlahmen, Blinden und Greise. Ueberall gehen Diener umher, welche die Thiere pflegen, reinigen und mit Nahrung versehen. Einige waren so krank und leidend, daß ich den Hindu, meinen Führer, fragte, weshalb man nicht durch Tödtung ihren Qualen ein Ende mache. „Behandelt ihr Europäer eure Kranken auf solche Weise?“ war seine Antwort.

Man gelangt hierauf in den Hof der zweibeinigen Thiere. In diesem Thierparadiese können alte Raben und kahle, schäbig aussehende Geier, die alle Verbrechen begangen haben, friedlich ihr Leben beschließen. Blinde Enten, uralte Spatzen, hinkende Hühner und federlose Falken sitzen hier einträchtig in derselben Ecke und harren des Augenblicks, wo ihre Seele den altersschwachen Leib verläßt und eine neue Wanderung antritt.

In andern Abtheilungen dieser Arche sieht man Ratten und Mäuse, Schlangen, Insekten und besonders viele vor Alter blödsinnig gewordene Affen.

Die frommen Hindu schicken nicht blos Invaliden in dieses Spital, sie kaufen auch von den Metzgern zu demselben Zwecke Ochsen und Schafe; so befanden sich dort beim Besuche des Grafen Goblet d'Alviella nicht weniger als 2000 Ochsen und 500 Schafe in Pension.

Die Anstalt, welche eine Menge Diener und der Thierarznei kundige Wärter unterhält, hat sogar Nebenanstalten auf dem Lande für Thiere, welche Luftkuren gebrauchen müssen. Die durch Privatwohlthätigkeit bestrittenen Kosten dieser Spitäler betragen jährlich fast 200 000 Mark.

Dieses manchem lächerlich erscheinende Institut ist jedenfalls ein beredtes Zeugniß für die Herzensgüte und Menschlichkeit des Hinduvolkes, welches in seiner mildthätigen Liebe keines der von der höchsten Gottheit erschaffenen Wesen hülflos leiden lassen will, und nicht nur Krankenhäuser jeder Art fürstlich ausgestattet, sondern sogar für arme Reisende überall Gasthäuser (Dharamsâlas) errichtet hat, worin sie unentgeltlich verpflegt werden.

In Bombay kann man wie in England und Amerika sich durch den Augenschein davon überzeugen, daß die große Zahl der Sekten bei der ihnen gewährten vollständigen Freiheit die Toleranz befördert und im Verkehr ein höchst ungezwungenes savoir-vivre zu Wege bringt. Die an Gesichtszügen, Farben und Trachten so verschiedene Menge der Hindu, Parsen, Muhamedaner, Chinesen, Neger und Malaien bewegt sich in der unbefangensten Weise plaudernd, lachend und Handel treibend auf den Straßen.

Allerdings sitzt hier und dort an einer Straßenecke ein scheußlicher halbnackter Fakir, Gebete oder Verwünschungen murmelnd neben einem Korbe, der zum Almosensammeln dient; auch sieht man wohl einen Hindu vor irgend einer budenartigen kleinen Kapelle, worin vor einem gräulich bemalten Götzen eine Lampe brennt, stehen bleiben, die

Hände falten und, nachdem er einige Gebete gesprochen, den Finger in einen zinnoberrothen Topf tauchen, um sich auf die Stirne das unterscheidende Zeichen seiner Kaste oder Sekte zu machen, worauf er das Glöckchen der Kapelle zieht und sich nach einer tiefen Verbeugung entfernt.

Anderswo kauern an dem Tank oder heiligen Tempelteiche ein halbes Dutzend Joghis unter einem riesenhaften Banianenfeigenbaume und reiben sich den Rücken mit Asche, während andere Hindu im Teiche ihre täglichen Abwaschungen vornehmen.

Plötzlich staut die Menge. Der Native policemen im blauen Rocke und gelber Mütze, der seinen symbolischen Stock mit einer seiner Londoner Amtsgenossen würdigen Gewandtheit handhabt, hat große Mühe Platz zu machen. Ein in Seide und Gold gekleideter Raja reitet auf einem Vollblut-Araber heran, hinter ihm seine Minister und drei oder vier Sipoys in großer Uniform, die Lanze in der Faust.

Nicht selten begegnet man Leichenzügen. Ist der Sarg mit Blumen bedeckt, so geht der Zug nach dem muhamedanischen Friedhof. Bedeckt den Leichnam ein dessen starre Formen schlecht verhüllendes Tuch, so ist es ein Hindu, den man zum Verbrennen hinausträgt. Bilden Parsis die Begleitung des Verstorbenen, so geht es nach den „Thürmen des Schweigens", wo derselbe in freier Luft den Raben und Geiern preisgegeben wird.

Der Platz für die Leichenverbrennungen der Hindu liegt am Strande auf einer hohen Granitterrasse, deren Fuß nur bei der Ebbe zugänglich ist. Die Scheiterhaufen werden dort reihenweise aufgestellt; auf der einen Seite sitzt ein Holzhändler, der Material dazu verkauft, auf der andern liegen mit fratzenhaft aussehenden Gesichtern die Leichen, die der Reihe nach verbrannt werden sollen.

Die Leute zeigen nicht die geringste Betrübniß oder Sammlung: die einen spalten Holz oder stellen den Scheiterhaufen zusammen, die andern sitzen oben auf der Mauer, blasen in ihre Instrumente oder heulen — lachend — ein Grablied. Mitten in diesem Lärm und abscheulichen

Rauche treiben sich Kinder umher, welche zum Spiel Schädel und Knochen, Ueberbleibsel früherer Verbrennungen, in das Meer werfen.

Ist der Scheiterhaufen fertig, so legen die Verwandten den Leichnam darauf und bedecken ihn mit Holz. Hierauf tritt der älteste Sohn oder nächste Verwandte des Verblichenen heran; er schlägt sich unter lautem Jammergeschrei auf die Brust, ergreift einen Feuerbrand und zündet den Scheiterhaufen an. Sobald die Flamme in die Höhe steigt, nähern sich die Verwandten und werfen Oel hinein. Bald erscheint der Leichnam als eine glühende Masse in Mitten des brennenden Holzstoßes. In diesem Augenblicke ergreift der Hauptleidtragende, wenn der Verstorbene ein Brahmane ist, eine eiserne Keule und zerschmettert mit einem einzigen Schlage den Schädel, um der Seele das Entweichen zu gestatten. Nach Vollbringung dieser letzten Pflicht geht er zu den Uebrigen, welche oben rund herum auf der Mauer sitzen, ruhig über ihre Geschäfte plaudern und ihre Houkah dabei rauchen. Wenn Holzstoß und Leiche zu Asche verbrannt sind, so begießt man den Platz und wirft die etwa übrig gebliebenen Gebeine in einen Winkel oder in die See. Mit Ausnahme des nackten und scheußlichen Leichnams auf dem Scheiterhaufen hat die Ceremonie nichts Abstoßendes, nur muß man seine Geruchsorgane außer dem Bereiche des Rauches halten.

Eine große Unannehmlichkeit des Aufenthaltes in Bombay lassen wir von Rousselet beschreiben:

Seit meiner Ankunft hörte ich so viele entsetzliche Schlangenabenteuer erzählen, daß ich wirklich unruhig wurde. An den ersten Tagen schritt ich nur mit größter Besorgniß über die grasbewachsenen Pfade in der Nähe meiner Wohnung im Mazagon-Viertel. Da mir jedoch kein gefährliches Reptil aufstieß, so wurde ich weniger vorsichtig. Das bekam mir schlecht, denn vor einigen Tagen trat ich unversehens auf eine sehr schöne Schlange, die wüthend darüber, heftig gegen mein Bein fuhr. Ohne meine Stiefel wäre ich verloren gewesen. Ich war so betroffen über die Plötzlichkeit des Angriffs, daß ich das Thier ruhig entwischen ließ. Da es mir jedoch in meinem Garten zugestoßen war,

so ließ ich sofort das hohe Gras abmähen. Meine Leute fanden darin eine prachtvolle schwarze Cobra (Brillenschlange), die man an dem fehlenden Giftzahne als die erkannte, welche mich angefallen hatte. Sie war von bedeutender Größe (5½ Fuß), und ich konnte mit Muße sehen, wie der ausgedehnte Halsschild über ihrem zurückgezogenen Kopfe eine Art Hut bildet, weshalb die Portugiesen sie Cobra di capello, Hutschlange, nennen.

Eine andere nicht weniger furchtbare Schlangenart bevölkert ebenfalls meinen Garten: die von den Engländern so genannte Minute snake, Minutenschlange, eine der kleinsten giftigen Reptilien, da sie meistens nur 15—20 Centimeter lang wird. Sie sieht wie ein schwarzer, gelbgefleckter Wurm aus; ihr Biß tödtet in kaum 96 Secunden. Ueberhaupt ist das Mazogon-Viertel kein Wohnort für furchtsame Leute. Keine Vorsichtsmaßregel vermag die Reptilien aus dem Hause zu halten; draußen kann man keinen Schritt thun, ohne zu befürchten, auf eines derselben zu treten. Nachts klingt unheimlich das laute Zischen der auf der Jagd befindlichen Brillenschlange fast wie das Glucksen eines Huhnes.

Im Mai ist es hier nachts fast unmöglich zu schlafen, denn alles, was Leben hat, scheint sich zu einem allgemeinen Tumulte zu vereinigen. In einem benachbarten Tempel schlägt ein Priester auf eine Trommel, wahrscheinlich um irgend einen Götzen anzurufen. Schweigt endlich die Trommel, so unterbricht die laute tiefe Stimme eines Riesenfrosches oder das Geschrei von Eulen die Stille, während Schakale um Garten und Haus streichen und ihr melancholisches Geheul anstimmen, worauf alle Pariahunde des Stadtviertels in gleicher Weise antworten. Allseits zirpen Millionen von Heimchen und Heuschrecken, die vollends jede Hoffnung auf Ruhe vernichten; gegen Morgen vereinigen sich damit die lauten Stimmen aller erwachenden Vögel. Man steht müde und unerquickt auf.

Nicht selten hat man als Mitbewohner eine ungeheure Bândykout-Ratte, die im Stande ist eine Katze zu erwürgen, oder übelriechende Moschusratten, auch große Fledermäuse, die zu hunderten um die Bäume

fliegen, gerathen durch das Fenster, welches der Hitze wegen offen stehen muß, in das Zimmer. Von der Hauptplage, den blutgierigen Mosquitos, die man morgens an dem Netze hängen sieht, habe ich noch nicht gesprochen. Im Fort, dem europäischen Viertel, hat man ebenso darunter zu leiden, wie in den andern Stadttheilen, da die Insekten eine indische Landplage sind.

Sitzt man abends bei Tische, so fliegen sie von den Lichtern angezogen in zahllosen Schaaren und von allen Arten in das Zimmer. Die lange, zierliche, grüne Mantis setzt sich auf den Tisch und fängt an, ihre Glieder wie flehentlich auszustrecken. Myriaden von Motten kommen mit Flügeln, die aus dem zartesten Gold- und Silbergewebe geformt zu sein scheinen. Dann gibt es ein langes, dunkelgelbes, hornissenartiges Insekt mit zahllosen Gelenken, bei dessen Anblick man unwillkürlich schaudert; ferner Fliegen mit rubinrothem oder smaragdgrünem Körper; große Käfer, bis an die Zähne in schwarzer, fester, glänzender Rüstung und mit Fühlhörnern gleich furchtbaren Spießen. Diese Käfer sind so stark, daß sie ein Weinglas, unter das man sie gebracht hat, mit sich umherschieben. Vergebens bemühen sich die Tafeldiener, diese Thiere fern zu halten. Manche fliegen in die Lichter, viele fallen in die Gläser und auf die Teller.

Alle diese Unannehmlichkeiten und Landplagen mögen manchem Europäer den Aufenthalt in Bombay, wie überhaupt in Tropenländern, verleiden, allein die Gewohnheit, die Kenntniß der verschiedenartigsten Schutzmittel dagegen, sowie die bald gemachte Erfahrung, daß ihre Gefährlichkeit sehr übertrieben wird, lassen sie ihn in kurzer Zeit erträglicher finden, als es in den ersten Tagen möglich scheint. Das Klima ist jedenfalls gesunder in Bombay als in Kalkutta, Madras und überhaupt in den Küstenstrichen am indischen Ocean. (S. hierüber den interessanten Aufsatz von Bastian: Zur Beurtheilung eines tropischen Klimas. Geogr. u. ethnol. Bilder. Jena 1873.)

Nach Rousselet, Cotteau, Goblet d'Alviella u. A.

Bilder aus dem Leben der Paria.

I.

Die Geburt und der Tod in der Dschungel.

Die Schilderungen des Lebens der Paria von Beobachtern, welche wie Dubois, Anquétil u. a. Gelegenheit hatten, sie genauer kennen zu lernen, als die gewöhnlichen Eisenbahnreisenden, enthüllen uns ein entsetzliches Bild sittlichen und materiellen Elendes. Die Paria der Städte machen davon keine Ausnahme; sie haben kaum etwas Menschliches mehr an sich, wie Jacolliot, der als Chef des Parquets zu Pondichéry und als Tribunals-Präsident zu Chandernagor jeden Augenblick mit ihnen zu thun hatte, berichtet, und seine Mittheilungen stimmen mit den düstern Schilderungen des Freundes und Pensionärs der Engländer, Dubois, überein.

Die von den Brahmanen und Kschatrijas gegen die Paria geschmiedeten Gesetze, welche ihnen den Gebrauch des Feuers, den Genuß reinen Wassers und des Getreides, die Niederlassung in festen Wohnsitzen, ja selbst ein menschenwürdiges Begräbniß untersagen, sind das Scheußlichste, was je zur Unterdrückung und Verthierung von Menschen ausgesonnen wurde. Der Paria lebt von Zwiebeln und Aasfleisch und kann sich nur in der Dschungel, ungesehen, andere Nahrungsmittel erlauben. Seine ganze Familie dient der abscheulichsten Prostitution, wozu seine Kinder systematisch erzogen werden.

England hat bis jetzt trotz seiner vielen philanthropischen Gesellschaften für die Paria nichts gethan; es kann und darf es nicht, ohne das Kastensystem anzugreifen und durch die fürchterlichste aller Revolutionen seine Herrschaft auf's Spiel zu setzen. Es hält seine 200 Millionen Hindu in Gehorsam nur unter der Bedingung, daß es die Brahmanenkaste schont und durch Verleihung von Stellen im Heere, in der Magistratur, im Finanzdepartement und in andern Verwaltungszweigen für sich gewinnt. Wollten die Engländer wirklich die Paria heben, so müßten sie zu allererst dieselben zu Bodenbesitzern machen*), was sofort eine unbeschreibliche Entrüstung und Wuth der höheren Klassen erregen würde.

(Man darf, wie die Franzosen zu thun pflegen, die Engländer in dieser Beziehung nicht allzu scharf, d. h. ungerecht, beurtheilen; sie befinden sich bei ihrem unzweifelhaft guten Willen einer äußerst schwierigen Culturaufgabe gegenüber, die bei einem seit Jahrtausenden in Barbarei versunkenen Volke sich durch Maßregeln in kurzer Zeit durchaus nicht lösen läßt; haben doch die Paria selbst einen von Franzosen gemachten Versuch, sie seßhaft zu machen, vereitelt. B.)

Die Hauptstämme derselben in Südhindostan sind die Couroubarous, Hausirer mit Salz, Matten, Körben, und Wahrsager; die Kolla-Bantrous, die vom Diebstahl leben, ebenso wie die Kanodjys und die gefürchteten Lambadys; die Otters oder Brunnengräber; die Pakanattys, Pflanzensucher; die Dombers, Gaukler und Seiltänzer; die Kahdous-Pourouvers, zum Theil umherziehende Ackerbauer; die Soliyourous, Medizinmänner; die Malai-Condiairious, Palmweinmacher; endlich die Yerous-Varais, die social am höchsten stehen und sich als Feldarbeiter den Bauern vermiethen.

---

*) In einigen Provinzen dürfen sie allerdings Dörfer bilden, aber nur an abgelegenen Orten. Sie haben aber kein Besitzrecht auf das von ihnen ausgerodete und bebaute Land, welches ihnen die Bewohner des nächsten Dorfes nach Belieben abnehmen können. Es gibt daher sehr wenige Ackerbauer unter ihnen.

Die Geburt eines Kindes veranlaßt in einer Pariafamilie keine religiöse Ceremonie, nicht einmal eine Freudenbezeugung; mehr als die Hälfte der Kinder stirbt in den ersten Monaten durch die Sorglosigkeit oder selbst durch die verbrecherische Hand der Eltern.

Die Mutter macht in einem Winkel der Hütte ein Loch in die Erde, bekleidet es mit trockenem Grase und Blättern, legt das neugeborene Kind hinein und geht an ihre Arbeit, ohne sich um dessen Geschrei zu bekümmern; die Brust erhält es erst am folgenden Tage. Muß sie ausgehen, so legt sie zum Schutze gegen Fliegen und Moskitos einen breiten Stein darüber; seitwärts bleibt nur eine kleine Oeffnung frei, um Luft einzulassen.

Liegt die elende Hütte mitten in der Dschungel, so ereignet es sich häufig, daß die Mutter bei ihrer Rückkehr den Stein beseitigt und das Loch leer findet; ein Schakal oder eine Hyäne, durch das Geschrei des Kindes herbeigezogen, hat dasselbe weggeschleppt. Die arme Frau ist trostlos, denn selbst bei dieser heruntergekommenen Rasse ist das Muttergefühl noch vorhanden; allein sie darf nicht zu laut klagen, denn sie würde den Schlaf ihres Mannes stören und mit Stockschlägen dafür gezüchtigt werden.

Das Pariakind wird schon von der zweiten Woche an entwöhnt und mit Suppe aus Wurzeln und Kräutern ernährt. Zuweilen gibt eine Ziege ihre Milch her; aber der Mangel an Lebensmitteln ist oft so groß in der Hütte, daß der Mann die Ziege tödten muß und das Kind zu Grunde geht. An Erziehung ist nicht zu denken; das Kind kriecht, sich selbst überlassen, in und vor der Hütte wie ein Vierfüßler oft bis zu dem Alter von vier Jahren herum. Mit dem sechsten Jahre muß es bereits zum Lebensunterhalte der Familie beitragen.

Die Geburt des Paria ist ein trauriger Moment, dem folgenden elenden Leben schon ganz entsprechend; sein Tod in der Dschungel ist ein ebenso entsprechendes Ende, fast möchte man sagen Résumé des durchlebten materiellen und sittlichen Elendes durch einen Akt der Vernichtung

des heiligsten Familienbandes, der das Herz jedes Menschenfreundes mit Grausen erfüllen muß.

Der Hindu aller Kasten stirbt angesichts eines heiligen Wassers und wird von seinen Angehörigen, wenn die Todesstunde gekommen, an den Ganges, den Godavery, den Cavery, die Khrischna oder auch, wenn er zu weit vom heiligen Flusse wohnt, an den nächsten Pagodenteich getragen. Ist ein Paria dem Tode nahe oder aus Altersschwäche und Krankheit unfähig, für seinen Unterhalt zu sorgen, so tragen ihn seine Söhne oder andere Angehörige in die Dschungel und setzen ihn als Fraß den wilden Thieren aus.

Man legt den Greis auf eine Tragbahre von Zweigen, bedeckt ihn mit Blumen und bringt ihn so an den abgelegenen Ort, den man gewählt hat. Träger und Begleiter singen dabei abwechselnd die Strophen eines Liedes, dessen entsetzlicher Eindruck noch dadurch vermehrt wird, daß der älteste Sohn jedesmal der Vorsänger ist. Nichts schildert drastischer das Elend der Parias und die dadurch bewirkte Lockerung der heiligsten Familienbande:

Der älteste Sohn.

Heda! Schmeißt das alte, unnütze Gerippe da vom Strohlager!

Verwandte und Träger.

Ho ha! Ke ha! Die Schakals werden diesen Abend ein leckeres Mahl halten.

Der älteste Sohn.

Er kann nicht mehr gehen, und wir können es nicht für ihn thun.

Verwandte und Träger.

Ho ha! Ke ha! Die Aasgeier werden diesen Abend ein leckeres Mahl halten.

Der älteste Sohn.

Er kann zu seiner Nahrung im Walde keine Kräuter und Wurzeln mehr suchen, und wir können sie nicht für ihn sammeln.

Verwandte und Träger.

Ho ha! Ke ha! Die schwarzen Hühnergeier werden diesen Abend ein leckeres Mahl halten.

Der älteste Sohn.

Seine Zähne sind verschlissen, wie die eines alten Elephanten; er kann nicht mehr essen, und wir können nicht für ihn beißen.

Verwandte und Träger.

Ho ha! Ke ha! Die Hyänen werden diesen Abend ein leckeres Mahl halten.

Der älteste Sohn.

Er kann nicht mehr auf die Kokosnußbäume klettern und auf den Feldern der Vellayers (Bauern) die Früchte stehlen, und wir können nicht mehr für ihn stehlen.

Verwandte und Träger.

Ho ha! Ke ha! Die Wölfe werden diesen Abend ein leckeres Mahl halten.

Der älteste Sohn.

Er kann seinen Krug nicht mehr tragen, um sich Wasser zu holen, und wir können es für ihn nicht tragen.

Verwandte und Träger.

Ho ha! Ke ha! Alle Thiere brüllen vor Freude; sie werden diesen Abend ein leckeres Mahl halten.

Der älteste Sohn.

Er sieht nicht mehr, er spricht und hört nicht mehr; kann denn ein anderer Mensch für einen Leichnam sehen, sprechen und hören?

Verwandte und Träger.

Ho ha! Ke ha! Wenn alle ihren Antheil haben werden, wird für die Würmer nichts übrig bleiben.

Der älteste Sohn.

Heda! Schmeißt das alte, unnütze Gerippe hin! Der Bauch der Schakale ist der Kirchhof der Paria!

Verwandte und Träger.

Ho ha! Ke ha! Eilt alle herbei, ihr Bewohner der Dschungel, hier habt ihr ein gutes Mahl für diesen Abend.

Darauf wird der Greis auf seinem Blätter- und Blumenbette seinem Schicksal überlassen, und die Nacht ist noch nicht verstrichen, so ist schon nichts mehr von dem Unglücklichen übrig geblieben; die wilden Thiere haben sich auf seinen Körper gestürzt, bevor noch der Athem aus ihm entwichen war.

II.
Die Parialitteratur.

Vom Cap Comorin bis an den Himalaya leben mehr als 40 Millionen Paria in einem Zustande des sittlichen und geistigen Verfalles, in einer barbarischen Verworfenheit, von dem sich der Europäer schwerlich eine Vorstellung machen kann. Und dennoch hat diese in Unzucht und Trunksucht versunkene, ehrlose und aller edlen Gefühle baare Rasse ein philosophisch wie sittlich gehaltvolles Buch: Das Buch der Pflichten von Tirouvallouva*), sowie eine Anzahl von Fabeln, Erzählungen und Dramen hervorgebracht, auf die jedoch selbstverständlich der zusammenfassende Begriff „Literatur" kaum angewandt werden kann. Während „das Buch der Pflichten", vielleicht das Werk eines aus seiner Kaste verstoßenen Brahmanen, eine schöne Reminiscenz des Mann zu schein scheint, spiegeln die übrigen Phantasieprodukte der Paria nur deren ganze Sittenlosigkeit, aber auch deren ganze Wuth gegen die höheren Klassen wieder.

Die umherziehenden Bänkelsänger und Schauspieler kennen keine

---

*) d. h. der göttliche (tirou) Pariapriester (Vallouva), so nennen es die Brahmanen, welche auch das Werk hochschätzen.

Zügel, keine Rücksicht auf Anstand; es ist unmöglich, irgend ein Pariadrama, eine Erzählung für Europäer zu übersetzen. Merkwürdigerweise sind dagegen ihre Fabeln, deren es eine ziemlich große Anzahl gibt, von den in der Volksliteratur sonst so gewöhnlichen Schamlosigkeiten frei. Sie charakterisiren sich aber alle durch eine zurückstoßende Verhöhnung alles dessen, was unter die Begriffe von Ehre, Muth, Entsagung, Mäßigkeit, Menschenwürde fällt; sie lehren alle die Moral des Krieges gegen die menschliche Gesellschaft, wie sie in Europa die Bagnos und Verbrecherzellen hervorbringen. Die folgenden Proben werden dem Leser einen Blick in die Gedankenwelt dieser unglücklichen Menschen eröffnen, für welche die Engländer aus Rücksicht gegen die Brahmanen und die andern Volksklassen bis jetzt noch nichts gethan haben.

III.

Pariafabeln.

1. Der Brahmane und das heilige Wasser.

„Wer will heiliges Gangeswasser haben, um sich von seiner Unsauberkeit rein zu waschen? Wer will heiliges Gangeswasser?“ ... rief jeden Morgen ein Brahmane an der Thüre seiner Pagode.

Die Menge eilte herbei und trug für reichliche Opfer einige Tropfen der kostbaren Flüssigkeit davon.

Der Brahmane, früher so schofel wie ein Paria, hatte eine Pilgerreise nach dem heiligen Strome gemacht, und das mitgenommene Wasser brachte Ueberfluß in sein Haus.

„Was wird aus uns werden?“ sagte eines Tages seine Frau, als sie sah, daß der Vorrath ausging. „Ist es nicht traurig, wieder in Armuth zu verfallen, nachdem wir in solchem Ueberfluß gelebt haben?“

„Schweig," entgegnete ihr der Brahmane, „jetzt wo wir im Rufe stehen, Gangeswasser zu besitzen, werden wir dessen so lange verkaufen, als Wasser im Brunnen ist."

* * *

Schwachköpfe lassen sich immer durch den Schein täuschen; mache, daß du ihr Vertrauen gewinnst und ziehe Nutzen daraus.

---

2. Der Schakal und der Sudra.

Ein Schakal schlich sich Nachts in das Gehöfte eines Sudra und, nachdem er alle Hühner erwürgt, trug er sie nacheinander in seinen Schlupfwinkel.

Als er das Letzte holte, wollte er in seiner Freude über seinen guten Fang nicht fortgehen, ohne den Göttern für das ihm widerfahrene Glück zu danken.

Dabei erhob er jedoch seine Stimme so laut, daß die Frau des Sudra, die nicht schlief, ihren Mann weckte.

„Hörst du nicht auch," sagte sie zu ihm, „die Stimme des Schakals in unserem Hühnerhofe?"

Der Sudra stand auf, ergriff einen Knüttel und schlich sich ganz sachte hinter das Thier in dem Augenblicke, wo es in seiner Freude das Gelübde that, eine Wallfahrt nach dem Ganges zu unternehmen.

Mit einem einzigen, wohlangebrachten Hiebe zerschmetterte er dem frommen Beter das Kreuz, so daß dieser sein Gebet im Aufenthaltsorte der Todten vollenden mußte.

* * *

Vertraue niemals den Göttern, die schönste Anrufung hat noch nie einen guten Knüttelhieb abgehalten.

---

3. Die beiden Füchse.

Carataka und Damanaka, zwei wegen ihrer Durchtriebenheit berühmte Füchse, beschlossen, sich zusammen zu thun, um ihr Leben angenehmer und weniger anstrengend zu machen.

Am ersten Tage wurde durch das Loos dem Carataka die Obhut der Höhle zugewiesen, während Damanaka auf die Jagd ging.

Er erwischte zuerst eine Turteltaube auf ihrem Neste und verschlang sie mit ihren Eiern. „Ich muß doch zuerst," sagte er, „an die Stillung meines eigenen Hungers denken; nachher will ich für meinen Gefährten sorgen."

So sagte und handelte Damanaka den ganzen Tag. Als er gegen Abend mit einem magern Ibis, den er an einem Bache gefangen hatte, heimkehrte, sagte er zu sich selbst:

„Ich will doch diesen schlechten Bissen nicht heimbringen, Carataka würde sonst sagen, ich hätte selbst die besten Stücke gegessen," und er verspeiste gierig auch den Ibis.

Nun setzte er eine betrübte Miene auf und kam mit verstelltem Hinken zu seinem Kameraden:

„Ich habe lange", sagte er zu ihm, „einem höchst appetitlichen Zicklein nachgestellt, allein seine Mutter hat sich auf mich gestürzt und mich mit einem Stoße ihrer Hörner so zugerichtet, wie du siehst. Vielleicht wirst du auf deinem Ausgange glücklicher sein."

Carataka beklagte sehr seinen Freund. — „Soll ich dir," sagte er zu ihm, „ein Pflaster, wie ich es von meinem Vater, einem Arzte, zu machen gelernt habe, auf dein Bein legen?"

„Nein," antwortete Damanaka, „aber hole mir lieber etwas Nahrung, denn ich sterbe vor Hunger, wenn du mir nicht hilfst."

Carataka ging nun auf die Jagd. Als der Abend kam, sah ihn Damanaka zur Höhle herankommen, aber noch weit ärger hinken, als er selbst Abends vorher gethan hatte.

„Du bringst mir nichts?" sagte er zu ihm, „hast du denn nichts

bekommen?" — „Doch," erwiederte Carataka, „ich habe einen Stockschlag bekommen, der mich in diesen Zustand versetzt hat. Ich hatte dasselbe Zicklein angetroffen, das dir gestern entging; die Mutter war abwesend, und ich wollte mich eben seiner bemächtigen, als ein Sudra, der über die Herde wachte . . ."

„Genug," sagte Damanaka, indem er in ein Gelächter ausbrach; „es ist doch besser, daß wir unsere Verbindung aufgeben; denn ich sehe wohl, wir würden beide nur alle zwei Tage essen."

* * *

Zwei Füchse, zwei Affen, zwei Brahmanen, zwei Aerzte können unter demselben Dache nicht zusammen leben.

IV.

Ein Paria-Epigramm.

Was sehe ich dort unter dem Schatten der Tamarinde so glatt und glänzend wie die Frucht des Vangou?

Sollte man nicht sagen, es wäre das Schild einer im Sande schlafenden ungeheuren Schildkröte oder der Wanst eines den Strom hinabtreibenden Leichnams?

Es ist weniger als das.

Was sehe ich denn dort unter dem Schatten der Tamarinde so glatt und glänzend wie die Frucht des Vangou?

Sollte man nicht sagen, es wäre ein ungeheurer Oelkuchen oder eine riesige Blase, die der Wind hin und her schüttelt?

Es ist weniger als das.

Was sehe ich denn dort unter dem Schatten der Tamarinde so glatt und glänzend wie die Frucht des Vangou?

Es ist nur der von Reis strotzende Bauch des Brahmanen Arounassala, der im Schlafe der Verdauung pflegt.

Nach L. Jacolliot.

Scenen aus der Hungersnoth und der Cholerazeit.

Nach Wamhope, Valbezen und Graf E. de Warren.

I.

Gemälde einer Hungersnoth in Indien. — Menschenhandel aus Noth.

Von den Schrecknissen einer Hungersnoth in Indien hat man in Europa keinen Begriff; sie bilden die entsetzlichste Anklage gegen die Ostindische Compagnie, welche nur auf die herzloseste Ausbeutung des Landes bedacht, einerseits die blühenden Manufacturen, die Nahrungsquelle von Millionen armer Hindu, durch die englische Concurrenz vernichten, andrerseits das großartige Bewässerungssystem zerfallen ließ, wodurch die früheren Beherrscher Indiens das Volk vor Mangel an Lebensmitteln geschützt hatten. Die Compagnie hatte allerdings einige Arbeiten in Nordwest-Indien vornehmen lassen, dagegen Bengalen und die andern Provinzen vernachlässigt.

Ganze Provinzen wurden wieder zu Wildnissen. Indiens Schätze wurden ausgebeutet und erschöpft, aber für die Eingeborenen, welche sie hergaben, nichts gethan; zahllose Dämme und Teiche zerfielen oder wurden durch Ueberschwemmungen zerstört und mit dem Ackerbau verschwanden auch die Einwohner aus ganzen Landstrichen. Zum Beweise, daß ich nicht übertreibe, führe ich ein englisches Zeugniß an aus der Indian News (Monatsblatt für indische Statistik) vom 9. Mai 1845, worin gesagt wird, daß in einem einzigen Bezirk der Präsident-

schaft Madras, in Nord-Arcot, in einem einzigen Jahre die Zahl der zerstörten Teiche sich auf nicht weniger als 1100 belief.*)

Erst seit der Uebernahme der Regierung durch die Krone haben die Engländer umfassende Wiederherstellungsarbeiten unternommen. Die Hungersnoth von 1874 war schon etwas weniger intensiv, doch können Scenen, wie die, welche wir aus dem Return East Indian Bengal and Orissa famine part. II. nach der Aussage des Richters Wamhope vor dem Untersuchungscomité zu Cuttack mittheilen, noch immer vorkommen.

„Ich kam zu Midnapore am 6. März 1866 an und bemerkte in der Umgegend der Stadt abgemagerte und ausgehungerte Hindu, welche hie und da wildwachsende Früchte auflasen und keine andere Nahrung zu haben schienen. So sah es bei meiner Ankunft aus, und man versicherte, niemals etwas Aehnliches gesehen zu haben.

Ich hatte über zahlreiche Fälle von Dacoïty (Diebstahl mit Einbruch) zu urtheilen, welche augenscheinlich Menschen, die dem Hungertode nahe waren, verübt hatten. Dieses war auch die Ueberzeugung meines Amtsgenossen am Tribunal.

Manche Angeklagte erkannten sich als schuldig, indem sie Mangel an Nahrung als Entschuldigung angaben. Fast ohne Ausnahme gehörten die Delinquenten den in den Dschungeln lebenden Stämmen an.

Als ich von Hougly den 10. nach Balosore reiste, erblickte ich auf dem Wege von Calcutta nichts Außergewöhnliches; aber 20 Meilen jenseits Midnapore sah ich mit Betrübniß die characteristischen Zeichen einer Hungersnoth.

Die Dörfer sahen wie verlassen aus; Männer, Frauen und Kinder waren bloße Gerippe, und überall wo ich anhielt, wurde ich von ausgemergelten Bettlern umdrängt.

---

*) In the year 1827, no fewer than 1100 tanks burst in North Arcot alone, after that district had been under British care for a quarter of a century, and so, whole district are depopulated and fall back into state of nature.

Diese Schauerscenen nahmen auf der Straße von Dantoun nach Balosore noch zu. Niemals hatten meine Augen ähnliche Bilder gesehen; alle Gesichter trugen das Gepräge der Verzweiflung. Ich kann mich gar nicht mehr daran erinnern, wo ich auf die ersten Leichname stieß, so zahlreich waren sie.

Zu Balosore befanden sich 3000 ausgehungerte Menschen, welche in dem Dhurmsala (Hospital) ernährt wurden. Nichts war scheußlicher als die Umgebung der Stadt: die Wege, die Felder waren mit lebendigen Skeletten bedeckt, welche Holz sammelten, um den von unsern Agenten ihnen gegebenen Reis zu kochen. Hunderte dieser Elenden lagerten an der Landstraße: es waren nur noch mit schwarzem Pergament bedeckte Knochen.

Allmählich strömten alle diese ausgehungerten Skelette der Umgegend in Balosore zusammen, und die Lage verschlimmerte sich noch mehr. Die Zahl der Todten nahm zu; der Zustand der Neuangekommenen war so entsetzlich, daß er jeder menschlichen Hülfe spottete.

Am 2. Juli kehrte ich von Balosore nach Calcutta zurück. Die Regengüsse hatten die Straßen unwegsam gemacht. Die Schrecknisse, welche ich auf meiner Reise sah, übertrafen alles, was mir bis dahin vorgekommen war; es lagen überall Leichen und Sterbende mitten im Kothe."

Der Rev. A. Miller sagte vor derselben Commission folgendermaßen aus:

„Gegen Ende des Mai begannen die Eingebornen in ziemlich beträchtlicher Anzahl der Hungersnoth zu unterliegen, aber die Monate Juni, Juli und August waren die verhängnißvollsten. Die Eingeborenen starben zu Hunderten auf dem Lande und an abgelegenen Orten, wohin man ihnen keine Hülfe bringen konnte.

Ging man zufällig über Land, so sah man überall eifrig mit Leichenfraß beschäftigte Schakale und Raubvögel. Müßte ich die Zahl der Gestorbenen abschätzen, so würde ich, um nicht zu übertreiben, sagen, im Bezirk von Orissa sei ein Viertel und in dem von Balosore

ein Drittel der Bevölkerung verschwunden. Man schlägt die Zahl der täglich zu Balasore Gestorbenen etwas übertrieben auf 1000 an; es haben aber doch an den schlimmsten Tagen die Karren 290—300 Todte an den Fluß gebracht.

Das Gemälde des Elendes der Bevölkerung ist keineswegs übertrieben. Diese Unglücklichen ertragen ihre tödtlichen Leiden mit einer merkwürdigen Ergebung. Nichts, rein gar nichts von dem, was ich gelesen oder gehört habe, kann eine Vorstellung von den schauderhaften Scenen dieser Hungersnoth geben. Ich habe allerdings nie gehört, daß Hindu das Fleisch der von ihren religiösen Gesetzen verbotenen Thiere berührt hätten, aber es ist gewiß, daß Einige ihre todten Kinder aßen. Ich habe von einem ganz vertrauenswürdigen Manne gehört, daß er gesehen habe, wie eine Mutter und ihr Sohn beschäftigt waren, eine Kindesleiche zu verzehren."

In Zeitschriften und in Berichten von Reisenden, welche Indien nur flüchtig durcheilt haben, findet sich nicht selten die Behauptung, die Hindu seien unter englischer Regierung freier, wohlhabender und glücklicher, als sie Jahrhunderte lang vorher gewesen. Meistens haben jene Berichterstatter in gutem Glauben geschrieben und die Kehrseiten der englischen Herrschaft nicht gekannt. Graf Warren, der neun Jahre lang als Offizier in Indien stand, beleuchtet auf folgende Weise die oberflächliche Schönfärberei des Herrn von Jancigny, welche vor dem letzten Aufstande die Runde durch die europäischen Zeitungen machte:

„Wie kann man von glücklichen Zuständen in einem Lande sprechen, wo die Mütter oft gezwungen sind, für ein Stück Brod ihre Töchter zu verkaufen?

Eines Tages saß ich in dem offenen Laubengange meines Hauses zu Bellary. Der Himmel war dunkelblau, die Luft lau und balsamisch duftend, und dennoch verheerten Hungersnoth und Seuche das Land. Der Monsum war später und weniger stark wie sonst eingetreten, so daß ein Theil der Ernten mißrathen war. In einem Lande, wo Arbeiter und Handwerker von der Hand in den Mund leben, wo es

keine öffentliche Unterstützungsanstalt gibt, ist ein solches Unglück das Todesurtheil für einen Theil der Bevölkerung. In Mitten des allgemeinen Leidens hatte sich mein Regiment bewundernswerth benommen; alle, Offiziere wie einfache Soldaten, hatten sich bemüht, die schuldvolle Gleichgültigkeit der Regierung durch beträchtliche Geldopfer von ihrem Solde wieder gut zu machen. Allein wir waren bald mit unsern Hülfsquellen zu Ende und das Elend nahm immer mehr zu.

Während ich so über diesen Jammer nachdachte, sah ich zwei Frauengestalten den Baumgang meines Gartens heraufkommen. Einen Augenblick blieben sie zaudernd stehen, dann traten sie näher, fielen einige Schritte vor mir auf die Kniee, und eine derselben schleppte sich zu mir heran und küßte den Saum meines Rockes.

Als sie die Hand ausstreckte, um den Schleier wegzuziehen, glaubte ich die Finger eines Todtengerippes zu sehen; ihr Gesicht, das sich nun zeigte, mit seinen hohlen Wangen und seinen aus dem Kopfe hervortretenden Augen haftet unvergeßlich in meinem Gedächtnisse wie das Bild des personifizirten Hungers.

„Saheb“ (Herr), sagte sie zu mir, „ich habe seit vier Tagen nichts gegessen. Gestern habe ich meiner Tochter hier unsere letzte Handvoll Reis gegeben! Mein Schwiegervater ist schon gestorben; mein Mann dem Tode nahe! Kaufen Sie mir meine Tochter ab; ich gebe sie Ihnen für 100 Rupien (250 Francs): die eine Hälfte davon soll den Wucherer bezahlen, die andere wird meinen Mann retten und uns noch für einige Monate Lebensunterhalt geben. Nehmen Sie meine Tochter als Sklavin! Sie ist so schön und wird es Ihnen vergelten. Sie sind ja so gütig; sie wird nicht unglücklich sein. Ich verlange nur, daß Sie dieselbe während Ihres Aufenthaltes in Indien nicht verlassen; gehen Sie fort, so mag geschehen, was Brahma und Ihrem Edelmuth gefällt.“ — Und das arme Weib zerfloß in Thränen.

Ich war so schmerzlich bewegt, daß ich zuerst keine Antwort geben konnte. Sie glaubte, daß ich zögerte, ihr Anerbieten anzunehmen. Sie eilte sofort zu ihrer Tochter hin, hob sie auf und nahm ihr den Schleier ab.

„Sehen Sie,“ sagte sie mit hervorbrechendem mütterlichem Stolze; „ist meine Tochter nicht schön und eines Sultans würdig?“

In der That, es war ein dreizehnjähriges Kind, aber so entwickelt, wie man es in unserem nördlichen Klima mit zwanzig Jahren ist, mit jenen schönen asiatischen Augen, jenen langen Augenwimpern, jener goldfarbigen durchscheinenden Haut, jener antiken Bildsäulenbüste, jenen feenhaften Füßen und Händen, welche aus der indischen Venus eine der köstlichsten Schöpfungen machen. Die Mutter konnte wirklich stolz darauf sein. Aber welche Stufe des Elendes hatte sie erreichen müssen, um zu einer so entsetzlichen Maßregel zu greifen!

Der Mann war ein armer Weber, der selbst in besseren Tagen kaum so viel verdiente, um seinem Kinde ein neues Gewand, seinem alten Vater einen Komli (Mantel von grober Wolle) zu geben und sich am Ende des Jahres vielleicht einen neuen Turban zu kaufen. Die Hungersnoth hatte ihn ohne Hülfsquellen überrascht; er verdiente kaum die Nahrung der Frauen; er selbst und sein Vater aßen seit einer Woche nicht mehr. Jeden Tag schnürten sie den Leibgürtel enger und arbeiteten wie gewöhnlich ohne eine Klage. Endlich starb der Vater, und der Sohn, dessen Kräfte schwanden, war nahe daran, ihm zu folgen.

Seine Frau hatte nur einen Gedanken: ihn und ihre Tochter um jeden Preis zu retten. Charakterfestere Männer als ich wären der Versuchung unterlegen, denn die Kleine war blendend schön. Aber ich kannte den Vater; er wäre vom Hungertode nur gerettet worden, um aus Gram über seine Schande zu sterben. Ich gab die 100 Rupien und ließ das Mädchen gehen.

Nach Wamhope (1874), E. de Valbezen (1875) und Graf E. von Warren.

II.

Der Ausbruch der Seuche. — Die Cholera im englischen Lager.

An einem schönen warmen Februarabend des Jahres 1843, zur Zeit, wo die Sonne ihre ganze Kraft wiedergewinnt, die Morgen- und Abendstunden jedoch noch wonnig frisch sind, hatte ich meinen täglichen Schnellritt um die Wälle nach den ersten Abhängen der „Kupferberge" vollendet, und ich kehrte, wie gewöhnlich, heim auf der schattigen Allee der „schwarzen Stadt". Der Vollmond strahlte in einem Lichtglanze, wie er nur in den Tropenländern zu seiner ganzen Entfaltung gelangt; kein Windhauch bewegte die kleinsten Zweige der Bäume, deren dunkle, unbewegliche Umrisse sich auf dem Goldstreifen der Landstraße abzeichneten. Von der Ruhe und Schönheit dieses Augenblicks ergriffen, ritt ich im Schritte, in tiefes Sinnen versunken und das Ohr leihend dem taktmäßigen Gange meines Pferdes und dem Summen der Insekten, als plötzlich meine Aufmerksamkeit durch ein durchdringendes Geschrei aus der offenen Veranda eines Ladens geweckt wurde.

Ich kannte den Besitzer: es war ein reicher Sonar (Juwelier), der oft für mich gearbeitet hatte. Unwillkürlich ritt ich theilnehmend näher und drängte mich durch den dichten Kreis von Leuten, der sich um das Haus gebildet hatte.

Beim Scheine der Fackeln erblickte ich ein Tcharpaë (Bett), auf dem ein junger Mann von siebenzehn Jahren, der einzige Sohn des Juweliers, sich wie eine von einem Säbelhiebe getroffene Schlange in entsetzlichen Krämpfen wälzte. Die Augen waren schon starr, erloschen und glasig; zuweilen hob eine galvanische Convulsion den Sterbenden in die Höhe; er machte Anstrengungen zum Erbrechen und fiel dann erschöpft auf die Kissen zurück.

Ich hatte Tags vorher Gelegenheit gehabt, diesen jungen Mann zu sehen; gestern hatte er noch eine recht ansehnliche Körperfülle; seine Hautfarbe war schwarz und glänzend wie Ebenholz. Vierundzwanzig Stunden waren noch nicht verflossen, und an die Stelle dieser Körper-

fülle war die scheußlichste Magerkeit getreten; seine Wangen waren hohl, seine Farbe war seltsam weiß geworden und hatte all ihren Glanz verloren; ich konnte ihn kaum wiedererkennen.

Seine Mutter, eine kaum fünfunddreißig Jahre alte, aber trotzdem ganz abgelebt aussehende Frau, stand am Fuße des Bettes, zerraufte sich die Haare unter herzzerreißendem Geschrei und suchte sich den Kopf an der Mauer zu zerschmettern.

Der Vater war ruhiger: er blieb lautlos, aber sein Gesichtsausdruck war entsetzlich. Er hatte sich den Turban von seinem bis auf einen kleinen Haarbüschel kahlen Kopfe gerissen; sein Körper war nackt und von Kopf bis zu Fuß mit Asche bedeckt. Er saß da mit gekreuzten Beinen und murmelte Verse des Korans, welche er durch Wehelaute und starre Blicke unterbrach, die er auf die Zuschauermenge warf, während der obere Theil seines Körpers sich wie der hin- und herschwingende Pendel einer Standuhr vor- und rückwärts bewegte.

Ich versuchte ihn anzureden: „Mahomet Schah, Mahomet Schah," wiederholte ich ihm mehrmals, „kann ich für Ihren Sohn nichts thun? Soll ich ihm Arzneien schicken?"

Lange Zeit hörte er mich nicht; als er mich endlich erkannte, antwortete er mit hohler Stimme: Meur jata saheb, kaejullab; dann mit einer Anstrengung: Allah kerim! (Er stirbt, Herr, es ist die Cholera ... Gott ist groß!)

Betrübten Herzens und mit dem Vorgefühl kommenden Unglücks ritt ich heim. Das Studium wäre mir an diesem Abende unmöglich gewesen; ich verzichtete darauf und begab mich zu einer geselligen Versammlung meiner Kameraden in einem von dreien unserer Lieutenants bewohnten Hause. Einer der Tischgenossen war der junge Campbell, dem ich bei der Bewerbung um eine Lieutenantsstelle durch meine Kenntniß des Hindustani den Rang abgelaufen hatte und der nun in Erwartung einer andern Stelle auf seine Kosten beim Regimente diente. Wir waren fünfzehn bis zwanzig junge Offiziere, die, verheirathet oder nicht, hoffnungsvoll in die Zukunft blickten und sich des Lebens freuten.

In freier Luft um einen langen Tisch geschaart, den der Mond beleuchtete, genossen wir die frische Abendluft und zechten um die Wette.

Während die Diener unserer Wirthe uns mit indischer Verschwendung Thee, Kaffee, Bier, Punsch und Grog einschenkten, umhüllten uns dichte Tabakswolken, aus denen jedesmal ein Freudengeschrei hervorbrach, wenn ein Trink- oder Liebeslied gesungen worden war.

Nach echt englischem Brauche folgten Toaste auf Toaste, die bald das Gelächter, bald den Beifall der Zecher erregten. Einer der Leichtsinnigsten machte einen seltsamen Eindruck auf mich. Ein junger Springinsfeld ließ uns die Gläser füllen, um auf diesen Wunsch eines verwegenen Ehrgeizes zu trinken: A bloody war and a sickly season! (Ein blutiger Krieg und eine ungesunde Jahreszeit!) Dieser Wunsch oder vielmehr diese Gotteslästerung sollte bald gestraft werden.

In unserer ganzen Gesellschaft waren nur zwei sorgenvolle Gesichter: das meinige und das des jungen Campbell. Letzterer war den ganzen Tag auf der Jagd gewesen: er war von kräftiger Körperbeschaffenheit und niemals einen Augenblick krank gewesen.

Ich bemerkte jedoch, daß er oft vom Tische wegging und jedesmal bei der Rückkehr seine Miene noch finsterer aussah; ich glaubte selbst einige Krämpfe zu sehen, welche denen glichen, die ich eine Stunde vorher bei dem Sohne des Juweliers bemerkt hatte.

Der Regimentsarzt Doktor Rudledge saß neben mir. Da ich meine Besorgniß nicht länger zurückhalten konnte, so flüsterte ich ihm zu: „Die Cholera ist im Lager und jener junge Mann scheint mir unwohl zu sein!"

Die Cigarre entfiel seinem Munde, von dem das Lächeln schwand. Da er jedoch nicht der Fröhlichkeit der Gesellschaft mit einem Schlage ein Ende machen wollte, so stand er mit gleichgültiger Miene auf und nahm unsern jungen Kameraden bei Seite. Hierauf gingen beide hinaus und der Doctor kehrte allein zurück.

Das Wort, welches er beim Eintreten aussprach, hallte wie ein Alarmruf in allen Herzen wieder und trieb die Versammlung auseinander.

Am folgenden Tage übergaben wir der Erde die bereits in Fäulniß

übergegangene Hülle des jungen glänzenden Schotten. Durch ein sonderbares Zusammentreffen langte die offizielle Nachricht von seiner Ernennung zum Lieutenant gerade noch rechtzeitig an, um auf seinem Grabe durch die dreifache Salve von Flintenschüssen begrüßt zu werden.

Nichts ist so großartig und so rührend, wie ein Begräbniß bei der englischen Armee. Außer der zur Ausführung der letzten Salven commandirten Truppenabtheilung, deren Größe sich nach dem Range des Verstorbenen richtet, folgt das ganze Regiment ohne Waffen und alle Offiziere der Besatzung, den bloßen Degen abwärts gekehrt unter dem linken Arme, dem Sarge vom Todtenhause bis zur Grabstätte. Die Militärmusik stimmt die Melodie vom „Sizilianischen Seemann" an, worauf Sauls erhabenes Lied folgt. Diese beiden Melodien wechseln unaufhörlich ab, während der Takt durch die wie Kanonenschüsse donnernden Noten der großen Trommel bezeichnet wird. Auf dem Friedhofe bildet das Bataillon ein Viereck um das Grab; der protestantische Geistliche, seine Gehülfen und die Offiziere bilden das Centrum desselben. Der Geistliche liest jenes wundervolle Gebet des anglikanischen Rituals: In the midst of life we are in death; dann folgen die traurigen Worte: „Geben wir die Erde der Erde, den Staub dem Staube wieder!" Man wirft einige Schaufeln Erde auf den Sarg, dann knallen die Gewehre und

Sur l'aile de la foudre l'âme est partie!

Der schrille Ton eines Flageolets gibt das Zeichen zum Abmarsch; die Truppen bilden eine Colonne und ziehen ab unter den Tönen eines lebhaften leichtfüßigen Walzers, den die Regimentsmusik ausführt. Welch sonderbarer Gegensatz! Es soll geschehen, um den Muth neu zu beleben, aber diese lustigen Melodieen schienen nur den Tod zu verhöhnen und verdoppelten meine Traurigkeit.

Es war das erste Schlachtopfer; aber die schreckliche Seuche hatte ihre Fahne auf unsern Wällen aufgepflanzt. Drei lange Monate hindurch sahen wir Tag für Tag unsere Gefährten, Offiziere wie Soldaten, Greise und kräftige Jünglinge, Frauen und Kinder fallen. Jeden Tag

wohnten wir dem Leichenzuge bei, jeden Tag wiederholten wir jene beiden Todeslieder, die schließlich in träumerischen Augenblicken aus Zerstreutheit von uns gesungen wurden. Jeden Tag bekamen die anmuthigen Walzer einen höhnischeren Anstrich, obgleich das Zusammenspiel schwächer wurde, da auch die Musiker der Seuche ihren täglichen Tribut brachten.

Das Leben verlor unter diesen peinlichen Eindrücken jeden Reiz für uns: wurde man von der Krankheit ergriffen, so behielt man seine ganze Ruhe bei und starb mit der größten Gleichgültigkeit. Schrecken war höchstens bei den Starken vorhanden, welche denselben in Orgien unter wilden und mystischen Gesängen zu ersäufen suchten, deren Refrain manchmal lautete:

One cup to the dead already!
Hurrah for the next that dies!

Gegen Anfang des Mai schien die Seuche abzunehmen; ihre Streiche fielen weniger sicher; die Cholera war in Cholerine ausgeartet, und viele Kranke kamen mit dem Leben davon. Man hatte sich auch endlich entschlossen, das Regiment aus dem unheilvollen Fort in eine Ebene zu versetzen, wo die Luft gesunder war und die Krankheit allmählich verschwand. Ich war einer der zuletzt Ergriffenen und wurde nur durch die aufopfernde Pflege der Familie des Dr. Mac-Leod gerettet.

Als ich am 1. Juni wieder unter die Fahnen trat, war das Regiment seit drei Tagen in seine Kasernen zurückgekehrt. Bei der Abendparade sah ich mit schmerzlicher Bewegung die großen Lücken in unsern Reihen. Es waren umgekommen: ein Viertel der Offiziere und 130 Unteroffiziere und Soldaten von einem schwachen 700 Mann zählenden Bataillon, dazu noch 20 Frauen und mehr als 50 Kinder. Aber der menschliche Geist ist besonders beim Soldaten elastisch, und der moralische Eindruck der Seuche war bald verwischt. Kurze Zeit nachher ging beim Regimente alles wieder munter und frisch seinen alten Gang.

Nach Graf Eduard von Warren.

Ein englischer Indigo-Pflanzer in Bengalen.

Nach Forbes.

Wer gesund ist, Sonnenhitze ertragen kann, etwas Arbeit liebt, für den ist das Leben eines Indigopflanzers mit nicht allzu viel Arbeit, kräftigen Vergnügungen und nur wenigen Sorgen wie geschaffen. Der Indigopflanzer wohnt bequem, hat zu gewissen Zeiten viel Arbeit, zu anderen viel Muße, findet nach einem ein= oder zweistündigen Ritte Gesellschaft, hat seine Tageblätter, Bücher, Zeitschriften, Jagdvergnügen, und kann in zweimal vierundzwanzig Stunden, wenn er will, nach der Hauptstadt Kalkutta gelangen.

Eine Indigopflanzung stellt ein großes Kapital dar und wirft, wenn die Wirthschaft gut und das Glück nicht unhold ist, viel Nutzen ab. Jede Pflanzung besteht aus einem Hauptgebäude und einer Anzahl Vorwerke, welche letztere, da sie von dem Mittelpunkte gewöhnlich zu entfernt sind, von Gehülfen verwaltet werden, die den Indigo nicht nur produziren, sondern auch gleich an Ort und Stelle verarbeiten.

Die Laufbahn eines Indigopflanzers ist nicht nur eine angenehme, sondern auch lohnende. Ein oder zwei Jahre muß er daher „ohne Anstellung" unter der Leitung eines Eingeweihten Sprache und Geschäft erlernen.

Hierauf wird er „Assistent," erhält die Leitung eines „Vorwerks" und beginnt seine Indigo=Carrière. Jahrelang mag er in dieser Stellung verbleiben mit dem monatlichen Gehalte von 20 Lstr. (etwa

130 Thaler). Aber diese Summe, gleichviel ob er 20 Lstr. oder später 60 Lstr. monatlich erhält, ist nur ein Theil seiner Besoldung. Er hat sein Bungalo (Bambusrohrhütte), seine Pferde, Diener, Brod, Licht und Gartenerzeugnisse frei. Was er jährlich durch Kommissionen verdient, beträgt allein das Dreifache seines jährlichen Gehaltes, und die „Extras" machen auch ein hübsches Sümmchen aus, so daß ein junger Mann mit einem Anfluge von Sparsamkeit sein ganzes Jahresgehalt bei Seite legen kann. Zeigt er sich gar geschickt und fähig, dann wird er „Leiter" und hat als solcher eine Anstellung in dem Hauptgebäude, Aufsicht über die Vorwerke und ein besseres Einkommen. Mit der Zeit kann er einen Antheil an der Pflanzung erhalten und schließlich gar selbst Pflanzer werden.

Man muß sich indessen nicht vorstellen, daß der Indigopflanzer ein Schlaraffenleben führt. Sechs Monate hindurch muß er täglich von sechs Uhr bis Mittag im Sattel sein und das Pflügen, Säen, Jäten, Ernten u. s. w. bewachen.

Ende Juni beginnt die Fabrikation des Indigo, und dauert bis Anfang September, in der heißesten Jahreszeit, und da heißt es wachsam sein, denn des guten Indiers Begriffe über Mein und Dein werden in der schwülen Sommerhitze etwas wirre, und es ist an den „Assistenten," die Hindus dann aufzuklären und ihre gute Kommission zu verdienen. Fängt aber die kühle Jahreszeit an, dann gibt es nach der alten Regel auf saure Wochen, frohe Feste. Für den Indigopflanzer ist es eine Kleinigkeit, dann einen Ritt von vierzig bis fünfzig Kilometer zurückzulegen um einen „Nachbar" zu besuchen, und selten ist es, daß ein Pflanzer, besonders wenn er verheirathet ist, ohne Gäste zu Tische sitzt. So sicher wird jedesmal auf einen Besuch gerechnet, daß ein oder zwei Couverts immer für etwaige Gäste im Voraus gelegt werden. „Gastfreundschaft," schreibt Herr Forbes, „ist bei den Indigopflanzern keine Tugend; es ist eine Sitte — Gewohnheitssache, und Niemand betrachtet sie als etwas Anderes, denn als das allergewöhnlichste Ding. Fremde und Freunde sind gleich willkommen."

Empfehlungsschreiben sind unnöthig, und die einzige Schwierigkeit liegt in der Erlaubniß, wieder — wegzugehen. Selbst Pferde leiht der Indigopflanzer gern. Wird es nur einen Tag vorher angezeigt, dann kann man zwischen Tagesanbruch und Mittagszeit bequem achtzig Kilometer zurücklegen, und zwar ohne jedes Pferd mehr als für etwa sieben Kilometer zu benutzen. Man findet Alles besorgt, ohne selbst dazu das Geringste zu thun, und oft ohne die Namen der Wohlthäter zu erfahren. A. bei dem man sich aufgehalten, schreibt seinem Nachbar B., ein Pferd bereit zu halten; B. an C. und so fort.

Gelesen wird, nicht als wenn man sich im fernen Indien, sondern daheim befände. Täglich kommen die zwei oder drei Tage alten Zeitungen an, und die englische Post bringt von London Zeitungsauszüge über Europa, die Illustrated News, den unvermeidlichen Punch u. s. w. Jede Gruppe von Fabriken hat ihren Bücher- und Zeitschriftenklub, und es werden keineswegs bloß Romane unter diesen Mitgliedern gelesen, sondern auch ernstere Werke.

Fast jeder Pflanzer gehört zu den „Tirhuter berittenen Schützen,“ und diese kommen gelegentlich in ihren Hauptquartieren zu Uebungen zusammen, und nach den Uebungen giebt es Spiel und oft auch Bälle.

Einmal des Jahres findet große Parade statt und im Hauptquartier wird Inspektion abgehalten, und „Damen in schönem Kranze“ sehen dann zu, wie ihre Väter, Gatten, Brüder und Liebhaber das grause Kriegsspiel üben. Dann gibt es Jagden und dann Wettrennen, und ein indisches Wettrennen dauert oft vierzehn Tage; an jedem zweiten Tage rennen die Rosse, und an jedem zweiten Abend tanzen die Paare.

Auf dem Sanepore-Rennen, das auf der Ebene, da wo der Gandu̇ck in den Ganges mündet, abgehalten wird, kampirt man während des ganzen Festes in Zelten. Große Gesellschaften begeben sich dorthin, und jede Gesellschaft hat ihr eigenes Lager. Essen, Trinken, Tanzen, Kosen ist die Tagesordnung, und von Bombay und Kalkutta, ja von Ceylon strömen Leute herbei, um an den Vergnügungen Theil zu nehmen und ihr Geld und ihre Herzen dort zu verlieren. Dort ist

Amor mit seinen Schießübungen geschäftig wie selten, und unter der heißen Sonne Indiens wirkt die Wunde schnell, bis Hymen sie heilt.

„Ich weiß nichts," schreibt Herr Forbes, „was schöner, reiner und natürlicher wäre, als das Eheleben in dem indischen Mofussil. Die Verhältnisse ihres Lebens scheinen Mann und Weib mit besonders zarten Banden aneinander zu fesseln; sie sind nicht nur Mann und Weib, sie sind auch Kameraden und Freunde. Der Mann wird durch die Ehe gehoben; das Weib sinkt nie. Mein Leben hier bestand nur aus einem fortwährenden Hin- und Hereilen, das mir nur knappe Gelegenheit zu sozialem Verkehr gab; aber es steigen vor mir, während ich schreibe, nicht eines, sondern viele Bilder glücklichen, reinen und häuslichen Familienlebens auf, in die ich, seitdem ich den Ganges überschritten, einen Blick thun durfte."

Zwischen den Pflanzern herrscht, wie wir schon gesehen, ein durchaus kollegiales Leben, was dem Fremden sofort klar werden muß, wenn er hört, wie sich dieselben stets mit nicht immer zarten Spitznamen anreden, so zwar, daß der Reisende oft keinen anderen Namen kennt und nach einer Bekanntschaft von fünf Minuten schon mit „Alligator", „langer Spitzbube" u. dgl. m. die Herren anreden muß.

Aber das schöne Bild hat auch seinen Schatten, einen kleinen nur, denn früher oder später müssen wir alle sterben. Du frühstückst z. B. mit einem Mann, der wie die Gesundheit selbst aussieht und zu Mittag hörst du, daß er todt ist. Es gibt kaum einen Fabrikgarten, in dessen Winkel nicht unter blühenden Sträuchern ein memento mori in Gestalt von Gräbern liegt. Auf einigen der alten Fabriken gibt es ganz kleine Kirchhöfe, wo die Kinder neben alten Leuten ruhen und wo die Geschichte der Fabrik auf den Grabsteinen kurz geschrieben ist.

Forbes in der Daily News.
(Illustr. B.-Z. 1875.)

Beim Maharadschah von Katmandu.*)

Eine Viertelstunde von Katmandu waren zwei schön drapirte Zelte aufgeschlagen, hier wurde der Zug des Prinzen mit Präsentiren des Gewehrs und einer seltsam zusammengesetzten Musik von Pauken, Trompeten, Hörnern, Becken und Dudelsäcken empfangen und bald erschien auch mit glänzendem Gefolge auf einem weißen, goldgeschirrten Roß Matabar Singh, d. h. der „großherzige Löwe", der erste Minister des Radschah: ein stattlicher Mann von schöner Haltung, mit ausdrucksvollen, italienisch-französischen Gesichtszügen. Er trug einen goldenen, chinesischen Rock mit allen erdenklichen Drachenarabesken und war mit Diamanten, Smaragden, Perlen und Ehrenzeichen behängt, darunter auch die große Medaille, auf der seine Ernennung zum lebenslänglichen Minister, mit Gewalt zur Hinrichtung von sieben Menschen, ohne Rechenschaft abzulegen, ausgesprochen war. Als Zeichen der Macht wurde ihm ein Schwert nachgetragen. Ihm folgten zwei seiner Söhne und ein Vetter des Radschah, alle mit glänzenden Waffen, Seidenstoffen und Perlen überladen, dann einige Offiziere in weißrother Uniform. Nachdem die Fluth von Complimenten und allerlei sonderbaren Aeußerungen über Leben und Tod, Gouvernement u. s. w., womit er den Prinzen überschüttete und in Erstaunen versetzte, erschöpft war, bestiegen beide einen kolossalen Elephanten und der seltsame Triumphzug setzte sich in Bewegung, voran eine Musikbande, dann auf Ponnys reitend der Schwarm von Offizieren in indischem Costüm, aber mit englischen Epauletten, und — es regnete leider — mit Regenschirmen in der Hand; dann folgten Soldaten in englischen Uniformen, einige Staatspferde, hierauf mehrere mit Gold-, Silber- und Seiden-

*) J. Kutzner. Reise des Prinzen Waldemar von Preußen in Indien.

stoffen stattlich ausgeputzte Elephanten, welche den Prinzen und dessen Begleiter trugen u. s. w. Alles Schritt vor Schritt gehend und umschwärmt von einer Menge fremdartigen Volkes. Die Stadt selbst machte durch das Aussehen sowohl ihrer Bevölkerung als ihrer zwei- und dreistöckigen Häuser aus Backsteinen erbaut und mit zierlichen dreifenstrigen Holz-Erkern, einen recht günstigen Eindruck, der noch erhöht wurde durch die vielen überall hervortretenden chinesischen Anklänge. In dieser letzten Hinsicht zeichneten sich besonders die Chutiyas aus, mit ihrer mongolischen Gesichtsbildung, den plumpen Zeugstiefeln, dicken Haarzöpfen und groben Filzröcken, Alles von beiden Geschlechtern gleichmäßig getragen, indeß die Urbewohner des Landes, die Newars, wenig mehr als ein buntes Baumwollentuch, die Gorkhas aber, das Erobervolk, Jacken, Beinkleider und sogar Schuhe trugen.

Unter den Gebäuden, deren Dächer überall in aufwärts gekrümmten Hörnern endigen, fielen besonders die zahllosen Tempel auf, die an jeder Straßenecke, auf jedem Plätzchen stehen und die mit ihren kolossalen Steinbildern und den drei- bis vierfachen, weit vorstehenden, vergoldeten und oft mit kleinen Glocken behängten Dächern einen ganz eigenthümlichen auffallenden Gegensatz zu der Bauart der Wohnhäuser bilden. Hierzu kamen die gepflasterten mit Rinnsteinen versehenen Straßen, die Katmandu ein bei Weitem besseres Ansehen gaben, als die Reisenden es bisher in irgend einer indischen Stadt gefunden hatten. An dem Palaste des Radschah, wo einige Würdenträger, Soldaten und sogar eine Reihe von Tänzerinnen aufgestellt waren, ging der Zug vorüber und am andern Ende der Stadt wieder hinaus, nach dem Hause des britischen Residenten, wo sich der Minister mit dem größten Ceremoniel und den schönsten Versprechungen empfahl.

Die Nachbarschaft der mit ewigem Schnee bekleideten Berge, vor Allem aber die hohe Lage des Thales ist die Ursache, daß Katmandu eine für seine geographische Breite, nur vier Grade im Norden des Wendekreises, so milde Temperatur hat. Die mittlere Wärme des Jahres von 13 bis 14 Grad R. kommt der von Neapel und Palermo

gleich, während die des Sommers 10 bis 20, die des Winters aber nicht mehr als 7 Grad R. beträgt, so daß in den meisten Jahren Schnee fallen soll. Dem entsprechend gedeihen hier unter Anderem Gerste, Erbsen, Linsen und fast alle europäischen Küchengewächse, aber auch Baumwolle, Reis und Zuckerrohr, Bataten, Bananen und die schönsten Orangen und Ananas werden noch zur Reife gebracht.

„Wir ritten," schreibt der Prinz, „um die Stadt herum zu den Baracken der Truppen, wo der Minister wieder auf einem prächtigen Schimmel und in Brillanten und Perlen strahlend mit gezogenem Säbel uns entgegenkam. Er bestieg meinen Elephanten und führte uns über den Kasernenhof, wo fünf Regimenter aufgestellt waren und ihre wirklich seltene Gewandtheit im Tirailliren zeigten, zu dem Arsenal, einem sehr einfachen, gewöhnlich als Empfangspalast dienenden Hause, das ein großer Volshaufe umstand. Es enthält Munition und angeblich sechs und dreißigtausend Gewehre, die aber in ziemlich schlechtem Zustande waren. Dort stieg man ab und gelangte durch einen als Vorhof dienenden Orangengarten zum Vorbau des Hauses, wo drei junge Prinzen, Stiefbrüder des Maharadschah, von zehn bis dreizehn Jahren, die Gäste empfingen, Jedem von uns einzeln die Hand gaben und sich sehr gewissenhaft nach unserer Gesundheit erkundigten. Sie machten, besonders der älteste, der einen rothen Turban mit Diamant-Agraffe und Paradiesvogelfedern und einen reichen, langen, rothsammetnen Rock trug, einen recht guten Eindruck; ein alter, complett als Chinese gekleideter Minister, mit langer abstehender Pfauenfeder auf dem schwarzen Barett, der ihren Hofmeister vorzustellen schien, schob sie bald rechts bald links, die Bewegung angebend. Der älteste und der zweite dieser kleinen Jungen sind schon verheirathet, der älteste ist auch bereits Vater. Uns den Weg zeigend giengen sie voran, wobei der Minister mich (nach Landessitte) an der Hand führte; auch Graf Oriollo wurde geführt. Eine recht erbärmliche Treppe, eine wahre Hühnerstiege, ging es nun hinauf. Nach langem Steigen traten wir im dritten Stock in den Audienzsaal, ein ziemlich großes Zimmer mit schmutziggelben Tapeten,

an dessen einer Wand, neben der Thür, zwei Goldrahmenspiegel und vier bis fünf alte häßliche Uhren, rund herum aber eine Anzahl französischer alter Kupferstiche hingen, unter andern Napoleon und der Herzog von Wellington, sowie auch einige Portraits und andere Malereien der Eingeborenen.

„Zu meiner Verwunderung waren Vater und Sohn hier vereinigt; der Minister war auch nicht wenig stolz darauf es so eingerichtet zu haben. Beide kamen mir entgegen und drückten mich (nach Landessitte) ans Herz. Dann setzten sie sich auf einen goldgestickten, mit grüner Sammetdecke belegten Divan an der Hinterwand des kleinen Saales, auf einen andern daneben die drei jungen Prinzen. Die ganze übrige Versammlung nahm auf zwei Reihen europäischer Fauteuils an den Wänden umher Platz, ich selbst aber zunächst dem jungen Maharadschah. Dieser letztere, ein Bursche von fünfzehn Jahren, der schon seine drei Frauen hat, scheint vollkommen die Zügel der Regierung in Händen zu haben. Sein Anzug war sehr reich; ein langes Gewand von Goldstoff, Perlenschnüre um den Hals, Armbänder und Ketten von Smaragden und Brillanten und ein rother Turban mit schöner Diamant-Agraffe. Er sieht dem Vater sehr ähnlich, ist aber äußerst lebendig und reizbar und ich kann mir denken, daß ein verzogenes Kind, wie er ist, gewiß schon ein wahrer Tyrann sein kann. Um den Vater, den frühern Maharadschah, der erst einige dreißig Jahre alt sein soll, aber aussieht wie ein Sechziger, kümmerte er sich gar nicht. Dieser, einfach in Weiß gekleidet, nur auf dem Kopfe einen gelben Turban mit Brillant-Agraffe, saß wie ein altes Weib, entnervt und schweigsam ihm zur Linken, und wenn er einmal wagte eine Frage zu thun, so sah man in den Zügen des Sohnes die tiefste Verachtung sich ausprägen und das sonst nicht unangenehme Gesicht desselben erhielt einen höchst widerwärtigen, unheimlichen Ausdruck.

„Zunächst wurden meine Geschenke auf dem mit weißen Decken belegten Fußboden ausgebreitet und einzeln vorgezeigt; sie erregten viele Freude und Bewunderung. Es waren Waffen und Spieluhren,

auch einige Stücke farbigen Tuches, das hier sehr selten ist. Die Conversation war recht lebendig; sie drehte sich meist um militärische Gegenstände. Höchst verwundert war man darüber, daß ich den Dienst als Lieutenant gethan und daß ich, wie wir Alle und unser König sogar, zu Fuß mit dem Regiment marschirt war. Sie haben ein ähnliches System der Wehrbarmachung wie das unsrige. Im Falle des Krieges greift Alles zu den Waffen; so haben auch denn die höchsten Staatsbeamten einen Rang in der Armee.

„Als die Unterhaltung sich auf meine Reise lenkte, fragte der alte Radschah, ob ich auch in Rom gewesen sei. Er soll lesen und sogar in den europäischen Staaten, was das Statistische anbetrifft Bescheid wissen. Während wir sprachen, tanzten Nautschmädchen ununterbrochen, bei einer furchtbar wirren Musik von Pauken, Violinen und Guitarren, ganz wie die, welche ich in meinem letzten Briefe aus Patna beschrieb; unten spielte zugleich eine Regimentsmusikbande. Wenn Eine der Tänzerinnen aufhören sollte, so wurde ihr ein Shawl über den Kopf gehängt und Geld in die Hand gedrückt und gleich darauf trat eine Andere für sie ein. Sie waren häßlich und unsauber.

„Zuletzt, nachdem die Audienz etwa anderthalb Stunden gedauert hatte, wurden die Geschenke für uns herumgetragen. Keiner von uns Allen ging dabei leer aus. Der Minister hängte mir eine wohlriechende Kette um, zog mir über die Uniform einen kurzen chinesischen Pelzrock und setzte mir eine goldene mit Perlen gestickte Mütze auf. Gleich darauf wurde wohlriechendes Oel und Betel hereingebracht, das Zeichen zum Fortgehen. Beide Radschahs theilten es unter uns aus und umarmten mich. Ebenso geführt wie wir gekommen, zogen wir die Treppe hinunter, setzten uns sogleich theils zu Pferd, theils auf Ponys und ritten, vom Minister begleitet, die Front der aufgestellten Geschütze und der exercierenden Truppen hinunter. Dann ging es im Galopp durch die Stadt nach unserem Quartier zurück.

Reise des Prinzen Waldemar von Preußen.
Auszug von J. Kutzner.

Die Kaste der Brahmanen.

Als die arischen Inder von Nordwesten her in das Fünfstromland eindrangen, zerfielen sie gleich den alten Eraniern in drei Klassen, nämlich Priester (Brahmanen), Krieger (Kschatriyas) und Ackerbauer (Vaisyas). Der Inbegriff der arischen Bevölkerung hieß: Vis, das seßhafte Volk.

Nach der Eroberung des Ganga-Thales trat zu den drei alten arischen (hellfarbigen) Kasten die Kaste der unterworfenen (dunkelfarbigen) Aboriginer (Sudra) als vierte Klasse hinzu. Von da an begann man mit dem Ausdrucke Varna (Farbe) die Kaste zu bezeichnen.

Diese Eintheilung in vier Kasten, nämlich drei alte und eine neue, ist schon zur Zeit der Gesetzbücher (Manu u. s. w.) nicht mehr vorhanden, es hat sich neben diesen vier Kasten bereits eine Menge niederer Kasten je nach der verschiedenen Localität und Beschäftigung ausgebildet. — Wir schildern die hervorragendste Kaste, die der Brahmanen, nach den jetzigen Zuständen.

Die Brahmanen (Braminen), ursprünglich die Priesterkaste der eingewanderten arischen Inder, sind gegenwärtig über ganz Indien verbreitet und zeichnen sich durch ihre höhere Intelligenz in allen den Beschäftigungen, welchen sie sich hingeben, vor den übrigen Gesellschaftskreisen aus. Sie haben am meisten den mittelländischen Rassencharakter bewahrt und zeigen im Durchschnitt jenen edlen Typus, den wir an den unvermischten Repräsentanten dieser Rasse bewundern.

Am zahlreichsten zusammenwohnend finden wir die Brahmanen in Kaschmir, wo sie gegenüber dem gemeinen Volke, welches dem Islam anhängt, die Aristokratie bilden. — Hier haben sie auch den reinen arischen Typus (edle Nase und schön geschwungene Augenbrauen mit intelligentem Gesichtsausdruck, sowie fein geformte Extremitäten) am reinsten beibehalten. Obschon sie von den Brahmanen Hindustans nicht zu den zehn Brahmanengeschlechtern*) gezählt werden und auch nicht jenen Einfluß wie diese besitzen, so haben sie dennoch als geschickte und energische Männer manche wichtige Stelle in ihren Händen.

Im Norden des Pandschab finden sich zwar auch Brahmanen, dieselben sind aber zum größten Theile Sikh oder Muhamedaner geworden. Sie gelten als besonders gute Soldaten. — Während in jenen Districten, wo die Dschad und Radschput zur herrschenden Bevölkerung geworden sind, die Brahmanen nicht zahlreich vorkommen (im Pandschab sind sie von Süd-Osten erst später eingewandert), bilden sie dagegen in Marvar und Dschesalmer sowie in Malwa einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung. Obschon die Brahmanen an den Sarasvati (auch Kaschasthali genannt) von ihren östlichen Brüdern nicht wie die Kaschmiri's als außerhalb der zehn Geschlechter stehend betrachtet werden, hat man ihnen dennoch, da sie mehr an den alterthümlichen Ueberlieferungen festgehalten haben, den untersten Platz in der orthodoxen Hierarchie angewiesen. In dem Landstriche um Delhi bilden die Brahmanen einen guten Theil der industriösen ruhigen Bevölkerung, ebenso in Dschaipur und Sharampur; dagegen sind sie in Rohilkand, Mirat, in Agra und im westlichen Oude (Aud) nicht sehr zahlreich. Als der eigentliche Centralpunkt der Hindu-Brahmanen können das untere Duab und das östliche Oude mit den umliegenden Districten gelten. Es ist jener Strich, von dem die letzte Empörung gegen England ausging. — Von diesem Punkte leiten namentlich die

*) Es sind dies die fünf Gaura- (Bengalischen) Geschlechter: Kanyakubdscha, Sarasvata, Gaura, Maithila, Utkala und die fünf Dravida- (Südindischen) Geschlechter: Maharaschton, Tailanga, Dravida, Koconata und Gurdschara.

südlichen Brahmanen (speziell der Westküste) ihren Ursprung ab. Zahlreich sind die Brahmanen in Bandelkand und Baghelkand. — Zwischen der Ganga und Gogra treten sie gegen die Radschputen zurück, dagegen finden sie sich ziemlich zahlreich um das alte Ayodhya, das heutige Oude.

Im Ganzen haben die Brahmanen in diesen Gegenden, obwohl sie gute Soldaten sind, keine dominirende Stellung errungen. Sie zeigen auch in Betreff ihrer Körperbildung viel mehr Abweichungen von dem reinen arischen Typus als die westlichen Brahmanen, was auf eine größere Mischung mit anderen Elementen schließen läßt. In Kamaon und Garhwal bilden die Brahmanen den größten Theil der Bevölkerung. Dagegen sind die Gorkhas, der herrschende Stamm von Nepal, welche Radschput zu sein vorgeben, wahrscheinlich ein Mischstamm, hervorgegangen aus der Vermischung der eingewanderten Brahmanen mit den Aboriginern des Gebirges.

Die Brahmanen Bengalens, welche sich sowohl von der gewöhnlichen Bevölkerung dieses Landes als auch von ihren westlichen Brüdern in Hindustan unterscheiden, sind ein schöner, kräftig gebauter und intelligenter Menschenschlag, welcher zu einer dominirenden Stellung sich emporgearbeitet hat, dagegen treten sie im östlichen Bengalen gegen die Muhamedaner zurück und gehen kaum über den Brahmaputra hinaus.

Während in Orissa die Brahmanen nicht zahlreich sind, bilden sie in Guzerat einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung. Noch mehr verbreitet finden wir sie im Maratha-Lande und in Konkana, wo sie zu einer einflußreichen, unbestrittenen Stellung sich emporgearbeitet haben. Sie unterscheiden sich hier auffallend von dem übrigen Volke durch eine lichtere Hautfarbe und edle, regelmäßige Züge. Auch im Telinga-Lande sind die Brahmanen ein zahlreicher und angesehener Factor der Bevölkerung. Dagegen ist es ihnen im Kanara-Lande, wo sie ebenso zahlreich vorkommen, nicht gelungen, gegenüber den Lingaiten und Muhamedanern eine dominirende Stellung zu erringen. Im Tamul-Lande, wo die Lingaiten nicht so zahlreich sind, bilden wiederum die Brahmanen einen beträchtlichen und einflußreichen

Bruchtheil der Bevölkerung. Es sollen aber unter ihnen auch Brahmanen nicht arischen Ursprunges sein; Graul sah solche von ganz schwarzer Farbe gleich den Parias (Reise in Ostindien IV, 152). Sie theilen sich in Saiwas und Waischnawas; die ersteren, welche auch die zahlreicheren sind, tragen einen Fleck mit heiliger Asche, die letzteren einen Fleck mit weißer Erde auf der Stirne.

Friedrich Müller.

Allgemeine Ethnographie. 2. Aufl. Wien 1879.

Das Brahmanenthum in seinem Verfalle.

Nach Rousselet und Andern.

Reichthum der Pagoden. — Schwindeleien. — Der Vanaprastah oder Einsiedler-Brahmane. — Das Aswamedha. — Eine Scene im Walde. — Der ausgestopfte Bock.

Der religiöse Verfall Hindostans ist noch tiefer als sein sittlicher und politischer. Die Brahmanen, die religiösen Leiter des Volkes, in Müssiggang und Laster versunken, erziehen dasselbe durch ein System von ungeheuerlichen Fabeln und thörichten Erfindungen.

Allerdings gilt dieser Vorwurf nicht für eine kleine Zahl von Pundits oder gelehrten Brahmanen, sowie für einzelne Hindu aus den höheren Klassen, welche das alte Gesetz der Vedas und des Manou befolgen und durch ihr Leben und ihre philosophischen Ueberzeugungen gegen den lächerlichen Aberglauben des großen Haufens protestiren. Allein sie wagen nicht, sich offen auszusprechen und machen häufig, wie tolerante Geister in allen Ländern thun, dem allgemeinen Wahnglauben bedeutende Zugeständnisse. Manche derselben leben im Innern der Pagoden, studiren die großartige Vergangenheit ihres Volkes und seufzen über dessen elendes Geschick, aber sie haben keinen Drang, keine Befähigung, etwas für dessen Neugeburt zu thun; denn nach ihrer Meinung hat die Hindurasse ihr Werk auf Erden vollbracht und muß, wie ein Mensch auf der letzten Stufe seines Lebens, verschwinden, um neuen Geschlechtern Platz zu machen. Man findet keinen Brahmanen,

der aufrichtig an eine Zukunft seines Volkes glaubt; ihnen zufolge nähert sich Kaly=youga oder das der Herrschaft des Bösen geweihte Zeitalter seinem Ende und sie erwarten eine neue Weltumwälzung, welche die Erde und die Menschen verjüngen wird. Natürlich dienen diese Meinungen ganz dem Interesse der englischen Eroberer. Wir lassen die wenigen Pundits bei Seite und beschäftigen uns mit den übrigen Brahmanen.

Die Brahmanen haben die Religion zu einem der scheußlichsten und unsinnigsten Mittel der Ausbeutung und Gelderpressung gemacht und sind dadurch eine wahre Landplage für das Volk geworden. So ist, wie Rousselet berichtet, in den Radschputenstaaten mindestens der fünfte Theil alles Grundes und Bodens in ihrem Besitze. Seit Jahrhunderten haben sie von Generation zu Generation mehr und mehr Land an sich, in ihre todte Hand, gebracht und lassen nichts davon wieder fahren. Schon die alten Gesetze empfehlen den Fürsten, noch vor ihrem Tod ihr persönliches Eigenthum den Brahmanen zu vermachen; und sie bedrohen Jeden, welcher letzteren ein Stück Land wegnehme, mit einer unflätigen Strafe. Er soll nämlich 60000 Jahre im Leibe eines von Excrementen lebenden Wurmes verbleiben. Die Könige, die ja in die Swarga, die Wohnung der Seligen, kommen wollten, ließen sich von den Brahmanen einschüchtern und bethören; jeder gab diesen habsüchtigen Harpyen Land. So ist es gekommen, daß in Mewar der fünfte Theil aller Einnahmen an die Brahmanen geht, und der König wagt nicht einmal, solche Ländereien, die seit langen, lieben Jahren unbenutzt da liegen, auf welche aber die Pagode Ansprüche macht, den Bauern zum Anbau zu überweisen. So gehören z. B. zur Gemeinde Mainab 5000 Bigahs, etwa 6400 Hektaren Ackerland, von welchen mehr als 3000 brach liegen.

Uebrigens passen schon seit längerer Zeit die britischen Behörden den frommen Gaunern scharf auf die Finger. Es ist von ihnen ermittelt worden, daß die Brahmanen vielfach betrügerische Mittel anwenden, um ihre Besitzthümer zu vermehren und die rechtmäßigen

Eigenthümer schamlos zu berauben. Eines von ihren Manövern besteht darin, daß sie unter großem Pompe oxydirte Kupferplatten ausgraben, welche sie vor einiger Zeit heimlich eingescharrt haben. Zum allgemeinen Erstaunen der Bauern, welche beraubt werden sollen, liest man dann auf den Inschriften dieser Platten, daß Gott Krischna oder irgend ein anderer mythologischer Heros vor 2000 oder 3000 Jahren die und die Grundstücke der Pagode geschenkt habe. Die dermaligen Eigenthümer werden als Usurpatoren ihres Besitzes für verlustig erklärt und die Brahmanen nehmen Besitz von dem, was sie durch ihre Schurkerei sich aneignen. In den englischen Besitzungen ist ihnen übrigens, wenigstens in dieser Beziehung, das schnöde Handwerk gelegt worden und die Bauern behalten ihre Felder. In andern Dingen vermögen die Engländer nichts zu thun.

So verlangen und erhalten die Brahmanen große Summen, um Eltern oder Verwandte aus der Naraka, dem Aufenthalte der Verworfenen zu ziehen und ihn in die Swarga zu befördern.

Sie verkaufen Gangeswasser oder sonstige heiligen Wasser, die alle Krankheiten heilen, Gebete und Amulete, die vor dem Rakchasa (bösen Geist) schützen. Stirbt einer in einem bestimmten Monate, Semester oder Jahre, so haben sie Gebete, die geraden Weges in die Swarga bringen, und zwar zu verschiedenen Preisen je nach der Dauer der für diese Erlösungsgebete nöthigen Zeit. Besonders den auf dem Todesbette liegenden Hindu erschrecken und bedrohen sie mit den Rakchasas, Nagas, Souparnas und anderen Dämonen, während sie andrerseits das Glück der Swarga zeigen, um reichliche Schenkungen zu erzielen.

Für die Begräbnißceremonien haben die Brahmanen einen Tarif, der von 1/2 Rupie bis zu mehreren Tausenden steigt. Die unendlich langen Ceremonien bis zur Leichenverbrennung, die Mentrams, Räucherungen und Reinigungen werden noch bis zum neunten Tage nachher täglich wiederholt, jedesmal mit neuen Kosten. Andere Ceremonien finden am 10., 11. und 12. Tage statt und müssen an dreizehn verschiedenen Tagen des Jahres erneuert werden. Bei allen diesen Feier-

lichkeiten leben die Brahmanen auf Kosten der Erben; so daß, wenn man die Zahl der Gestorbenen und die bei den Ceremonien fungirenden Brahmanen, sowie die Geschenke an Geld, Früchten, Reis, Kühen u. s. w. zusammenrechnet, sich herausstellt, daß diese Leute mit ihren Familien das ganze Jahr hindurch für ihren Lebensunterhalt nicht zu sorgen brauchen.

Unter den übrigen Erfindungen der Brahmanen zur Ausbeutung der Leichtgläubigkeit der Hindu ist das Aswamedha oder Pferdeopfer, auch Ekiam genannt, eine der merkwürdigsten. Seit Jahrhunderten geschieht das Pferdeopfer nicht mehr durch Schlachten des Thieres selbst, sondern die Brahmanen vollziehen es jeden Morgen, indem sie eine in Safran gekochte Figur aus Reis darbringen, in der bei allen Hindu noch ungeschwächt lebenden Ueberzeugung, durch die reinigende Kraft dieses Opfers im künftigen Leben einen den Göttern ähnlichen Rang zu erlangen.

Die Vanaprastas (Einsiedler) allein haben die alte Form des Thieropfers beibehalten und verstehen es zu ihrem materiellen Vortheile in der schlauesten Weise auszubeuten.

Ein solcher Vanaprasta läßt sich gewöhnlich an einem Kreuzwege im Walde, wo viele Leute vorüberziehen, nieder. Er hat einen magern Bock bei sich, der ihm schon seit Jahren zu dem bloß figürlich vorgenommenen Opfer dient. Aus einigen Holzstücken und Steinen macht er einen unförmlichen Altar, neben welchem der Bock, an einen Pfahl gebunden steht. Hierauf beginnt er aus Leibeskräften zu brüllen:

Bo! bo! swaha! aswamedha!

d. h. Eilt herbei! Eilt herbei zum Opfer für das Aswamedha! Jedes Wort begleitet ein Schlag auf dem Tam-tam (Metallscheibe), welchen ein Pandaron (Pagodenbettler) taktmäßig bearbeitet.

Soweit dieser Ruf gehört wird, muß jeder Hindu, wessen Ranges oder Standes er auch sei, alles bei Seite setzen und herbeieilen, sollte er auch seine Reise unterbrechen oder seinen sterbenden Vater im Stiche lassen, und zwar unter der Strafe, einige Millionen Jahre in der Naraka und ebenso lange durch zahllose Seelenwanderungen in dem

Körper der niedrigsten Thiere zubringen zu müssen. In Südhindostan und auf Ceylon würden die Eingeborenen eher alles, selbst den Tod erleiden, als sich dieser Vorschrift entziehen. Nun ist aber das Aswamedha oft eine wahre Ausplünderung, denn sie müssen dem Vanaprasta an Geld und Lebensmitteln soviel geben, als derselbe, solange das Opfer dauert d. h. zwei bis acht Tage lang, verlangt. Erfährt ein Hindu zufällig, daß sich ein solcher Einsiedler in der Nähe befindet, so macht er oft meilenweite Umwege, um ihn zu vermeiden und seinen Ruf nicht zu hören, denn trotz seines Wahnglaubens sucht er doch gern sein bischen Habe zu retten.

Letztere Gewohnheit hat, namentlich auf Ceylon, das Gewerbe der sogenannten „Warner" hervorgerufen. Hört nämlich ein Einsiedler-Brahmane, daß ein anderer in die Gegend gekommen ist und mit seinem Aswamedha die Gläubigen und deren Gaben allseits heranzieht, so sucht er diesen unverzeihlichen Eingriff in sein Gebiet und seine rechtmäßigen Erwerbsquellen durch eine Gegen-Manifestation unschädlich zu machen. Er läßt — außerhalb des Bereiches der Stimme und des Tam-tams seines Concurrenten — alle Wege und Stege, die zu dessen Opferstätte führen, von seinen „Warnern" besetzen. Diese benachrichtigen jeden Wanderer von der Anwesenheit jenes Vanaprasta's und erhalten dafür jedesmal eine kleine Belohnung, denn jeder freut sich, der kostspieligen frommen Geschichte zu entgehen. Der Concurrent gewahrt jedoch bald an dem Ausbleiben des Publicums, was vorgeht, und sucht seinen Gegner zu überlisten. Eines Nachts zieht er daher mit den ihm übrig gebliebenen Gläubigen in aller Stille bis nahe an die Opferstätte desselben und läßt plötzlich unter lauten Tam-tamschlägen den Wald von dem niederschmetternden Rufe: Bo! bo! swaha! aswamedha! wiederhallen. Der überraschte Vanaprasta muß nun nolens volens mit seiner ganzen Opfergesellschaft zu dem Altare seines schlauen Concurrenten eilen. Aus esprit de corps thut er das auch ohne Zaudern und ohne Zeichen der Unzufriedenheit; sie wollen sich gegenseitig das Handwerk nicht verderben.

Europäer, die mit Hindu reisen, haben nicht selten durch ein Zusammentreffen mit solchen Einsiedlern Gelegenheit, eine höchst prägnante Anschauung von dem Treiben der Brahmanen und der ungeschwächten Macht des Aberglaubens unter den Eingeborenen zu erhalten.

„Wir ritten, erzählt ein Reisender, bis Sonnenuntergang den Parapa hinauf und drangen am folgenden Morgen in den Urwald ein. Ganz dem Vergnügen hingegeben, die zahllosen buntfarbigen Vögel und die muntern Spielgesellschaften grüner Affen zu betrachten, die manchmal ihre Sprünge unterbrachen und mit neugierigen Augen auf uns herabsahen, waren wir einige Stunden unterwegs, als plötzlich die an der Spitze unseres Zuges schreitenden Elephanten stehen blieben und Nalla-Tamby, der Führer der Mahuts (Kornaks) herbeilief: er hielt beide Hände an die Stirne und rief mit dem Ausdrucke der größten Ehrerbietigkeit: Vanàprasta! Vanaprasta! (ein Einsiedler! ein Einsiedler!)

— Das ist kein Grund, um halt zu machen! sagte der Capitain ungeduldig.

— Oh! Saheb (Herr)! antwortete Nalla-Tamby; der heilige Mouni wird das Aswamedha-Opfer darbringen!

— Gut! sagte unser Freund, augenscheinlich ärgerlich; der Kerl hat uns erwischt und zwei Tage sind rein verloren! Wenn nur der Mensch seine Komödie nicht noch länger dauern läßt!

— Er hat uns ganz nett in die Falle gelockt, sagte ich lächelnd.

— Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß wenn ich den Kerl an einem abgelegenen Orte hätte, ich ihm durch eine Tracht Prügel meine Achtung bezeugen würde.

— Jawohl, aber vor den Eingeborenen können wir unmöglich uns über die Geschichte hinaussetzen und weiter ziehen.

— Gerade das erregt meine Wuth; wir können uns vor der Langweile selbst nicht einmal durch die Jagd schützen, denn der Bursche würde das benützen, um seine Bock-Ceremonien so in die Länge zu

ziehen, daß wir in acht Tagen noch nicht fortkämen. Wir müssen jedenfalls ihn zu einer Abkürzung bringen.

— Wie gedenken Sie das anzulegen?

— Ich will mit ihm unterhandeln, damit er statt des großen Ekiam-Opfers nur die gewöhnlichen Ceremonien vornimmt.

— Er wird darin nicht einwilligen, . . . es handelt sich ja dabei um seine Einnahmen.

— Ich werde nach Verhältniß bezahlen! wir wollen zu ihm gehen.

Der Capitain sprach fertig tamulisch und es entspann sich folgender Dialog.

— Salam, ehrwürdiger Vanaprasta! (hierauf englisch: hol dich der Teufel, du Rindvieh!); möge Siva der Unsterbliche dich mit Segnungen überhäufen und dich bald dieser Erde entheben, welche nicht würdig ist, das Gewicht deiner Tugenden zu tragen; (hierauf englisch: Möge die Pest oder die Cholera dich holen!)

Das Ding war äußerst komisch, und wir hatten die größte Mühe von der Welt, unsern Ernst und unsere Kaltblütigkeit zu bewahren. Der Capitain hätte sich leicht von einem Zornesausbruch hinreißen lassen können.

Als der Vanaprasta ihm mit den obligaten feierlichen Formeln geantwortet, ihm tausendsaches Heil gewünscht und ihm vorausgesagt hatte, daß er das Glück haben würde, von Enkeln umgeben, seine Augen zu schließen, ging der Capitain sofort zu der in Frage stehenden Hauptsache über.

— Wie lange gedenkst du dein Opfer zu feiern?

— Der Saheb muß das so gut wie ich wissen, antwortete der Anachoret, denn er bewohnt schon lange das Land der Lotusblume; das Aswamedha soll zweimal drei Tage dauern, und . . .

Der Capitain hielt seinen Zorn zurück; er hatte seinen Entschluß darauf vorbereitet.

— Es wird also ein vollständiges neuntägiges Opfer sein?

— Jawohl, Saheb, zu Ehren der Dreigötterschaften . . . der Urtrias . . . der vedischen Trias . . . und der brahmanischen Trias.

— Ich kann mich hier so lange nicht aufhalten, aber ich bin bereit, für alle Leute meines Gefolges das Opfer zu zahlen, welches du ihnen auferlegen willst.

— Nicht die Opferspenden, sagte der Heuchler mit gesenkten Augen, sind den Göttern am angenehmsten, sondern die Mentrams (Gebete).

Schließlich wurde der Capitain mit ihm einig, und der ehrwürdige Mann, nachdem er seine Berechnungen für die Lampen, das heilige Feuer und Wasser, die Musik (d. h. den Tam-tam), den Gesang u. s. w. gemacht, setzte schließlich sein neuntägiges Opfer auf einen Tag herunter, der bei Sonnenuntergang beginnen und am nächsten Abend zur selben Zeit endigen sollte. Die Vanaprasta sind, wie man sieht, heute nur noch gewöhnliche Ausbeuter der Leichtgläubigkeit des Volkes; sie haben nichts mehr gemein mit ihren Vorgängern, den alten Gymnosophisten Indiens.

Capitain Nolan, der ziemlich gute Bedingungen von dem Charlatan erzielt hatte, war während der 24 Stunden, die wir warten mußten, ziemlich guter Laune. Wir hätten übrigens gar nicht anders verfahren können, denn kein einziger Nilmakaraya (Jäger oder Treiber) hätte durch eine Verletzung dieses uralten Gebrauches die Gefahr der ewigen Verdammniß auf sich ziehen mögen.

Wir vertrieben uns die Zeit mit der Jagd. Als wir gegen Abend uns beim Lagerplatze zusammenfanden, war der feierliche Augenblick herangekommen: der Bock sollte geopfert werden. Alle unsere Hindu hockten im Grase, der Pandaron schlug wie ein Besessener auf seinen Tam-tam, und der Vanaprasta flehte mit hocherhobenen Händen den mächtigen Siva an, auf den Altar hinabsteigen zu wollen, wo das Opfer ihm zu Ehren stattfinden sollte. Der Unglückliche hatte den ganzen Tag hindurch so viel geschrieen und gesungen, daß er seinem Götzen nur heisere, krächzende Töne, die dessen Ohren nicht besonders lieblich klingen mußten, darbringen konnte.

Nachdem er dem Siva in langweilig weihevoller Weise Zeit zum Herabsteigen gelassen, schritt der Brahmane zur letzten Handlung.

— Tja conda! bringe mir den Bock! sagte er zum assistirenden Pandaron.

Der Musikus hörte auf, seinen Tam-tam zu bearbeiten und schritt zu einer kleinen Laubhütte in der Nähe, um das Schlachtopfer zu holen. Wir zweifelten jedoch keinen Augenblick, daß das Opfer nur symbolisch sein würde und daß dasselbe Thier für alle Ceremonien diente. Das Resultat ging jedoch über unsere Erwartung.

Der Pandaron kam aus der Laubhütte mit einem ausgestopften Bocke heraus, den er würdevoll dem Vanaprasta überreichte. Letzterer legte denselben auf den Altar, kniete mit hocherhobenen Händen und bat mit großem Ernst den Siva herabzusteigen, um mit den Gläubigen diese heilige Nahrung zu theilen. Während dieser Zeit besprengte der Brahmane die Bockshaut mittels eines kleinen Besens. Wir hielten uns mit Mühe ernsthaft . . . und zwar zu unserm Glücke.

Mein Diener meldete uns, daß das Diner servirt wäre, und wir hielten unsere Mahlzeit mitten in der Dschungel mit demselben Comfort, demselben Luxus, als wenn wir die Villa unseres Wirthes nicht verlassen hätten.

Am andern Morgen setzten wir unsere unterbrochene Reise fort.

Nach Rousselet und Jacolliot.

Merkwürdige Sitzungen mit einem indischen Zauberer.*)

Der Fakir Covindassamy hatte mir versprochen, vor seiner Abreise nach Trivandaram unter Aufbietung aller seiner Kräfte und unter Anrufung aller ihm beistehenden Geister (ein Ausdruck, dessen Verantwortung ich ihm überlasse) mir Wunderdinge zu zeigen, deren Andenken mir unvergeßlich bleiben würde.

Wir sollten an diesem Tage zwei Sitzungen halten, eine, wie unsere vorhergegangenen, bei hellem Tageslichte, und eine bei Nacht, wobei es mir jedoch freistehen würde, den Ort unserer Experimente nach Belieben erleuchten zu lassen.

Die Sonne vergoldete kaum den Rand der Siva-Gaths, als der Hindu sich von meinem nubischen Diener anmelden ließ; er fürchtete, mich noch schlafend zu finden.

— Saranai aya, Gruß dem Herrn, sagte er beim Eintreten; morgen kehrt der Fakir zum Lande seiner Vorfahren zurück.

*) Für den Leser, dem die hier mitgetheilten Erlebnisse Jacolliots unglaublich oder erfunden vorkommen sollten, füge ich die Bemerkung bei, daß die meisten Reisenden, welche Indien besuchten, von denselben oder ähnlichen berichten. Ich kann Dutzende Citate beibringen; Glaubensartikel sind es nicht, aber es stecken unzweifelhaft psychologische und physiologische Thatsachen dahinter, zu deren Erklärung die moderne Wissenschaft, wenn sie nicht wie der Vogel Strauß vor seinen Feinden den Kopf in das Gesträuch stecken will, den Hypnotismus und selbst den Mesmerismus nicht länger bei Seite schieben darf. B.

— Meine guten Wünsche werden dich begleiten, antwortete ich; möchten die verwünschten Pisatchas in deiner Abwesenheit deine Wohnung nicht heimgesucht haben!

— Möge dein Wort von meinen und meiner Verwandten Schutzgeistern erhört werden!

— Hast du Kinder in deiner Hütte zurückgelassen?

— Der Fakir ist nicht verheirathet.

— Warum hast du den süßen Freuden der Familie entsagt?

— Siva verbietet es.

— Wie! dein Gott sollte . . .

— Jawohl, er verbietet denen, welchen er die Macht gibt, die von den Geistern verstandene Sprache zu sprechen, sich mit andern Sorgen zu beschäftigen, welche von der ihnen aufgetragenen Mission abwenden würden.

— Du glaubst also, daß dich Siva selbst mit der Verbreitung seines Cultus beauftragt hat?

— Allerdings, ich soll heranziehen alle Leidenden, alle Bedürftigen, alle die, welche nicht an die Kundgebungen der aus der höheren Macht hervorgegangenen Geister glauben, um die Einen zu trösten, die Andern zu bekehren; meine Familie ist die Welt.

Ich frug nicht weiter. Auch der Fakir suchte wie gewöhnlich die Unterhaltung darüber nicht fortzusetzen. Und doch hätte ich gern genauere Nachrichten erhalten über eine Menge Dinge, welche Covindassamy kennen mußte, namentlich über die von den Brahmanen zur Fanatisirung der Fakire angewandten Mittel.

Ich wußte wohl, daß sie dieselben einer besonderen Art von Diät und Uebung unterwerfen, welche sie allmählich so weit bringt, daß sie bloße Maschinen in ihren Händen sind, allein ich hatte in dieser Beziehung noch nichts Bestimmtes entdecken können. — Ich beschloß, den Versuch zu wagen.

— Wenn der Malabare, sagte ich zum Hindu, ohne andere Einleitung einige Augenblicke vor dem Beginnen seiner Experimente einer Unterhaltung widmen könnte, so wäre der Frangui sehr glücklich.

— Covindassamy, antwortete er mir sofort, steht seinem Freunde, dem Franguy, zu Diensten.

— Ich möchte einige Mittheilungen über dein vergangenes Leben erhalten.

— Der Fakir war bis jetzt noch keine hinlänglich vervollkommnete Seele; er erinnert sich nicht seiner früheren Existenzen. Erst von seinem gegenwärtigen Leben wird er die Erinnerung an das, was er gewesen ist, bewahren.

— Nicht hierüber beabsichtige ich mit dir zu sprechen.

— Reden Sie deutlicher.

— Ich will dich befragen über die Vergangenheit in deinem gegenwärtigen Leben.

— Alles, was der Fakir dir, ohne seinen Eid zu brechen, offenbaren kann, will er dir gerne mittheilen.

— Welchen Eid meinst du?

— Wenn wir die Pagode verlassen, wo wir erzogen worden sind, müssen wir alle schwören, Niemanden die stets mit dem dichtesten Schleier bedeckten Geheimnisse zu enthüllen, die man uns gelehrt hat.

— Ich begreife wohl, daß du die magischen Sprüche, die Geisterbeschwörungs- und Anrufungsformeln, die du dort gelernt hast, nicht offenbaren darfst, aber könntest du mir nicht z. B. sagen, durch Anwendung welcher Mittel einer der Eurigen, der dazu vorbereitet worden ist, in eine Art von Katalepsie fällt und mehrere Monate ohne Essen bleiben kann?

— Das geschieht durch das Dazwischentreten der Geister der Pitris (Vorfahren).

— Ich danke dir, Fakir, antwortete ich, als ich diese Erklärung hörte; das ist alles, was ich wissen wollte.

Ich hatte begriffen, daß Covindassamy auf alle meine Fragen auf dieselbe Weise antworten würde und daß es folglich unnütz wäre, die Unterhaltung länger fortzusetzen.

Als nach einigem Schweigen der Fakir sah, daß ich keine Frage

mehr stellte, machte er vor mir die gebräuchliche Verbeugung, die bedeutet: Sie haben mir nichts mehr zu sagen, und die man bei einem Besuche der Hindu gewöhnlich für eine Verabschiedung nimmt; hier bedeutete sie jedoch nur, daß er seine Experimente beginnen könnte.

Der Fakir setzte sich sofort auf den Fußboden.

Er hatte ein Säckchen voll sehr feinen Sandes mitgebracht, welchen er auf den Boden ausschüttete und mit der Hand ebnete, so daß der Sand eine Fläche von ungefähr 50 Quadrat-Centimeter bedeckte.

Hierauf bat er mich, ihm gegenüber an einem Tische mit einem Bleistifte und einem Bogen Papier Platz zu nehmen.

Nun verlangte er ein Stückchen Holz, und ich warf ihm einen Federhalter zu, den er behutsam auf die Sandfläche legte.

— Jetzt höre, sagte er zu mir; ich werde die Pitris anrufen. Sobald du sehen wirst, wie das Hölzchen, welches du mir soeben gegeben, sich senkrecht in die Höhe hebt, wobei es mit einem Ende in Berührung mit dem Boden bleibt, kannst du beliebige Zeichen auf das Papier machen und du wirst sehen, wie das Hölzchen sie auf den Sand nachzeichnet.

Sodann streckte er beide Hände horizontal vor sich aus und begann die geheimen Beschwörungsformeln zu murmeln.

Einen Augenblick darauf erhob sich das Holzstiftchen allmählich in die Höhe, wie er gesagt hatte, und gleichzeitig fing ich an mit meinem Bleistift über den vor mir liegenden Papierbogen zu fahren und blindlings die sonderbarsten Figuren zu zeichnen. Ich sah sofort das Holzstückchen getreulich alle meine Bewegungen nachmachen und in Folge dessen die launenhaften Arabesken, die ich hinzeichnete, auf dem Sande sich wiederholen.

Jedesmal wenn ich innehielt, hörte der improvisirte Zeichenstift ebenfalls auf, fing ich wieder an, so folgte er mir.

Der Fakir hatte seine Stellung nicht verändert und dem Augenscheine nach setzte ihn nichts in Berührung mit dem kleinen Instrumente, welches unter seinem Einflusse stand.

Da ich zu erfahren wünschte, ob er von seinem Platze aus den Bewegungen meines Bleistiftes auf dem Papiere folgen konnte, (was jedoch noch nicht erklärt hätte, wie er Zeichen auf die Sandfläche, mit welcher er in keiner Berührung stand, übertragen konnte), verließ ich den Tisch und setzte mich ebenso wie Covindassamy nieder, in der Weise, daß ich mich von der Unmöglichkeit meinen Bewegungen zu folgen überzeugen konnte.

Ich verglich alsdann die beiderseits gemachten Zeichen; sie waren vollkommen identisch.

Nachdem der Fakir die Sandfläche von neuem ganz geebnet hatte, sagte er zu mir:

— Denke an ein Wort in der Sprache der Götter (Sanscrit).

— Warum gerade in diesem Idiom? antwortete ich.

— Weil die Geister sich leichter dieser unsterblichen Sprache bedienen, die den Unreinen untersagt ist.

Ich hatte stets den Takt, die Gewohnheit gehabt, die religiösen Meinungen des Fakirs nicht zu bestreiten, und zeigte mich darüber befriedigt.

Der Hindu streckte sodann die Hände aus, so wie er es vorher gethan, der magische Stift gerieth in Bewegung, hob sich nach und nach in die Höhe und schrieb ohne Zögerung das Wort

Pouroucha (Der himmlische Erzeuger).

Es war wirklich das Wort, woran ich gedacht hatte.

— Denke an einen ganzen Satz, fuhr der Zauberer fort.

— Ich thue es eben.

Und der Stift schrieb auf den Sand: Adicete veikuntam haris (Wischnu schläft auf dem Berge Veikuntam).

— Könnte der Geist, der dich inspirirt, mir die 243. Sloka des 4. Buches des Manu geben? frug ich Covindassamy.

Kaum hatte ich diesen Wunsch ausgesprochen, als der Fakir durch den Stift dessen Erfüllung bewirkte.

Buchstabe auf Buchstabe entrollte sich vor mir die folgende Sloka, welches wirklich die verlangte war:

Darmaprâdânam pouroucham tapasa hata kilvisam.

Paralôkam nayaty âçou basonantam kaçarîrinam.

Folgendes ist die Uebersetzung dieser seltsamen Stanze:

„Der Mensch, dessen Handlungen alle die Tugend zum Zwecke haben und dessen Sünden alle durch fromme Werke und Opfer getilgt worden sind, gelangt zur Himmelswohnung, lichtstrahlend und mit geistiger Form bekleidet."

Als letztes Experiment verlangte ich endlich, indem ich die Hand auf ein geschlossenes kleines Buch legte, welches in Auszügen einige Hymnen des Rig=Veda enthielt, welches das erste Wort, der fünften Linie auf der 21. Seite wäre. Ich erhielt die Antwort:

Devadatta (von Gott gegeben).

Ich sah nach; es war richtig.

Willst du eine Frage in Gedanken stellen? sagte der Zauberer.

Ich machte zum Zeichen der Bejahung eine einfache Kopfbewegung. Und das folgende Wort wurde auf den Sand geschrieben:

Vasunda (Die Erde).

Ich hatte gefragt, welches unsere gemeinsame Mutter sei.

Ich gebe dazu keine Erklärungen, keine Behauptungen in Betreff der Ursachen. Ist es bloße Geschicklichkeit, ist es der bis zur Grenze seiner Macht getriebene Magnetismus? Ich weiß es nicht; ich habe es gesehen und erzähle es; ich habe gesehen und betheure die Genauigkeit der Umstände, unter welchen diese Thatsachen hervorgetreten sind. . . . Materiell habe ich Betrug nicht für leicht gehalten bei der Sorgfalt, die ich anwandte, um nicht getäuscht zu werden, wenigstens nicht in zu grober Weise, dann aber auch wegen der Einfachheit der Phänomene, welche dem Betruge keinen großen Spielraum ließen.*)

*) Als Ergänzung möge ein etwas späteres Erlebniß Jacolliots auf Ceylon dienen. Bei einer Sitzung mit dem Schlangenbändiger Chibh=Chondor, der ihm u. a. die in Deutschland mit so viel Lärm aufgenommenen Hansen'schen Experimente im Superlativ vormachte, wurde schließlich eine Tanigartschi (Magd),

Der erste Theil dieser Sitzung war etwas lang gewesen, ich bat den Fakir einige Augenblicke aufzuhören und begab mich an das Ende der Terrasse, wohin er mir folgte.

Es konnte zehn Uhr Morgens sein. — Unter dem Sonnenscheine und der Hitze begannen die Wasser des Ganges zu schimmern. Links dehnte sich ein ziemlich geräumiger Garten aus, in dessen Mitte ein Motor nachlässig Wasser aus einem Brunnen zog und es in eine Leitung aus Bambusrohr schüttete, woraus es zu einem Badesaale floß.

Covindassamy hielt seine Hände nach dem Brunnen hin, und sofort begann der Motor mit Wuth das Seil zu ziehen, welches nicht mehr herabrollen wollte.

Sobald etwas einen Hindu in seiner Arbeit aufhält, schreibt er sogleich das Hinderniß, welches er nicht überwinden kann, dem Einflusse böser Geister zu, und beginnt die ganze Litanei der magischen Beschwörungen zu singen, deren vorgebliches Geheimniß er den Brahmanen oft sehr theuer bezahlt hat. Unser Mann verfehlte nicht auch so zu thun, aber kaum hatte er einige Worte gesungen in jenem näselnden schrillen Tone, womit der ganze Orient unter dem Vor-

---

eine dicke Malabarin, aus der Küche heraufgerufen, durch zwei Striche magnetisirt und mit J. in Rapport gesetzt. Sie sollte nun laut einen seiner Gedanken aussprechen. Der Fakir stellte die einzige Bedingung, daß J. denselben im Geiste recht deutlich — in einer beliebigen Sprache! — formuliren sollte.

„Ich begann also, sagt Jacolliot, an den ersten Vers der Ilias zu denken, dessen einzelne Silben ich, ebenfalls nur in Gedanken, scandirte.

Obschon ich seit langen Jahren Ceylon und Indien bewohnte und mit allen jenen Phänomenen, die der gewöhnlichste Fakir beliebig hervorbringt, vertraut war, so muß ich doch darauf verzichten, den Eindruck zu schildern, den wir alle empfanden, als das dicke Hindumädchen, welches in seinem Leben kein griechisches Wort gehört hatte, ganz deutlich den folgenden Vers aussprach:

Μῆνιν ἄειδε, θεὰ, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος.

Als der Fakir diese unbekannten Laute hörte, bildete er sich ohne Zweifel ein, wir hätten mittelst einer cabalistischen Formel versucht, die von ihm hervorgebrachte Wirkung aufzuheben, und er lächelte wie ein Mann, der seiner Sache sicher ist.

Ueberzeugenderes läßt sich nichts denken: weder der Fakir noch das Mädchen konnten sich zur Hervorbringung einer solchen Thatsache verständigen." B.

wande Musik zu machen, uns die Ohren zerreißt, als Worte und Töne in seiner Kehle erstarben, ohne daß es ihm, trotz der gräulichsten Verdrehungen des Kopfes gelang, ein einziges Wort herauszubringen.

Nachdem dieses seltsame Schauspiel einige Augenblicke gedauert hatte, senkte der Fakir seine Hände und der Motor fand den Gebrauch seiner Stimme und die Handhabung des Seiles wieder. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich dem Ganzen lächelnd zusah und daß mir das Stück ein bloßer Scherz zu sein schien; denn der Fakir hatte sich ja mit dem Motor am vorhergehenden Tage oder auch am Morgen verabreden können.

Als wir an den Ort unserer ersten Experimente zurückkehrten, war die Hitze erstickend, und ich machte darüber eine Bemerkung dem Fakir, der mich nicht zu hören schien, so sehr war er in sich selbst concentrirt.

Schon dachte ich nicht mehr an den Gedanken, den ich flüchtig ausgesprochen hatte, als einer jener Palmblattfächer, deren sich die Hindudiener bedienen, um in Zimmern, wo kein Pankah vorhanden ist, Luft zu fächeln, von dem Tische, worauf er lag, emporschwebte und die Luft um mein Gesicht sanft bewegte. Obgleich seine Bewegung sehr langsam war, bemerkte ich doch, daß er mir eine außergewöhnliche Frische zufächelte. Im selben Augenblicke vermeinte ich harmonische Laute einer menschlichen Stimme zu vernehmen, die in der Luft hin und her schwebten, wie jene in der Ferne verhallenden Lieder, welche die Jäger in Gebirgen aus den in Dämmerung liegenden Thälern emporsteigen hören.

Das Palmblatt flog wieder auf seinen Platz, die Töne schwiegen, und ich frug mich, ob ich nicht einer Selbsttäuschung anheimgefallen wäre. Allerdings war es einfacher, an einen geschickten Helfer zu denken, aber man muß doch gestehen, daß alles in bewundernswerther Weise vor sich ging; alles traf zur rechten Zeit ein, und das Kleinste ließ, was Inscenirung und Gelingen betrifft, nichts zu wünschen übrig.*)

*) J. bezieht sich auch auf die vorhergehende Sitzung, welche hier des beschränkten Raumes wegen nicht mitgetheilt werden konnte. B.

Im Augenblicke wo er mich verließ, um etwas Nahrung und einige Stunden der Ruhe zu genießen (was er sehr bedurfte, da er seit 24 Stunden weder gegessen noch sich ausgeruht hatte) blieb der Fakir unter der Thüre stehen, kreuzte die Arme über seine Brust und erhob sich allmählich oder schien mir vielmehr sich zu erheben ohne Stütze, ohne sichtbaren Träger bis zu einer Höhe von ungefähr 25 bis 30 Centimeter.

Ich konnte diese Höhe vermittelst eines Merkzeichens, welches ich während der kurzen Dauer des Phänomens machte, genau bestimmen.

Hinter dem Fakir befand sich ein seidener, roth, gelb und weiß gestreifter Thürvorhang und ich bemerkte, daß sich die Füße des Fakirs in gleicher Höhe mit dem sechsten Streifen befanden.

Von dem Augenblicke an, wo der Fakir sich zu erheben begann bis zu dem, wo er von neuem den Boden berührte, verstrichen nach meinem Chronometer, den ich sofort ergriffen hatte, nicht mehr als 8 bis 10 Minuten. Er blieb fast 5 Minuten unbeweglich in der Schwebe. — Heute, wo ich über diese sonderbare Scene nachdenke, kann ich sie mir unmöglich anders erklären, als die übrigen, gegen die meine Vernunft sich schon gesträubt hatte, d. h. allein durch einen magnetischen Schlaf, der mich durch den Gedanken des Fakirs alles sehen ließ, was er wollte.*)

*) In meinem Werke La France contemporaine, Cassel 1878 (p. 313—14) habe ich bereits auf die Infection magnétique ou magique aufmerksam gemacht, welche zur Erklärung mancher sogen. „magischer" Thatsachen weit mehr als bisher geschehen, herangezogen und studirt werden muß. Ennemoser (Geschichte der Magie. § 137. Die physische Ansteckung der Visionen S. 294—7) hätte dazu schon längst Veranlassung geben müssen. Louise Lateau hat allerdings einige Untersuchungen hervorgerufen, welche auch manche Productionen von Hindu-Asceten und Fakiren erklären (vgl. bes. die schöne Arbeit von Dr. Charbonnier-Debatty [eines Verehrers von Virchow] Maladies et Facultés diverses des mystiques. Paris 1875, bes. Chap. IV. De l'abstinence), allein es fehlt bei uns noch immer an Experimenten unbefangener, nicht wundersüchtiger Forscher, die bei den hypnotischen Versuchen nicht stehen bleiben. Jede Mystik hat daraus wegzubleiben; ob man jedoch ohne Anerkennung eines individuellen, auch nach außen hin wirkenden menschlichen „Geistes" zu befriedigenden Resultaten gelangen kann, bezweifle ich. B.

Diese Erklärung ist wohl die annehmbärste, denn die außergewöhnliche Kraft des Fakirs als Magnetiseur kann keinen Augenblick in Zweifel gezogen werden.

In dem Augenblick, wo Covindassamy Abschied von mir nahm, frug ich ihn, ob er das letzte Phänomen, wann er wolle, hervorbringen könnte.

— Der Fakir, erwiederte er in phantastischem Tone, kann sich bis zu den Wolken erheben.

— Wie erlangt er diese Gewalt?

Ich weiß nicht, weßhalb ich diese Frage an ihn richtete, da er mir schon zwanzigmal gesagt hatte, daß er sich als ein Werkzeug in den Händen der Pitris betrachte.

Er antwortete mir feierlich:

Svadyayè nityayoukta syât
Ambarad avatarati dîva.

(Er muß durch Betrachtung und Gebet in beständiger Verbindung sein; und ein höherer Geist steigt vom Himmel herab.)

Ich hätte diese Thatsache nicht erwähnt, wenn sie nicht sozusagen zu dem Apparate äußerlicher Manifestationen der Pitrisgläubigen gehörte und ich als treuer Reisender und Geschichtsschreiber nicht darauf hielte, diese seltsamen Praktiken vollständig zur Kenntnißnahme zu bringen.

Eine der außerordentlichsten Leistungen der Fakire ist die, nach ihrer Behauptung direct auf das Wachsthum der Pflanzen einwirken und dasselbe so beschleunigen zu können, daß sie in einigen Stunden ein Ergebniß erzielen, das gewöhnlich lange Monate, ja selbst Jahre der Pflege verlangt. Ich hatte schon oft vorüberziehende Zauberkünstler diese Phänomene wiederholen sehen; da ich darin nur eine sehr gelungene Täuschung sah, so hatte ich es vernachlässigt, die Umstände, unter denen die Thatsache vorging, genau zu notiren. — Wie phantastisch auch das Ding war, so beschloß ich, einmal im Zuge, durch die wirklich wunderbare Geschicklichkeit Covindassamy's alle

Kunststücke, die ich schon von verschiedenen andern hatte ausführen sehen, wiederholen zu lassen — mit ihm auch Experimente über die oben erwähnte absurde, aber merkwürdige Thatsache anzustellen, dabei jedoch jede seiner Handlungen so scharf zu überwachen, daß er keine einzige derselben meiner Aufmerksamkeit entziehen könnte.

Man wird leicht begreifen, daß ich mir keine Aufklärung über die Möglichkeit einer den Gesetzen des Wachsthumes so widersprechenden Thatsache verschaffen wollte; ich gedachte einfach die Schwierigkeiten so zu häufen, daß ich vielleicht meinen Tausendkünstler auf Betrug ertappen könnte.

Er sollte mir vor der großen Sitzung bei Nacht noch zwei Stunden zu Experimenten an hellem Tage, von 3 bis 5 Uhr, gewähren und ich beschloß, sie zu dieser unterhaltenden Zerstreuung zu verwenden.

Ich glaubte den Fakir, der davon keine Ahnung hatte, sehr zu überraschen, als ich ihm bei seiner Rückkehr meine Absicht mittheilte.

— „Ich stehe Dir zu Diensten, sagte er zu mir mit seiner gewöhnlichen Unbefangenheit. Etwas verblüfft durch diese Zuversichtlichkeit, fuhr ich fort:

— Wirst du mir gestatten die Erde, das Gefäß und das Samenkorn, welches du vor mir zum Treiben bringen sollst, selbst zu wählen?

— Das Gefäß und das Samenkorn allerdings, sagte er; aber die Erde muß aus einem Kariahnest genommen werden.

Die Kariahs sind kleine weiße Ameisen, die acht bis zehn Fuß hohe Wohnungen bauen; sie sind in Indien sehr gewöhnlich und nichts war leichter als sich die verlangte Erde zu verschaffen. Ich befahl also meinem Diener Amadou ein Gefäß voll dieser Erde sowie einige Samenkörner von verschiedener Art zu holen. Der Fakir bat zugleich den Diener, diese Erde, die so hart wie Mauersteine ist, zuvor zwischen zwei Steinen zu zerreiben. Wir hätten das allerdings nicht in dem Palastraume, worin ich wohnte, vornehmen können.

Mein Diener brachte nach kaum einer Viertelstunde das Verlangte, und ich übergab dem Fakir das Gefäß mit jener weißlichen Erde,

welche die Kariahs zum Behufe des Bauens mit einer milchartigen Flüssigkeit tränken. Er rührte sie langsam mit Wasser an, wobei er unverständliche Mentrams (Gebete) murmelte. Als der Fakir sie für hinlänglich zubereitet hielt, bat er mich um das von mir gewählte Samenkorn, sowie um ein Stück weißen Stoffes.

Ich nahm, ohne lange zu suchen, ein Papayakorn und schnitt, bevor ich es ihm überreichte, ein kleines Zeichen in die Schale; hierauf gab ich es ihm mit einigen Metern zu einem Moskitonetze bestimmten Mussellins.

— Ich werde bald in den Geisterschlaf verfallen, sagte Covindassamy zu mir. Versprich mir, weder mich noch das Gefäß zu berühren.

Die Sache wurde feierlich, und ich versprach es.

Hierauf pflanzte er das Samenkorn in die Erde, woraus er einen flüssigen Brei gemacht hatte, dann in eine Ecke des Gefässes das siebenknotige Bambusstäbchen, das Zeichen der Eingeweihten, das er niemals ablegte, und brauchte es als Träger des Musselinstückes, welches er über das Gefäß ausbreitete. Nachdem er so den Gegenstand seines Experiments verborgen hatte, kauerte er sich nieder, streckte beide Hände horizontal über den Apparat aus und verfiel nach und nach in einen Zustand vollständiger Katalepsie.

Ich hatte das Versprechen gegeben, ihn nicht zu berühren, und wußte anfangs nicht, ob dieser Zustand wirklich oder verstellt war, aber als ich nach Verlauf einer halben Stunde sah, daß er keine Bewegung gemacht hatte, war ich gezwungen, der augenscheinlichen Thatsächlichkeit zu glauben, denn kein Mensch in wachem Zustande, wie stark er auch sein mochte, wäre fähig gewesen, so lange seine beiden Arme horizontal vor sich auszustrecken.

So verstrich eine Stunde, ohne daß das geringste Muskelspiel Leben verrathen hätte...

Fast ganz nackt, mit glänzendem, sonnengebräuntem Körper und weit geöffnetem, starrem Auge ... glich der Fakir einer bronzenen Bildsäule in der Stellung mystischer Anrufung.

Anfangs hatte ich mich ihm gegenübergesetzt, um von der Scene, die ich voraussah, nichts zu verlieren, aber bald wurde es mir unmöglich seine Blicke zu ertragen, welche, obgleich halb erloschen, magnetische Ausströmungen auf mich zu richten schienen.

Die Gewalt dieses Mannes über meine Sinne war so groß, daß es mir einen Augenblick lang schien, als beginne alles um mich herum zu tanzen, die Möbel, die Gläser, die Blumenvasen; das Parket der Terrasse schien sich zu bewegen, wie eine vom Winde sanft bewegte Wasserfläche; das Zelt, welches uns nach Außen hin schützte, schien von krampfhaften Bewegungen ergriffen zu werden, und selbst der Fakir schien sich hin und her zu bewegen, wie wenn er sich dem allgemeinen Taumel zugesellen wollte.

Um dieser Hallucination, die ohne Zweifel durch die allzu starke Anspannung meiner auf den Fakir gerichteten Blicke entstanden war, zu entgehen, stand ich auf und setzte mich an das Ende der Terrasse, ohne jedoch den Fakir, der noch immer so unbeweglich wie eine Bildsäule blieb, aus den Augen zu verlieren. Abwechselnd richtete ich meine Blicke auf die Wasserfläche des Ganges und auf Covindassamy, um so einem zu directen und zu anhaltenden Einflusse zu entgehen.

Zwei Stunden verharrte ich so in Erwartung; die Sonne begann rasch am Horizonte zu sinken, als mich ein leichter Seufzer veranlaßte, zusammenzufahren: der Fakir kam allmählich wieder zu sich. — Wenn dieser Illuminirte aus den Pagoden während der zwei so eben verflossenen Stunden nicht im Starrkrampfe sich befand, so mußte er ein höchst bedeutender Künstler sein, um mit solcher Vollendung seine Rolle zu spielen.

Sobald er wieder vollständig seiner selbst mächtig zu sein schien, gab er mir ein Zeichen, näher zu kommen. Ich gehorchte eiligst seiner Aufforderung.

Nun hob er langsam den Musselinschleier auf, der das Gefäß bedeckte, und zeigte mir ein frisches, grünes Papayastämmchen von ungefähr 20 Centimeter Höhe. Dann meinen Gedanken errathend, steckte

er seinen Finger in die Erde, die während der Operation fast ihre ganze Feuchtigkeit verloren hatte, zog behutsam die junge Pflanze heraus und zeigte mir auf einem der noch an der Wurzel hängenden Häutchen, den Einschnitt, den ich zwei Stunden vorher darin gemacht hatte. — War es dasselbe Samenkorn und derselbe Einschnitt? Ich habe darauf nur eine Antwort: Ich habe keine Vertauschung bemerkt. Der Fakir hatte die Terrasse nicht verlassen, und ich hatte ihn nicht aus den Augen verloren. Als er kam, wußte er nicht, was ich von ihm verlangen würde. Er konnte keine Pflanze unter seinen Kleidern verstecken, da er fast ganz nackt war, und, in allen Fällen, wie hätte er voraussehen können, daß ich unter den mehr als 30 Samenarten, welche mein Diener brachte, gerade ein Papayakorn wählen würde? — Mein Diener Amadou allein hätte dem Fakir bei einer Vertauschung oder andern Täuschung helfen können, allein in dieser Hinsicht bemerke ich nur Eins: ich kann unmöglich zugeben, daß mein nubischer Diener, in seiner stolzen Verachtung gegen die Leute der Hindu-Rasse, sich mit einem derselben verständigt hätte, um mich zu täuschen. Indessen ist das, was vorgegangen war, so seltsam, daß ich auf nichts schwören darf, besonders der Unmöglichkeit gegenüber, eine andere Erklärung zu finden.

Es gibt Fälle, wo die Vernunft, selbst Phänomenen gegenüber, wobei die Sinne keine Täuschung erkennen konnten, sich absolut verneinend und abweisend verhält, und wir haben hier einen solchen Fall. Man zieht dem Glauben an die Möglichkeit ähnlicher Dinge die Ausrede vor: „Des Gauklers Geschicklichkeit ist größer als meine Wachsamkeit gewesen," und die Vernunft bewahrt ihr gesundes Urtheil für Phänomene, welche den absoluten Regeln, die als Gesetze der menschlichen Vernunft und Einsicht gelten, nicht widersprechen.*)

---

*) Die oben mitgetheilte Thatsache wird von den meisten Reisenden und von allen Engländern, die in Indien lebten, fast mit denselben Umständen erzählt. Eine der letzten Mittheilungen darüber steht in James Hingston. The Australian Abroad. Branches from the main routes round the world. London Sampson Low 1880. Sie enthält einige abweichende Umstände, weshalb ich sie

Nachdem er sich einige Augenblicke an meinem Erstaunen geweidet hatte, sagte der Fakir zu mir mit einer jener Regungen des Stolzes, die er nicht zu bemeistern verstand:

— Wenn ich die Beschwörungen fortsetzte, würde der Papayabaum in acht Tagen Blüthen, in fünfzehn Früchte tragen.

Da ich mich an die Berichte des Misionär Huc, sowie anderer Phänomene erinnerte, die ich in Karnatik gesehen, so antwortete ich ihm lachend: Der Fakir irrt sich.

— Sprich dich näher aus.

— Oder vielmehr seine Gewalt ist nicht so groß, als er es sich einbildet.

— Der Fakir hat nur die Gewalt, welche die Geister ihm zu gewähren geruhen.

— Ich habe ganz andere starke Zauberer gesehen, sie bewirkten, daß innerhalb zweier Stunden Blüthen und Früchte auf Bäumen hervorsproßten.

Man begreift wohl, daß ich mit Mühe meinen Ernst dabei bewahrte.

Der Fakir erwiederte mir stolz: Du irrst dich, die Kundgebungen, welche du meinst, sind keine Phänomene augenblicklich stattfindenden

---

hierher setze: „Auf der Veranda eines der ersten Hotels in der Hauptstraße wird mein Auge durch eine Gruppe von Gauklern gefesselt, welche auf einer Steinflur niederkauern. Ihre ganze Kleidung besteht nur aus den gewöhnlichen Fetzen um ihre Lenden, so daß nichts in einem Aermel oder sonst unter der Kleidung versteckt werden kann. Diese Leute waren die geschicktesten ihrer Art, die ich je gesehen habe. (Nach Beschreibung einiger Kunststücke fährt J. H. fort:) . . . Einer dieser Gaukler legte hierauf eine Nuß auf die Steine der Veranda, bedeckte sie mit zwei Stücken Zeug, die er mehrmals lüftete, um uns zu zeigen, was mittlerweile mit der Nuß vorgegangen sei. Letztere fing an zu keimen, sproßte dann stärker und stärker, bis sie in ungefähr zehn Minuten sich zu einem wirklichen Bäumchen, dessen Wurzeln an der andern Seite herauskamen, entwickelt hatte. — Andere Leistungen waren fast eben so merkwürdig; der gute Engländer war darüber schließlich so verblüfft, daß er zu dem Schlusse kam: that their clever doings wer really diablery in all senses of the word, womit er zu der einfältigen Erklärung gelangt, welche Mirville, Gougenot de Mousseaux u. a. orthodoxen Schriftsteller in ihrer Rathlosigkeit zu beweisen versucht haben. Baumgarten.

Wachsthumes, sondern Phänomene der Herbeibringung von Fruchtbäumen durch die Pitris. Was ich dir so eben gezeigt habe, ist wirklich augenblicklich eintretendes Wachsthum, aber niemals hat das von den Pitris geleitete reine Fluidum Agasa an einem einzigen Tage die Phasen der Geburt, der Blüthe und der Frucht hervorbringen können.

— Ich muß dir gestehen, daß ich beides gleich schwer finde, und daß, sobald einmal Geister dabei betheiligt sind, und mit etwas gutem Willen . . . .

Ich fuhr in diesem Tone nicht weiter fort, da ich in keiner Beziehung einen Mann zu verletzen wünschte, der, mochte er nun Gaukler oder Illuminirter sein, mit so großer Gefälligkeit sich mir zur Verfügung gestellt hatte.

Die Stunde der Abwaschungen, d. h. der Sonnenuntergang kam heran, und der Fakir beeilte sich, mich zu verlassen, indem er mir eine letzte Zusammenkunft um 10 Uhr Abends zusicherte. Von diesem Augenblicke an sollte die ganze Nacht Phänomenen von Geistererscheinungen gewidmet werden.

Covindassamy verließ mich, um seine Abendmahlzeit zu halten, und zur verabredeten Stunde trat er schweigend in meine Wohnung. — Ich will nun zuerst ein einfaches Protokoll dieser erstaunlichen Abendsitzung vorlegen und einige Einzelnheiten von darauf bezüglichen Thatsachen, deren ich viele unter meinen Erinnerungen habe, hinzufügen.

— Ist der Zauberer nicht durch die vorhergegangenen 21 Tage des Fastens und der frommen Uebungen ermüdet? frug ich den Fakir nach einer freundschaftlichen Begrüßung.

— Der Körper des Fakirs ist niemals ermüdet.

— Du mußt jedoch wie die übrigen Menschen den gewöhnlichen nothwendigen Leiden und Bedürfnissen des Lebens unterworfen sein.

Diese Nothwendigkeiten stehen dem Fakir zu Befehl und nicht der Fakir den Nothwendigkeiten.

— Du setzest mich in Erstaunen. Issest und trinkest du denn nicht, wenn sich das Bedürfniß dazu fühlbar macht?

— Hunger und Durst existiren nicht für die Diener der Pitris.

— Ja, ich weiß, ihr seid langer Fasten fähig.

— Der Körper ist ein Sklave, . . . er muß gehorchen. . . . Ich stehe zu Befehl.

Die Unterhaltung sollte hier abbrechen.

— Im Gegentheil, erwiederte ich; ich erwarte deine Befehle.

Bevor er mein Zimmer betrat, hatte er auf eine der Treppenstufen das sogenannte Langouti, jenes ungefähr 10 Quadratcentimeter große Leinwandläppchen, welches gewöhnlich seine einzige Bekleidung bildete, abgelegt. Er trat vollständig unbekleidet ein; sein siebenknotiges Bambusstäbchen hing an einer seiner langen Haarlocken.

Jedesmal wenn ich Gelegenheit hatte, einen indischen Zauberer in diesem Zustande zu sehen, habe ich mich gefragt, ob er nicht demselben Orden von Eingeweihten angehörte, welche die Griechen an den Ufern des Indus vorübergehen sahen und mit dem Namen γυμνοσοφισῖαι bezeichneten.

Mein Schlafzimmer ging ohne Treppe auf den Altan aus, ich bestimmte es mit dem Nebenzimmer zu den Experimenten und schloß sorgfältig alle Thüren, welche von außen hineinführten. Der allseits von Matten umgebene und hermetisch verschlossene Altan hatte keine Oeffnung nach Außen hin und nur einen Zugang von meinem Schlafzimmer aus. Mitten in jedem der beiden Zimmer hing eine Hängelampe, die ein sanftes Licht verbreitete, welches überall die kleinsten Buchstaben zu lesen gestattete, selbst an den von ihrem Lichte entferntesten Stellen.

In jedem Hinduhause befinden sich kleine kupferne Kohlenbecken, die fortwährend brennen und zu den von Zeit zu Zeit wiederholten Räucherungen mit Sandelholz, Iriswurzeln, Myrrhen und Weihrauch dienen. Der Fakir stellte eines derselben mitten auf den Altan und daneben eine mit wohlriechendem Pulver gefüllte kupferne Schüssel.

Darauf kauerte er auf den Boden nieder in seiner gewöhnlichen Haltung, kreuzte die Arme über die Brust und begann eine lange Beschwörung in einer seltsamen Sprache, welche wohl die der magischen Formeln sein mußte.

Als er mit seinen Mentrams zu Ende war, blieb er in derselben Haltung unbeweglich, die linke Hand über die Brust gestreckt, die rechte auf seinen Stab mit sieben Knoten gestützt.

Ich glaubte, er würde wie früher in Starrkrampf fallen, doch geschah es nicht, denn von Zeit zu Zeit fuhr er mit der Hand an die Stirne und schien magnetische Striche zu führen, um das Gehirn frei zu machen.

Plötzlich mußte ich unwillkürlich zusammenfahren; eine schwach phosphorleuchtende Dunstwolke hatte sich mitten in meinem Schlafzimmer gebildet, und von allen Seiten fuhren aus dieser Wolke mit großer Schnelligkeit Scheingestalten von Händen heraus und wieder hinein. Nach Verlauf einiger Minuten verloren mehrere dieser Hände ihre scheinbare Dunstform und erschienen menschlichen Gliedern täuschend ähnlich, und, sonderbarer Weise, während einige sich zu materialisiren schienen, wurden die anderen leuchtender. Die einen wurden so körperhaft dicht, daß sie unter dem Lichte Schatten warfen, die anderen erlangten eine solche Durchsichtigkeit, daß man die dahinter befindlichen Gegenstände sehen konnte; ich zählte deren sechszehn.

Bei meiner Frage an den Fakir, ob es mir möglich wäre, sie zu berühren, war mein Gedanke kaum gebildet, als eine von ihnen sich von der Gruppe ablöste und schwebend die Hand berührte, welche ich ihr reichte. Sie war klein, geschmeidig und weich, wie die Hand einer jungen Frau.

— Der Geist ist da, obgleich bloß eine seiner Hände sichtbar ist, sagte Covindassamy zu mir, Sie können, wenn Sie es wünschen, mit ihm sprechen.

— Meinst du, er werde geruhen, mir zu antworten?

— Möge der Saheb Frangui es versuchen.

Ich stellte also lächelnd die Frage, ob der diese reizende Hand besitzende Geist nicht geruhen wolle, mir ein Andenken zu hinterlassen.

Als Antwort fühlte ich die Hand sich in der meinigen bewegen; ich sah hin; sie schwebte zu einem Blumenstrauße, woraus sie eine Rosenknospe abriß, dieselbe zu meinen Füßen warf und verschwand.

Fast zwei Stunden lange hatte ich so eine Scene zum Schwindeligwerden. Bald fuhr eine Hand über mein Gesicht oder fächelte mir Luft zu, bald streute dieselbe eine Menge Blumen in das Zimmer oder zeichnete in der Luft mit feurigen Buchstaben Worte, welche verschwanden, sobald der letzte Buchstabe geschrieben war. Mehrere dieser Worte machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich sie schnell mit dem Bleistift aufschrieb:

Divyavapour gatwâ (ich habe einen fluidischen Körper angenommen).

Und gleich darauf schrieb die Hand die Sanscritworte:

Atmanam crêyasa yogatas.
Dehasya sya vimocanat.

(Du wirst das Glück erreichen, dadurch daß du dich dieses vergänglichen Körpers entledigst.)

Und während dieses ganzen Vorganges durchzuckten wahre Blitze beständig beide Zimmer.

Allmählich jedoch verschwanden die Hände; die Dunstwolke, aus welcher sie hervorzukommen schienen, hatte sich zugleich mit den sich verflüchtigenden Händen aufgelöst.

Gerade an der Stelle, wo die letzte Hand verschwunden war, fanden wir einen Kranz von jenen scharfriechenden gelben Immortellen, welche die Hindu bei allen Ceremonien gebrauchen.

Der Leser wird wohl begreifen, daß ich jetzt nur erzähle ohne Erklärungsversuche zu machen, und daß ich allen Voraussetzungen freien Spielraum lasse. Was ich schon jetzt versichern kann, ist, daß die Thüren beider Zimmer verschlossen und deren Schlüssel in meiner Tasche waren, daß der Fakir seine Stelle nicht verlassen hatte.

Auf diese Phänomene folgten zwei andere noch erstaunlichere.

Kurz nach dem Verschwinden der Hände, als der Fakir auf's eifrigste seine Beschwörungen fortsetzte, schwebte eine der früher erschienenen Dunstwolke ähnliche, aber dichter und dunkler gefärbt, in der Nähe des kleinen Kohlenbeckens, welche ich auf Verlangen des Fakirs beständig glühend erhalten hatte. Allmählich nahm dieselbe eine ganz menschliche Gestalt an und ich erblickte das Gespenst oder den Schemen, wenn ich diese Bezeichnung gebrauchen darf, eines alten Brahmanen, der neben dem Kohlenbecken kniete.

Auf der Stirne trug er Wischnu's heilige Zeichen und um den Leib die dreifache Schnur, das Zeichen der Eingeweihten der Priesterkaste. Er nahm zwischen zwei Finger etwas Riechpulver und warf es in das Becken. Die Dosis war jedenfalls stark, denn ein dichter Rauch entwickelte sich in demselben Augenblicke und erfüllte beide Zimmer.

Als er sich verzogen hatte, erblickte ich zwei Schritte vor mir das Gespenst, welches mir seine fleischlose Hand reichte. Ich ergriff dieselbe, indem ich einen Gruß des Willkommens sprach, und war sehr erstaunt, dieselbe, obgleich knochig und hart, dennoch warm und voll Leben zu finden.

— Bist du, sagte ich hierauf mit lauter Stimme, ein früherer Erdenbewohner?

Ich hatte kaum die Frage ausgesprochen, als das Wort: Am! (ja) auf der Brust des alten Brahmanen erschien und wieder verschwand, beinahe als würde dieses Wort in der Dunkelheit mit einem Stück Phosphor geschrieben.

— Wirst du mir zum Zeichen deines kurzen Hierseins nichts zurücklassen? fuhr ich fort.

Der Geist zerriß die aus drei Fäden bestehende dreifache Schnur, welche seine Lenden umgürtete, gab sie mir und verschwand zu meinen Füßen.

Ich glaubte, die Sitzung wäre nun zu Ende, und wollte einen

der Vorhänge des Altans lüften, um etwas frische Luft in das Zimmer, worin ich buchstäblich erstickte, einzulassen, als ich gewahrte, daß der Fakir keineswegs daran dachte, seine Stelle zu verlassen, und plötzlich eine seltsame Melodie hörte, welche auf einem Instrumente (einer Art Harmonika), deren wir uns zwei Tage vorher bedient hatten, gespielt zu werden schien. Indessen schien mir das kaum möglich, da mein Wirth, der Peichwa, dieselbe hatte holen lassen und sie sich also nicht mehr in meiner Wohnung befand.

Die anfangs entfernt klingenden Töne näherten sich der Art, daß sie aus den benachbarten Zimmern hinüberzuklingen schienen. Bald darauf hörte ich sie in meinem Schlafzimmer und ich sah das Gespenst eines Pagodenmusikanten längs der Mauer hingleiten und aus seinem Instrumente klagende, einförmige Töne ziehen, wie sie dem Charakter der religiösen Musik der Hindu entsprechen.

Als er rings um mein Zimmer und über den Altan hingeglitten war, verschwand er, und ich fand das Instrument, dessen er sich bedient hatte, an der Stelle, wo er verschwunden war. Es war in der That die Harmonika des Raja. Ich untersuchte die Thüren; sie waren so gut es nur möglich war, verschlossen, und die Schlüssel befanden sich noch immer in meiner Tasche.

Covindassamy stand nun auf, Schweiß rieselte von allen seinen Gliedern herab, der arme Mensch war vollständig entkräftet, und sollte in einigen Stunden abreisen.

— Ich danke dir, Malabare, sagte ich zu ihm, indem ich ihn mit dem Namen anredete, der durch die Erinnerung an seine Heimath, sein Herz bewegte . . . Möge derjenige, welcher die drei Antlitze und die drei Gewalten besitzt (die Dreifaltigkeit der Hindu: Brahma, Wischnu, Siva) dich auf deiner Reise nach dem lieblichen Südlande beschützen, mögest du finden, daß während deiner Abwesenheit Freude und Glück in deiner Hütte geherrscht haben!

Diese Redeweise ist in Indien zwischen Leuten, welche von einander scheiden, gebräuchlich, und ich hätte den armen Fakir durch den

Gebrauch einfacherer Ausdrücke, welche meinerseits Gleichgiltigkeit bekundet hätten, betrübt.

Er antwortete mir im selben Tone und mit noch größerer Ueberschwänglichkeit. Nachdem er ohne es anzusehen, ja ohne selbst zu danken, mein Geschenk angenommen hatte, sagte er mir melancholisch seinen letzten Salam und verschwand geräuschlos hinter dem Vorhange an der Ausgangsthüre meiner Gemächer.

Ungefähr vier Jahre später befand ich mich als Besucher in den großartigen unterirdischen Krypten von Karli, einem berühmten Wallfahrtsorte für Brahmanen und Fakire aus allen Theilen Hindostans.

Manche Asceten kommen dahin, um in Andachtsübungen und Kasteiungen ihr Leben zu beschließen, oder vielmehr durch langsamen Selbstmord herbeizuführen. Sie sitzen, in absolute Beschaulichkeit versunken, zwischen zwei von den Gläubigen beständig unterhaltenen Feuern, mit verbundenem Munde, um die geringste Verunreinigung ihres Athems zu vermeiden, und essen nur einige geröstete Reiskörner, welche mit etwas Wasser, das durch Leinwand filtrirt wird, angefeuchtet sind. Bald erlangen sie eine Magerkeit, die kaum den Anschein des Lebens verräth; mit den physischen Kräften schwinden auch die psychischen, so daß sie beim Hinscheiden schon eine todesähnliche, geistige und körperliche Abgelebtheit erreicht haben.

Man zeigte mir einen Fakir vom Cap Comorin, der seit mehreren Monaten so da saß und eine fast vollständige Gefühllosigkeit erlangt hatte. Wie groß war nicht meine Ueberraschung, als ich an einer großen Narbe auf seinem Schädel den Fakir von Trivanderam erkannte! Ich trat näher und frug ihn in jenem schönen Tamildialekte, den er als seine Muttersprache so gerne sprach, ob er sich nicht mehr des Franguys von Benares erinnere.

Ein Blitz schien in seinen fast erloschenen Augen aufzuleuchten, ich hörte ihn die beiden Sanscritwörter murmeln, welche uns am Abende unserer letzten Zusammenkunft in phosphorschimmernden Buchstaben erschienen waren:

Divyavapour gatwâ

d. h. ich habe einen fluidischen Körper angenommen. Es war das einzige Zeichen von Aufmerksamkeit, welches ich von ihm erhalten konnte.

Die Hindu der Umgegend, obgleich an solche Schauspiele gewohnt, waren doch durch seine seltsame ganz skelettartige Magerkeit so betroffen, daß sie ihm den Namen Karli sava, d. h. der Leichnam, das Gespenst von Karli gegeben hatten.

So endigen die indischen Mediums mit dem Zerfalle aller körperlichen und geistigen Kräfte.

Nach Louis Jacolliot.
(Les Fakirs charmeurs.)

Bemerkungen eines Occidentalen über die indische Magie.

Wenn im Anfange unseres Jahrhunderts großartiger wissenschaftlicher Entdeckungen ein gelehrter Träumer von der Möglichkeit einer „Astrophysik“ gesprochen hätte, von der Möglichkeit, die körperlichen Bestandtheile der Gestirne von sich selbst auf einem Streifen Papier Rechenschaft ablegen zu sehen, so würde er ein eben so homerisches Gelächter erregt haben, wie gegenwärtig bei ihren Amtsgenossen die Naturforscher und Physiker Hare, Crookes und Wallace mit ihren Versuchen, den Geist und die sogenannten „Geister“ dem wissenschaftlichen Experiment zu unterwerfen, auf die Wagschale zu bringen und nach genau berechneter Kraftleistung zu prüfen, oder gar wie Professor Jäger mit seiner seelenriechenden Spürnase. Und doch haben die Astrophysik und die Spektral-Analyse jetzt ihre Lehrstühle an den Universitäten, und doch sind Hare, Crookes, Wallace und Jäger auf dem Wege zu einer ebenso positiven Wissenschaft begriffen. Wie die moderne Chemie die Alchemie, die Astronomie die Astrologie zu Vorläufern hatte, so sehen wir gegenwärtig eine neue Wissenschaft, die „Psychophysik“, nachdem sie in den Hexenprozessen eine entsetzliche Vorgeschichte gehabt, die ersten, noch unsicheren Schritte thun, um sich dem Schooße ihrer uralten Mutter, der orientalischen Magie, zu selbstständiger Bewegung zu entringen.

Schon die ersten Lineamente dieser Wissenschaft erregen Grauen bei manchen Theologen, Unwillen bei den Absolutisten des wissenschaftlichen Experiments. Die ersteren, welche bei ihrer ewigen Verwechselung

des Unsichtbaren mit dem Immateriellen den Geist, die Seele zu einem immateriellen Nichts machen, werden, den Psychophysikern zufolge, gezwungen anzuerkennen, daß in alle Ewigkeit 0 = 0 bleibt und kein Wesen, keine individuelle Intelligenz, überhaupt ewig nichts anderes als ein bloßes Nichts sein kann. Mag nun, so lehren die Psychophysiker, der Verdünnungszustand der Bestandtheile der Seele oder des Geistes auch durch eine Zahlenreihe ausgedrückt werden, die von der Erde bis zum Monde reicht, der Schritt aus dem Nichts in die Wirklichkeit muß gethan werden, selbst bloße Kraftcentra können keine puren Nichtse sein, sie müssen als wesenhafte Atome oder Molukūle in die Existenz treten. Nun hat aber Crookes, Entdeckung des sogenannten vierten Aggregatszustandes gezeigt, daß gerade die verdünnteste Materie die energischste Wirksamkeit entfaltet, so daß diese Entdeckung vielleicht eine Brücke werden könnte, um den Theologen mit ihren metaphysischen Nichtsen zu einer Art von wissenschaftlichem Positivismus zu verhelfen, der die Vertreter der exacten Wissenschaft versöhnlicher machen würde.

Die letzteren, durch die Experimente der Psychophysiker gezwungen, müssen endlich, horribile dictu! eingestehen, daß der „Geist" existirt, ja daß das alte Wort: Mens agitat molem (in der mechanischen Bewegung des Stoffes steckt eine treibende Intelligenz), eine colossale wissenschaftlich beweisbare Thatsache enthält. Die Theologen könnten sich über dieses außerordentlich bedeutende Ergebniß freuen und Capital daraus machen, wenn es sicher wäre, daß sich schließlich ihre landläufigen Begriffe und die neu zu gewinnenden wissenschaftlichen vollständig decken würden. Sie scheinen bereits Ketzereien zu wittern und fangen wie gewöhnlich an, nach der Polizei zu schreien.

Die Geschichte der Magie wird die Vorgeschichte der Psychophysik bilden und von Indien ausgehen müssen. Die Hindu, welche eine Culturgeschichte von mindestens 25 000 Jahren hinter sich haben, behaupten mit Recht — denn sie haben es vor den Augen zahlreicher europäischer Forscher und Reisenden bewiesen —, daß sie mit der Magie, d. h. um es kurz auszudrücken, mit der Experimental-Psychologie

seit Jahrtausenden unaufhörlich beschäftigt, darin ebenso große, vielleicht noch bedeutendere Fortschritte gemacht hatten, als die Europäer in den physikalischen Wissenschaften. Je mehr wir neuerdings ihre magischen Leistungen — ihr Wissen halten sie als Tempelgeheimniß noch verschlossen — kennen lernen, desto auffallender wird diese Erfahrung. Die Amerikaner, Engländer und Franzosen (die Deutschen kommen erst hinter der letzten Stelle) haben mit ihren Medien, Somnambulen, Hypnotisirten u. s. w. nichts noch so Außerordentliches und Unbegreifliches gefunden, was nicht schon seit uralter Zeit in den Pagoden Hindostans den Eingeweihten bekannt und zum Theil von den Fakiren, zum Behufe der Befestigung der Macht der Brahmanenkaste, dem Volke vorgemacht worden wäre.

Es hat sich allmählich als historische Thatsache herausgestellt, daß, in mystischen Schleier gehüllt und dadurch vielfach entstellt und verdunkelt, diese geheime Experimental-Psychologie der Hindu, wenn auch nicht vollständig, auf die Chaldäer, die Assyrer, die Aegypter übergegangen und bei den Muhamedanern noch in schwachen Resten (s. die Mittheilungen darüber Seite 74—98) vorhanden ist. Es fehlt noch immer an einer zusammenfassenden Darstellung des gegenwärtigen Zustandes dieser Wissenschaft im Orient, so weit sie Europäern zugänglich sein konnte. Die Quellen dazu finden sich in eingehenden Berichten der Revue britannique, Revue des deux Mondes, Journal du magnetisme (1845—1861, bes. B. VI), sowie in den Werken von Recie, Laborde, Wilson, Esdaile, Colebrooke, Ennemoser, Perty und zuletzt von Dupotet (Traité complet du magn. 4. éd. 1879. XII l.), Jacolliot (Le spiritisme dans le monde, P. 1875. Les Fakirs charmeurs, 1881). Schade, daß Preyer (Ueber die Forschung des Lebens, Jena 1873) seinem Berichte über die Yogis in Indien nicht mehr Ausdehnung gegeben hat.*) Bedeutende Aufschlüsse sind jeden-

*) Fr. Lenormand (Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer, Jena 1878) theilt (S. 1—79) eine Anzahl von Beschwörungsformeln mit, man sucht aber vergebens nach Notizen über die von den Magiern erzielten Phänomene.

falls durch die in Bombay vom Obersten Olcott und Mad. Blavatzky geleitete Theosophische Gesellschaft zu erwarten. Die von dieser Gesellschaft in Verbindung mit Eingeborenen, Brahmanen und Pundits herausgegebene Zeitschrift verdient nach den Proben, welche die Revue spirite u. a. Zeitschriften daraus brachten, auf deutschem Boden und in deutschem Gewande zur Kenntnißnahme unserer Ethnographen, Historiker, Physiologen und Psychologen eingebürgert zu werden. Mit ihren Mittheilungen ist kein Glaubenszwang verbunden; sie läßt auch entgegengesetzten Meinungen das Wort; sie will ja überhaupt nur den Vertretern und Wissenden der uralten indischen Weisheit, der Mutter aller occidentalischen Wissenschaften, Gelegenheit geben, ihre Stimme, ihre Kenntnisse in der modern geschulten Welt zur Geltung zu bringen und sie vielleicht vor der Vergewaltigung durch unwissende und verblendete Fanatiker zu schützen.

Leider hat ein Hauptzweig der Psychophysik, der Spiritismus, statt sich auf dem Boden der Thatsachen und des Experimentes zu halten, sich diesseits und jenseits des Atlantischen Oceans zu Religionssystemen ausgestaltet, die wie alle Religionen ihre Zeloten hervorbringen. Sehen wir doch auch Mesmer, dem Zeitgeiste nachgebend, seinem neuentdeckten thierischen Magnetismus durch ein Weltverbesserungssystem einen Hintergrund geben, in dem die „Regierenden“ eine Gefahr für das Bestehende erblicken mußten.

Man kann der großen Masse der französischen Spiritisten den Namen Psychophysiker nicht geben, es sind Religionsverbesserer, die eine besondere Offenbarung, die Lehre Allan Kardecs, besitzen und jeden Zweifler daran mit Grobheiten und Verdächtigungen als Unwissenden verfolgen. Die toleranteren amerikanischen Spiritisten haben die Offenbarungen des Hellsehers Davis und nennen sich zum Unterschiede von den französischen: Spiritualisten. Spiritisten wie Spiritualisten erklären die nicht zu läugnenden, wissenschaftlich noch unbegriffenen experimentalen Erscheinungen der modernen Magie durch die Mitwirkung von „Geistern“. Mit wenigen Ausnahmen steht die deutsche Wissenschaft nicht auf diesem

Standpunkte; diese Geister müssen sich zuvor legitimiren, ehe jene ihre Pforte öffnet. Wie der amerikanische Physiker Hare berichtet, der es auf mediumistischem Wege erfahren haben will, ist die ganze spiritistische wie spiritualistische Bewegung das Werk höherer Geister, die dasselbe in einer Versammlung berathen und festgestellt haben.

Es ziemt sich nicht hierüber zu spotten. Wenn in rücksichtsloser wissenschaftlicher Forschung ergraute Männer wie der ehrwürdige jetzt fast erblindete Professor Dr. Perty in Bern nach Bewältigung eines ungeheuren, seit mehr als 50 Jahren gesammelten und gesichteten Materials schließlich die Möglichkeit der Existenz von Intelligenzen, d. h. Geistern, die bei den sogen. magischen Experimenten außerhalb des Menschen wirksam sind, einzugestehen sich gezwungen sieht, wenn manche Vorkommnisse bei den Materialisationen in England, Frankreich und Amerika diese Erklärung zu fordern scheinen, so muß der die moderne Methodik anwendende, jedem Mysticismus feindliche und unzugängliche deutsche Forscher auch an die Geistes- und Geisterfrage wenigstens mit allem jenem Ernst und mit aller jener Umsicht und Sorgfalt herantreten, welche diese für den Culturfortschritt der Menschheit allerwichtigste Frage verlangt. Er braucht ja dem Physiker Hare keinen Glauben zu schenken, auch nicht unserem Dr. Friese, der die Geister in irgend einer himmlischen Localität bei mehreren 100 Grad Kälte sich in schemenhaften Landschaften herumtreiben, in fast gedankenhaften Wohnungen mit eben solchen Möbeln leben und sich von ebenso wesenlosen Nahrungsmitteln, sogenannten bloßen Complementen, ernähren läßt. Es können alle diese Offenbarungen sich als thöricht erweisen, aber auf den noch dunklen Wegen dieser Wissenschaft kann dem gewissenhaft nur die Wahrheit suchenden Forscher plötzlich wie mit einem Blitzstrahle eine colossale Wahrheit das ganze mit viel tausendjährigem Schleier bedeckte Gebiet erhellen!

Was von den vitalmagnetischen und magischen Kenntnissen und Leistungen der Hindu bekannt ist, verdankt man nur den in der brahmanischen Hierarchie auf der untersten Stufe stehenden Fakiren; die beiden höchsten Grade der Brahmanen sollen noch jetzt Kenntnisse be-

sitzen und sogenannte magische Wirkungen hervorbringen, welche Europäern so wunderbar und unglaublich erscheinen würden, daß Engländer und Franzosen, welche in Indien Gelegenheit erhielten, einige Erfahrungen darüber zu sammeln, aus Scheu vor der Lächerlichkeit, wie sie versichern, nicht wagen, davon zu sprechen; hie und da findet sich eine kurze Mittheilung, die einigen der merkwürdigsten, als Hirngespinnste eines tollen Aberglaubens bei Seite geworfenen Angaben der Hebräer, Griechen und Römer über die Künste der Magier eine unerwartete Bestätigung aus modernerer Zeit zu geben scheinen. Aus eben diesem Grunde, und weil ich hier keine Abhandlung schreibe, unterlasse ich Citate, will jedoch auf alle Gefahr hin der Exemplification wegen anführen, daß, während ganz Hindostan den Ausgang des Krimkrieges mit der größten Spannung erwartete, den Brahmanen der Fall Sebastopols in derselben Stunde bekannt geworden sein soll, so daß die Hindu eher als die Engländer davon Nachricht hatten. Es braucht niemand hieran zu glauben, und ich sage auch nicht, daß ich es thue, aber angesichts der Versuche, welche letzthin mit „psychographischer Telegraphie" zwischen zwei spanischen Städten gemacht worden sind — und die gelungen sein sollen —, darf wenigstens von einer absoluten Unmöglichkeit nicht gesprochen werden. Wieviel vor 50 Jahren noch unmöglich Scheinendes hat nicht das Medium Eddison, der Erfinder des Telephons u. s. w., zum Staunen der Welt in die tägliche Praxis gebracht!

Der sittliche Werth dieser „höheren Magie" muß noch bewiesen werden — keine unwichtige Aufgabe für die Theosophen in Bombay! — aus folgendem Grunde:

Die oberen Grade der Brahmanen haben als Leiter des ganzen Systems jedenfalls Gewalt über die unteren. Wenn nun ihre tieferen Kenntnisse sie auch auf eine höhere sittliche Stufe erheben, wie kommt es dann, daß sie die sinnlichen Ausschweifungen in den unteren Regionen zulassen? Die Fakire, die als Bettelmönche das Land durchziehen und durch ihre in den Pagoden erlernten magischen Künste viel Geld sammeln, liefern dasselbe ab, um jedes Jahr damit die Kosten von Orgien zu

bestreiten, zu deren Beschreibung die grellsten und scheußlichsten Farben aus Sueton und Juvenal nicht hinreichen würden. Jacolliot war durch Vermittlung eines befreundeten Rajas ungesehen Zeuge einer solchen, bei welcher sich in einer von riesenhaften Göttergestalten gebildeten Tempelgruft einige hundert Fakire, Rajas, Brahmanen — und Bajaderen nach einem religiösen Vorspiele in grausenhafter Weise allen Ausschweifungen der Völlerei und Unzucht hingaben.

Die Deutschen haben endlich angefangen, sich in alle diese Dinge wissenschaftlich zu verbeißen und sie werden nicht nachlassen, bis sie der Isis den Schleier abgerissen haben. Natürlich fängt unter uns alles mit innerem Hader an, bei dem sich die Parteien die größten Grobheiten sagen. Die Franzosen ziehen es mehr vor, unter einem Hute als enthusiastische Anhänger irgend eines Systems zu marschiren, als Schüler des Barons Dupotet, seligen Andenkens, oder als Gläubige Allan Kardecs. Dem Germanen sitzt der Individualismus, das: „Selbst ist der Mann" so im Fleische und Blute, daß jeder richtige Deutsche auch wissenschaftlich ein geborener Ketzer ist und, möchte ich fast sagen, brandig riecht. Die französischen Spiritisten ärgern sich nicht wenig, daß die Kardec'sche Offenbarung nicht sofort in Deutschland als Evangelium der Gebildeten allgemein aufgenommen worden ist. Ich hatte versucht, dieses Religionsverbesserungs-System, welches die Tradition von Fourier und Reybaud nicht verleugnen kann, in meiner France contemporaine objectiv und unparteiisch zu beurtheilen und neben den guten auch die bedenklichen Seiten desselben zu schildern. Zur Belohnung dafür fielen die spiritistischen Zeitschriften, namentlich „Licht, mehr Licht" (Nr. 1) über mich her und, statt auf meine Fragen und Auseinandersetzungen einzugehen, schoben sie alle Discussion bei Seite durch Redensarten über meine Unkenntniß, obschon sie bei genauerem Zusehen erkennen mußten, daß ich (seit 1849) kein Neuling darin war und über ein bedeutendes Quellenmaterial verfügte.

Was die kaum nennenswerthe Verbreitung der spiritistischen Offenbarung in Deutschland betrifft, so gestatte ich mir darüber folgende Bemerkungen: Ich lasse die Glaubwürdigkeit und den Werth dieser

Lehre, die unläugbar auch manche schöne Seiten hat, bei Seite und erinnere die ungeduldigen Gläubigen derselben an einige von ihnen ganz übersehene Capitalpunkte: 1) Es handelt sich dabei um eine tiefgreifende Modification der religiösen Anschauung eines ganzen Volkes. 2) Eine religiöse Anschauung, welche Jahrhunderte lang die ganze Erziehung und Bildung eines Culturvolkes beherrscht hat und zu einem Lebenselemente seiner geistigen und sittlichen Cultur geworden ist, läßt sich nicht einmal durch das Schwert oder durch eine Revolution umgestalten, viel weniger noch durch ein vom Auslande importirtes neues System. Auf geistigem und vor allem auf religiösem Gebiete muß der Deutsche eine Veränderung seiner Anschauungen und Ueberzeugungen durch die Vertreter seiner Wissenschaft zuerst selbst errungen, erprobt und durchlebt haben; sie muß sich als nationales Eigenthum legitimiren, bevor sie auf allgemeinere Anerkennung rechnen kann. 3) Die Franzosen mögen Noth und Eile haben, um die über 300 000 Mann und Weib zählende schwarze Garnison aus dem Lande zu schaffen. In Deutschland macht sich das Bedürfniß, das Christenthum, natürlich das von Politik und Herrschsucht sich fern haltende, durch ein anderes religiöses und sittliches Bildungsmittel zu verdrängen, nicht fühlbar. Die so oft wunderbar treffende praktische Moral der Evangelien — das gestehen selbst deutsche Atheisten ein — läßt sich durch nichts ersetzen, also auch weder durch irgend ein Natur-Evangelium, noch durch die spiritistische Offenbarung.

Es wird also in Deutschland die Objectivität der wissenschaftlichen Untersuchung nicht durch religiöse oder mystische Tendenzen und Systeme auf Seitenwege geführt werden. Wie rücksichtslos unsere Forscher dabei alte Irrthümer widerrufen, beweist u. a. die geniale Arbeit des Prof. Dr. Moritz Benedikt in Wien (Wiener Klinik, 3. Heft, März 1880), worin er Mesmers „großes culturhistorisches Verdienst“ mit der größten Anerkennung hervorhebt. Eine ganze Reihe unserer tüchtigsten Forscher: Preyer, Weinhold, Heidenhain, Eulenburg, Grützner, Schneider, Berger, Bäumler, Gscheidlen, Rühlmann u. a. setzen den Hebel zur definitiven Lösung der magischen und mediumistischen Räthsel an die richtige Stelle,

Mesmerismus, Hypnotismus, an und haben bereits schöne Resultate erzielt, aber auch manche seit länger als 30 Jahren bei Seite geworfenen Wahrheiten wieder aufheben müssen. Letzteres wird, je weiter sie dringen, noch mehr der Fall sein. Die Sache ist in guten Händen, und ich habe mich als Laie in Bescheidenheit herzlich darüber gefreut, daß sie endlich auf deutschem Boden, wo ja die wissenschaftlichen Entscheidungskämpfe der heutigen Culturvölker entschieden werden, endlich in Fluß gerathen ist.

Schließlich bemerke ich noch den allzu gläubigen Spiritisten gegenüber, daß allen Untersuchungen über die indische Magie und die spiritistischen Phänomene die definitive Lösung der (Seite 242 berührten) Frage der sog. magischen oder magnetischen Ansteckung voranzugehen hat. Stellt es sich heraus, daß die Theilnehmer an den Sitzungen mit Medien durch geistige Hypnose die Objektivität der Beobachtung in hohem Grade verlieren, daß sie dauernden Hallucinationen (z. B. vielleicht bei Entlarvungen, wo man statt der vermeintlichen Geistergestalt das Medium selbst umfaßt hält), daß sie ganz in dessen Gedankenkreise hineingezogen werden oder eine Assimilation der beiderseitigen Gedankenkreise stattfindet, so hat die wissenschaftliche Methodik neue Wege zu suchen, um sich vor Täuschung zu sichern. Die kalte, ungetrübte Objektivität wird auch dadurch gestört, daß manche Theilnehmer an den Sitzungen allmählich in eine Art von nervöser wie geistiger Ueberreizung und Ueberspannung verfallen, die sich selbst in der Excentricität des Stiles und der Ausdrucksweise ihrer litterarischen Produkte psychologisch nachweisen läßt. — Für die Erzeugung von Hallucinationen durch die Fakire (und Medien?) spricht u. a. folgende Thatsache: Nach dem American Phrenological Journal 1854 und Philips Electro-Dynamisme vital. P. 1855. S. 395 befand sich der Brahmane Lehanteka 1854 in S. Franzisko und gab dort einen „Beweis von der direkten Einwirkung des Willens auf den Geist Anderer", indem er die Theilnehmer an der Sitzung steif und fest glauben machte, sie sähen einen Schwarm Vögel im ganzen Saale herumfliegen. — Die Frage der Fascination ist schon längst in Frankreich gründlich erläutert worden (u. a. v. Chardel. Psychologie

physiologique 3. éd. P. 1844. Brierre de Boismont. Des Hallucinations, 1851. Während meines Aufenthaltes in Belgien 1848—1849 machte Le Hon in Brüssel noch weit merkwürdigere Hallucinations-Experimente als neuerdings Hansen, durch den erst die gelehrte Welt Deutschlands zu genauerer Beachtung aufgerüttelt werden mußte. Ich läugne nicht, daß manche magische Phänomene sich weder durch Sinnestäuschungen noch durch Wirkungen der bisher bekannten Naturkräfte erklären lassen. Aber leben wir denn nicht auf einem Sonnenstäubchen in Mitten einer unendlichen unsichtbaren, aber realen Welt, die wir als Luft, als Wärme sozusagen mit den Händen greifen können? Wir stehen kaum auf der ersten Stufe der Erkenntniß der Wirkungen und Eigenschaften der kleinsten Stofftheile; es ziemt uns daher Bescheidenheit — in Erwartung ungeahnter Entdeckungen auf diesem Gebiete. B.

Aus dem Leben der Sipoys.

Eigenschaften und Lebensweise des Sipoys. — Seine militärischen Tugenden. — Werthschätzung der Sipoy-Armee in Indien.

Der Sipoy ist einer nachsichtigen Disciplin unterworfen, so wie sie seiner sanften, ernsten Gemüthsart, seinem nüchternen und regelmäßigen Leben angemessen ist. Er trinkt nur Wasser, findet nur Gefallen an Beschäftigungen für Sitzende, an Märchenerzählern, Bayaderenliedern und ernsthaften Gedanken, denen er sich beim Genuß seines Houkah (Pfeife) hingibt. Vom Lager entfernt er sich nur seiner Abwaschungen wegen, und es wäre überflüssig, ihn wie den Europäer mit strengen Verordnungen und Verboten einzuzwängen. Man verlangt von ihm nur die bald erworbene Gewandtheit in der Handhabung der Waffe, das Verständniß der militärischen Bewegungen, das er fast instinctmäßig erreicht: es genügt zu diesen Uebungen ein Theil des Morgens von 5 bis 8 Uhr. Der ganze übrige Theil des Tages gehört ihm, falls er keinen Dienst hat; er kann darüber verfügen und mißbraucht diese Muße nicht.

Keine Armee der Welt ist angenehmer zu commandiren, so lange sie in ihren Garnisonen steht. Die Sipoys sind Kinder und zwar gutartige Kinder wegen ihrer naiven Einfalt und ihrer harmlosen Sanftmuth; sie zeigen sich voll Gefälligkeit und Zuneigung gegen ihre Führer, sobald sie bei denselben die geringste Gutmüthigkeit finden;

dabei sind sie von deren ungeheurer Ueberlegenheit an Kenntnissen, Muth, List, physischer Kraft und selbst an „Schwarzkunst" überzeugt, denn sie schreiben ihnen sogar Zauberei zu.

Ihre militärische Ausbildung ist, wie gesagt, bald vollendet; ihre Bekleidung und Bewaffnung ist, wie überhaupt in der englischen Armee, ganz vorzüglich und kann jeder Armee als Muster dienen. Kurz, die indische Armee mit ihrer heutigen Ausrüstung und Organisation ist eine der schönsten und am besten disciplinirten der ganzen Welt.

Die Leichtigkeit, sie zu recrutiren, ist geradezu ohne Grenzen. Brauchte man eine Million Leute, so würde man sie ohne gewaltsame Einstellung in sechs Monaten haben: ein Aufruf mit Trommelschlag auf den Märkten würde dazu hinreichen. Jede Ecke, jeder Winkel, jedes Karawanserai, wo das Elend ein Obdach finden kann, würde sein Contingent von Ohnehosen, von Oumeidars (d. h. Hoffnungsleute, wie man sie ironisch nennt), von armen Teufeln stellen, welche alles, sogar ihr Arbeitszeug verloren haben, Bauern, Weber, Handwerker ohne Arbeit, die auf den Straßen herumlungern und auf Gelegenheit warten, für sich und manchmal für ihre in der Nähe verborgene Familie das tägliche Brod zu verdienen. Es sind Freiwillige, die auf den Knieen um die Erlaubniß in Dienst zu treten bitten werden. Für solche Rekruten ist die Veränderung der Lebenslage ganz außerordentlich, da sie plötzlich und dauernd aus den beständigen Qualen der Nahrungssorgen und des Hungerleidens zu einer ihnen luxuriös scheinenden Existenz übergehen, die ihnen gestattet, monatlich wenigstens 10 Francs an ihrem Solde zu ersparen und damit entweder ihre Familie reichlich zu unterstützen oder sich einen Sparpfennig für das Alter zu sammeln.

Man hat also nur die Verlegenheit der Auswahl der Rekruten, eine Verlegenheit, die nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Beim ersten Garnisonwechsel, besonders wenn es gilt, gegen den Feind zu marschiren, beginnen die Vortheile des Waffenhandwerkes den Leuten weniger glänzend zu erscheinen. Nicht selten desertiren die Oumeidwars (Gemeine) zu Hunderten, da sie das Lazzaronileben trotz seiner Sorgen

den Strapazen eines langen Marsches oder den Kriegsgefahren vorziehen.

Die Wahl guter Rekruten mit militärischen Eigenschaften ist also schwer; sie hängt fast immer von deren Abstammung ab; die militärische Tüchtigkeit ist eine Rassenfrage. Welche Rasse überwiegt in der indischen Armee?

Obgleich alle Klassen der indischen Bevölkerung mehr oder weniger zur Bildung der Armee beitragen, so herrscht doch das Hindu-Element in der bengalischen Armee und allgemein in der Infanterie der drei indischen Heere vor. Wenn in der Kavallerie der drei Präsidentschaften das muhamedanische Element überwiegt, so muß man, um Irrthümer zu vermeiden, mit in Anschlag bringen, daß diese Muhamedaner Abkömmlinge der zur Zeit der afghanischen und mongolischen Eroberungen zum Islam bekehrten Hindu niedriger Kasten mit allen physischen Eigenschaften der Hindu sind. Muselmanen reinen Blutes, Abkömmlinge der Araber, Perser oder Tartaren, mit stärkerem Körperbau und größerer Ausdauer sind im Lande äußerst spärlich vorhanden und treten lieber bei ihrem rechtgläubigen Fürsten in Dienst.

Man muß also den Werth der eingeborenen Armee hauptsächlich nach ihrem Hindu-Bestandtheile beurtheilen.

Es liegt in der Naturanlage, in dem Wesen, in der Rede der Hindu eine Schüchternheit, eine Weichlichkeit, die jedem sofort in die Augen fällt und den Ankömmling aus Europa fast handgreiflich bald zu dem Bewußtsein seiner Ueberlegenheit über die ihn umgebende Menschenrasse bringt.

Der Grund dafür liegt theils in physischen, theils in moralischen Ursachen. Die Mäßigkeit der Hindu ist außerordentlich; sie enthalten sich aller substantiellen Nahrung, aller Fleischspeisen; sie berauschen sich höchstens in Arak, Kalou oder Opium. In einem ohnehin entnervenden Klima geben sie sich maßlos sinnlichen Genüssen hin; daher ihre schwächliche, energielose Körperbeschaffenheit, die sie noch schwächer auf ihre Nachkommen übertragen. Obgleich fast ohne Muskelkraft, besitzen sie

eine außerordentliche Gelenkigkeit und Gewandtheit; sie können langdauernde Strapazen ertragen. Indische Boten können 5 oder 6 Tage lang täglich 50 engl. Meilen zurücklegen, und selbst Sipoys in voller Kriegsausrüstung können außergewöhnliche Märsche machen.

Diese Weichlichkeit und dieser feinere Körperbau, wodurch die Leidenschaften und moralischen Eigenschaften der Hindu übermäßig reizbar gemacht werden, erklären dem Physiologen die seltsamen Gegensätze in ihrem Charakter, die jeden Augenblick das Erstaunen des Europäers erregen. Derselbe Hindu, der vor der Peitsche oder der geballten Faust eines Engländers zittert, wird sich, ohne zu zucken, unter den Rädern des Götterwagens zu Jagarnath zermalmen lassen. Auf der Jagd wird man ihn die Tiger und andere wilden Thiere mit einem Eifer und einer Geduld verfolgen sehen, die kein anderes Volk übertreffen könnte. Selbst im Kriege hat der Sipoy — jedoch nur in besondern, außergewöhnlichen Fällen — eine Tapferkeit bewiesen, welche die Engländer mehr als einmal bewundert haben. Diese Tapferkeit ist, allerdings als Sieg des Geistes über einen schwachen Körper, nur individuell und kann durchaus nur vorübergehend sein.

Sieht man sich den Körperbau der Hindu etwas genauer an, so wird man über die geringe Nachhaltigkeit ihres Muthes sich nicht mehr verwundern. Im Allgemeinen haben sie eine schöne Gesichtsbildung und eine wohlgebaute Gestalt, dagegen sind ihre Glieder schwach und zart. Ihre enge und kümmerliche Brust scheint zwischen den Schultern fast eine Höhlung zu bilden. Sieht man ihre spindeldünnen Beine, ihre mageren, jeder Muskelentwicklung entbehrenden Arme, so begreift man, wie sehr ihnen ein Kampf Mann gegen Mann zuwider sein muß, wie entsetzlich ihnen der Gedanke ist, sich mit den kraftstrotzenden Angelsachsen messen zu müssen.

Während meines neunjährigen Dienstes habe ich mehr als hundertmal gesehen, wie eine Abtheilung von 25 Sipoys den Befehl erhielt, sich eines betrunkenen englischen Soldaten zu bemächtigen, der keine

anderen Waffen hatte als seine Fäuste, während sie mit Stöcken und Gewehren versehen waren. Es war merkwürdig und zugleich lächerlich anzusehen, mit welchem Schrecken sie sich ihm näherten ohne es zu wagen, und zwar manchmal mehr als eine Stunde lang, ihn anzufassen, obschon er sich kaum auf seinen Beinen aufrecht erhalten konnte. Der Engländer ging mitten durch sie hindurch und schlug mit jedem Faustschlage wie mit einem Dreschflegel einen Mann zu Boden. Fiel er jedoch strauchelnd über irgend eine Bodenunebenheit hin, so stürzten alle Sipoys wie Löwen über ihn her, zahlten ihm seine Hiebe mit Zinsen wieder, banden ihm Arme und Beine zusammen und brachten ihn dann triumphirend ins Quartier, vollständig zufrieden, aber noch ganz zitternd über ihren Sieg, als wenn sie irgend ein wildes Thier gebändigt hätten.

Der aus seiner physischen Schwäche stammende Mangel an Energie beim Hindu wird durch seine abergläubischen Meinungen noch vermehrt. Da ihm sein Glaube verbietet, selbst das kleinste Thier zu tödten, so muß er sich bei jedem Schritt und Tritt hüten, irgend einen unfreiwilligen Mord zu begehen; alles ist für ihn Gegenstand eines nebelhaften aber beständigen Schreckens, wodurch seine Nervosität aufs äußerste gesteigert wird.

Mein naturwahres Gemälde wird von Keinem, der in Indien gelebt hat, bestritten werden können; höchstens wird man sagen, daß die höheren Klassen der Hindu, die Radschputen, die Goorkhas, die Sikhs und im Allgemeinen die Bergbewohner eine Ausnahme bilden. Ich läugne das nicht, aber diese Rassen sind nur spärlich in der Armee vertreten*), Goorkhas sind in einigen kleinen Provinzial-Corps für den Dienst in den Bergländern. Mit geringen Ausnahmen gehört also die Sipoy-Armee der schwächlichsten Menschenrasse, dem indischen Typus in seiner gewöhnlichen Entwicklung an.

---

*) In neuester Zeit haben die Engländer angefangen, diesem Mißstande einigermaßen abzuhelfen; sie haben jetzt namentlich die Goorkahs-Regimenter vermehrt. B.

Nach dieser Schilderung der physischen und moralischen Eigenschaften der Sipoy können wir zur Beantwortung der Hauptfrage, bei welcher es sich um die Zukunft der britischen Macht in Indien handelt, übergehen; diese Frage lautet: Welches ist der wirkliche militärische Werth der eingeborenen Truppen des englisch-indischen Heeres?

Antwort: Die Sipoy-Regimenter genügen vollständig für den Dienst gegenüber den Eingeborenen selbst: sie halten die zahlreichen Völkerschaften der Halbinsel im Zaume, treiben unter englischer Führung die wilden Bergstämme zu Paaren, ersparen den europäischen Truppen manche Strapazen und Mühseligkeiten, liefern die Besatzungen der ungesunden Landstriche, schaffen das Kriegsmaterial, den Train, die Feldspitäler u. s. w. fort; kurz, sie sind die Beine der englisch-indischen Armee, während die Europäer deren Arme, Kopf und Herz bilden.

Ein solches Ergebniß hat schon große Bedeutung. Wenn jedoch die Engländer behaupten wollten, mehr erzielt zu haben, so wäre dieses eine Unwahrheit (ich sage nicht: eine Verblendung), welche der Patriotismus allein zu entschuldigen vermag. Wagen sie es, die Sipoys europäischen Truppen zu vergleichen, so erröthen sie heimlich selbst über diese so handgreifliche, absichtliche Verletzung der Wahrheit, da, alles in allem genommen, die Sipoys von ihren eigenen Offizieren verachtet werden. Einige Züge individueller Tapferkeit, die man ja überall, selbst bei Frauen findet, sollen nicht in Abrede gestellt werden; aber bei dem Hindu ist es jedesmal nur eine Tapferkeit, die einen Tag, einen Augenblick dauert.

Unter dem Auge des Offiziers, der ihn persönlich kennt, wird der Naik sich schlagen, um Djemmadar, der Djemmadar, um Soubadar, der gemeine Sipoy, um Naik zu werden; aber sobald der Offizier fällt, hört auch dieser berechnete Muth auf.

Den schlechtesten europäischen Truppen gegenüber, und das behaupte ich nach neunjährigen Beobachtungen, würden die Sipoys keinen

Augenblick standhalten; sie würden allenfalls ein Feuergefecht, eine Belagerung, ein Bombardement, aber nimmermehr einen Bajonettangriff aushalten. Beweise habe ich in Fülle.

Als sich unter Sir Georg Barlows Verwaltung die ganze Madras-Armee empörte, von englischen Offizieren, die sich zu beklagen hatten, aufgewiegelt und commandirt, wurde dieselbe, 45 000 Mann stark, von 7 zerstreuten Bataillonen und 3 Schwadronen der Königlichen Armee in kaum 4 Wochen so zusammengehauen und auseinander getrieben, obschon fast die ganze europäische Artillerie zu den Rebellen überging, daß die Regierung sich für stark genug hielt, alle aufständischen Sipoys nicht nur zu begnadigen, sondern auch wieder fortdienen zu lassen. Solche Thatsachen sind hartnäckige Dinge, (these facts are stubborn things) sagen die Engländer.

In den Feldzügen, welche ich mitmachte, kam es nicht selten vor, daß bei einem Sturm auf eine Schanze oder eine Festung die Sipoys ihre Offiziere und europäischen Kameraden im Stiche ließen und zurückblieben. Beim Sturm auf Bakh verlor im ersten Anlauf das 31. Sipoy-Regiment 13 Mann, worunter 3 Europäer; sein Muth war dadurch so herabgestimmt, daß die englischen Offiziere den zweiten Angriff für ihre Leute zu bedenklich hielten und das Regiment im Gesträuch zurückließen, um als Freiwillige den Sturm mit dem 55. Regiment mitzumachen. Oberst Brett stand allein, ohne einen einzigen Sipoy zur Seite am Fuße der Palissade und wartete auf eine Leiter, um mit den Engländern hinüberzusteigen. Die merkwürdigsten Zahlen lieferte das berühmte 9. Sipoy-Regiment: Kämpfer 800; getödtet: 1 englischer Offizier, kein einziger Sipoy, verwundet: Niemand.

Résumé: Auf einen Kern europäischer Truppen gestützt, genügt die Sipoy-Armee, um die Fremdherrschaft in ihrem Vaterlande gegen innere Feinde aufrecht zu erhalten, sich selbst überlassen ist sie nicht im Stande dem Lande seine Unabhängigkeit wiederzugeben. Es ist eine Waffe, die sich nur gegen das verweichlichte Asien schneidig zeigt, die jedoch an der Energie europäischer Feinde sofort zersplittern würde.

Sie kann ernsthaften Concurrenten auf indischem Boden nicht mehr als Abschreckungs-Popanz vorgehalten werden.

(Der letzte scheinbar so furchtbare Aufstand von 1857, woran der religiöse Fanatismus, der Haupthebel verzweifelter Tapferkeit bei den Asiaten, einen hervorragenden Antheil hatte, kann demjenigen, welcher die Gründe der schnellen Niederwerfung desselben genauer kennt, nur als eine Bestätigung der vorstehenden Werthschätzung dienen. Das Paradiren von 3000 Mann indischer Truppen während des letzten russisch-türkischen Krieges im Mittelländischen Meere hat darüber weder Russen noch Franzosen Sand in die Augen gestreut.)

Nach Graf Eduard von Warren.

Die Messe von Hurdwar.

Das merkwürdigste Volksfest Hindostans.

Vor mehreren Jahren hatte ich das Glück, das alte Indien mit seinen Fürsten und Rajas, seinen Brahmanen, Fakiren und Zauberern, seinem Luxus und Elend, seinem glühenden Glaubenseifer, seiner primitiven oder höchst verfeinerten Industrie, seinen friedlichen Sitten in einem alle europäischen Begriffe an Riesenhaftigkeit und Ungeheuerlichkeit der Verhältnisse übersteigenden Gemälde vereinigt zu sehen. Es war auf der Messe von Hurdwar, die jährlich an der Stelle, wo der Ganges aus dem Himalaya hervorbricht, zahllose Schaaren von Pilgern und Kaufleuten aus allen Theilen Indiens, aus Arabien, Persien und Tibet zusammenführt. Bei meiner Anwesenheit genügten 6 englische Beamte und ein halbes Bataillon Sipoys, um mehr als eine Million Menschen in Ordnung zu halten.

Schon acht Tage vor der großen Feierlichkeit waren dreißig Meilen weit in der Runde alle Wege mit Menschen bedeckt, in endlosen Reihen von Fußgängern, Kameelen und Ochsenkarren; von meinem Palankin aus sah ich in eine wahre Völkerwanderung, die beim Auszuge aus Aegypten nicht zahlreicher sein konnte. Beim Anblicke dieser dichtgedrängt heranziehenden Menschenmassen erlangt man einen Begriff von der unzähligen Bevölkerung Hindostans, sowie von der Macht, welche trotz einer hundertjährigen Beherrschung durch Christen der alte Glaube noch besitzt. Alle indischen Volksstämme sind hier vertreten: der tapfere, herkulisch gebaute Radschpute, der schüchterne Bengale,

der Hindu aus dem Pendjâb, der Araber aus dem Scind. Und welches Aussehen, welches Benehmen! Dieser kommt aus Südindien und trägt nur einen Stock und einen kupfernen Topf; in jenem Ochsenwagen sind wie Heringe in einer Tonne fast zwanzig Männer, Weiber und Kinder zusammengepöckelt, die so seit Monaten reisen. Eine lange Reihe von Kameelen bringt jene Pilger aus den Wüsten Hochasiens. Hier kommt eine Schaar dunkel gekleideter, sich verdächtig benehmender Mädchen heran, die mit ihrem gräulichen Geschrei den Lärm der Trommeln übertönen, womit auf einem Halteplatz die Pilger sich vergnügen. Dort spreizt sich in einem mit Goldzierrathen überladenen Palankin ein reicher Babu, der nach Besorgung seiner weltlichen Geschäfte seinen religiösen Pflichten am heiligen Ganges nachkommen will.

Seltsame Scenen in drastischen Localfarben künden dem Reisenden die Nähe des Pilgerlagers an. Am Rande des Weges zeigen scheußliche Bettler ihre Geschwüre, ihren Aussatz, ihre entsetzlich geschwollenen Glieder. Heilige Männer, nackt, die Haare von Schmutz starrend, rufen mit rasendem Geschrei die Mildthätigkeit an. Anderswo stehen phänomenale heilige Ochsen, eine mit Muscheln verzierte Decke über dem Rücken und ein fünftes Bein an der Schulter; es ist mit weißen Fäden daran festgenäht, allein der fromme Glaube sieht das nicht.

Die reichste Almosenerndte erzielt auf seinem Teppich ein Sanyassi, der den merkwürdigen Gedanken gehabt hat, sich mitten auf den Weg unter mehrere Zoll Erde zu legen, womit ein Theil seines Körpers bedeckt ist. Durch seine Concurrenz ruinirt er einen armen heiligen Ochsen, der nicht weit davon der mildthätigen Aufmerksamkeit der Gläubigen vergebens ein überflüssiges Bein zeigt, welches höchst kunstgerecht an seinem Nacken befestigt ist.

Soweit der Blick reicht, von der Ebene bis zu den Bergen dehnt sich das Zelt- und Hüttenlager aus, dessen Straßen von den Behörden vorher sorgfältig abgesteckt worden sind. Mehr als eine Million Menschen! An vielen Stellen ist das Gedränge so dicht, daß man das Lager nur auf Elephanten besichtigen kann, wenn man der Gefahr, erdrückt zu werden,

entgehen will. Diese Thiercolosse verstehen es wunderbar, sich einen Weg zu bahnen und sind in ihrer Gutmüthigkeit so vertraut mit den Hindu, daß sie über die Köpfe ganzer Familien der Ruhe pflegender Leute hinwegschreiten, ohne daß Jemand sich rührt oder darauf achtet.

Das Lager der fanatischen Baïragis am Kanal bietet das characteristischste Bild der Verthierung durch Wahnglauben. Zu Dutzenden sitzen sie schmutzbedeckt und unbekleidet am Wege; der eine streckt einen seit Jahren starr gewordenen Arm gen Himmel, dem andern sind die Nägel durch die beständig geballte Faust gewachsen. Hier steht ein heiliger Büßer seit Jahren auf einem Beine, unvernünftiger als ein Storch.

Das Hauptquartier dieser Fanatiker ist unter dem Schatten eines riesigen Feigenbaumes. Dort steht eine Art von Altar mit kupfernen Tellern voll Reis und Blumen. Rings herum hocken, häßlich wie chinesische Götter, vier nackte Fakire. Wenn Nachts die Menge der Gläubigen mit gräßlichem Gebrüll und unter dem betäubenden Lärme der Trommeln und kupfernen Instrumente ihre Lieder anstimmt und die Fackeln diese Scene mit düsterem Scheine erhellen, so sieht man ein wahrhaft diabolisches Bild, das der kühnste Malerpinsel nicht wiederzugeben vermöchte.

Um 6 Uhr Morgens sollte die Prozession der Baïragis deren Lager verlassen, um sich nach dem heiligen Ghaut zu begeben. Eine Compagnie des irregulären Gourkah-Regiments hielt die Ordnung aufrecht. Diese Soldaten, Bergbewohner von kleiner, aber kräftiger Gestalt, sahen fast wie die baskischen Voltigeurs aus. Sie tragen die dunkelgrüne Uniform der Rifles-Brigade.

Die englischen Behörden und ihre Gäste hatten auf Elephanten hinter den Gourkahs Platz genommen, um den Zug zu sehen, dessen Weg eine Reiterschaar in grünem Turban und scharlachrothen Röcken mit Mühe in der unermeßlichen Volksmenge freihielt.

Voran schreiten, von fürchterlichem Geschrei begrüßt, zwölf reich geschmückte Elephanten, auf welchem Fakire mit grellfarbigen, riesigen

Fahnen sitzen. Hinter diesem Vortrabe schreitet ein prachtvoller Elephant, der in einem silbernen, korbartigen Behälter auf seinem Rücken das würdevoll aussehende, in einen reichen Kaschmirshawl gehüllte Haupt des Baïragis-Ordens trug. Ich dachte unwillkührlich an Robespierre, wie er in blauem Rock und gelber Hose an der Spitze der Sansculotten zum Feste des Être suprême auszog.

Hinter diesem Großwürdenträger werden mehrere schöne Pferde, mit kostbaren Decken beladen, geführt, als Geschenke für die Brahmanen, welche die heiligen Orte in Obhut halten. Nun kam eine Schaar von Musikanten, welche mit ellenlangen Trompeten, großen Tam-tams und anderen Instrumenten einen wüthenden Lärm machten und der, in einer einzigen mehr als 3000 Mann zählenden Colonne heranziehenden Hauptmasse der Baïragis voranschritten, die mit ihrem Geheul die infernalische Musik begleiteten.

Wir mußten uns eilen, auf einem Nebenwege mit unsern Elephanten dem Zuge zuvorzukommen, um die Scene an der heiligen Badestelle zu sehen.

Der Anblick war ebenso seltsam wie großartig. Die Oberfläche des Wassers, die Dächer der Tempel und Häuser waren mit einer unzähligen Menschenmenge bedeckt. Ueberall am Horizonte, wohin auch das Auge dringen mochte, erblickte es keinen anderen leeren Raum, als die von einer dreifachen Reihe Schildwachen geschützte heilige Treppe.

Mitten im Flusse standen Elephanten, von denen reiche Eingeborene und europäische Besucher auf dieses merkwürdige Rundgemälde herabsahen, in dem manche echt localgefärbte Scenen hervortraten. Ein dicker Brahmane mit dreifachem Kinn und unförmlichem Leibe sprang, einem Triton gleich, im Wasser herum und stieß wie ein Knabe Freudenrufe aus. Anmuthig sah es aus, wie zwei junge Mädchen, die einzigen schönen Mädchen, welche ich unter dieser Volksmenge von mehr als einer Million erblickt habe, sich zärtlich küßten und mit der rechten Hand sich gegenseitig das heilige Wasser reichten. Hier führen Kinder ihre blinden oder altersschwachen Eltern in das reinigende Bad. Dort trägt

ein herkulischer Hindu wie ein frommer Aeneas ein altes Mütterchen, welches nach ihrem zitternden dürren Körper und ihren thränenden Augen zu schließen, hundert Jahre überschritten haben muß; sie vereinigt ihre gebrochene Stimme mit den Freudenrufen der Menge. Auf kleinen Gerüsten im Wasser stehen Kinder mit rothen Kleidern und Helmen von Goldpapier, die Pfauenfederbüsche tragen; sie erhalten reichliche Almosen. Schildwachen endlich im rothen Rocke mit einem Tuche um die Lenden stehen an den gefährlichsten Stellen und halten mit Stöcken die Menge davon ab oder machen Miene den Zudringlichsten Wasser in das Gesicht zu werfen, eine Drohung vor der alle mit dem größten Entsetzen zurückweichen.

Ich betrachtete mit gespanntester Neugierde alle diese einem andern Zeitalter anzugehören scheinenden Scenen, als der vorderste Zug der Baïragis oben am Ghaut erschien. In einem Nu waren alle Stufen der heiligen Treppe von einer Menschenfluth bedeckt: es war ein Ameisengewimmel, eine wahre Lawine von schwarzen Köpfen, braunen Körpern, die sich in dem Fluß wälzte und in deren Mitte die glänzend rothen Uniformen der Sipoys, die nach rechts und links mit ihren Stöcken um sich schlugen, hervorstachen.

Jetzt stürzten sich von einem Nebenwege her auch die Elephanten der Prozession in den Strom und die Fakire sprangen wie toll von ihrem Rücken in das Wasser. Es war eine riesenhafte Saturnalie, zu deren Schilderung der Pinsel eines Descamp nöthig wäre. Schließlich bemerken wir noch, daß der hervorragendste Charakter dieser unzähligen Menschenmenge ihre Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit, sowie ihre Achtung vor den Vertretern der Ordnung ist; der europäische Reisende kann sich in den dichtesten Schaaren herumtreiben, ohne durch Schimpfworte beleidigt, von Blicken des Hasses verfolgt zu werden.

Nach E. von Valbezen.

Indien im Jahre 1880.

Nach Sir Richard Temple.*)

Indien bildet gegenwärtig schon durch seinen Handel, der in Aus- und Einfuhr auf 2¹/₄ Milliarden Mark gestiegen ist, ein Hauptlebenselement der englischen Macht; es ist daher erklärlich, daß England einerseits mit der ängstlichsten Sorgfalt auf jede Bedrohung seiner dortigen Stellung achtet, andrerseits die Productionsfähigkeit dieses reichen Landes in jeder Beziehung zu heben sucht, so daß u. a. seit 24 Jahren mehr als 12 Milliarden auf öffentliche Arbeiten, namentlich Eisenbahnen, verwandt worden sind.

Die Engländer haben in Indien eine höchst schwierige, verwickelte Aufgabe: nach der Unterwerfung von 240—250 Millionen Menschen**) stehen sie gegenüber einer uralten Cultur, einer Sprache, Literatur und Religion, aus denen mit dem ganzen Oriente auch das Abendland seine Ursprünge schöpfte, sie haben mit Menschen zu thun, deren Gehirn wie das der Europäer organisirt ist und denen die höchsten und raffinirtesten philosophischen und juristischen Abstractionen ebenso geläufig sind, wie den gebildetsten Abendländern. Sie haben also keine Barbaren vor sich, die erst zur Cultur erzogen werden müssen; sie haben vielmehr nur die uralte Erziehung der Hindu zu vervollständigen und allmählich mit der weiter fortgeschrittenen europäischen zu versöhnen.

---

*) India in 1880, by Sir Richard Temple, late governor of Bombay, lieutenant-governor of Bengal and finance ministre of India. London, Murray, 1881.

**) Nach der Zählung von 1881 etwas über 252 Millionen. B.

Und beides beginnt den Engländern auf dem Boden der den hindostanischen Völkerschaften gewährten Freiheit zu gelingen.

Von den mehr als 500 000 im Civildienste der Regierung Angestellten besteht der bei weitem größte Theil aus Eingeborenen, von denen allein 21 000 als Eisenbahnbeamte, 30 000 als Justizbeamte und 61 000 als Aerzte fungiren, während seit 1870 sich nicht weniger als 50 000 Hindu zu den verschiedenen Examen an Universitäten zu Bombay, Madras und Calcutta gestellt haben. Viele davon haben entweder eine dem deutschen Abiturienten-Examen entsprechende Prüfung bestanden oder den Grad eines Magister artium, eines Rechtsgelehrten, eines doctor juris, u. s. w. erworben.

Es liegt hierin eine große Gefahr für Englands Zukunft in Indien, was Sir Richard Temple auch offenherzig eingesteht. Er hat 30 Jahre in hohen Stellungen dort gelebt und muß es am besten wissen.

Die von den Engländern den Hindu gegebene freisinnige und umfangreiche wissenschaftliche Bildung hat in den heißen Köpfen dieser Asiaten eine täglich bedenklicher werdende Gährung erzeugt. Alle jene in englischer Weise erzogenen Hindu, welche Shakespeare und Byron in der Originalsprache lesen und in das Hindustani übersetzen, werden, obgleich sie im Grunde Hindu bleiben, Europäer durch die Gedankenrichtung, durch Aneignung unserer alles zersetzenden analytischen wissenschaftlichen Methodik, sie durchschauen bald alle Geheimnisse der englischen Politik. Viele wollen nichts mehr von Wischnu und Siva wissen, sie werden jedoch nicht Christen, sondern reine Deisten, die sich unter dem Namen Brahmos oder Adhibrahmos mit dem Glauben an ein höchstes Wesen und an die Unsterblichkeit der Seele begnügen, einem Glauben, den sie nöthigenfalls auch durch die Vedas beweisen.*)

*) Es ist vorgekommen, daß in Calcutta ein Hindu nach bestandenem Examen und das Diplom in der Tasche der Commission erklärte, er werde jetzt seine erworbenen Kenntnisse zur Befreiung seines

Dabei bleiben die gebildeten Hindu jedoch nicht stehen. Sie beschäftigen sich auch eifrig mit den socialen und ökonomischen Wissenschaften; studiren die Geschichte, Geographie, Statistik und Verfassung der europäischen Völker, sowie besonders die Parlamentsdebatten; kurz sie unterwerfen die Eroberer und Beherrscher ihres schönen Landes einem genauen Studium und schonungsloser Kritik, als deren

---

Volkes verwenden. — Die Mittheilungen Temple's bestätigen die Genauigkeit der älteren Beobachtungen von Orlichs. Derselbe fand, daß sich hauptsächlich die unteren Stände zu den Schulen drängen, aber meistens nur einer Anstellung wegen, die dazu dienen soll, die ganze Familie des Beamten zu unterhalten; daß die Schüler ein schnelles Fassungsvermögen, geistige Regsamkeit und Liebe für die europäischen Wissenschaften zeigen. So sah er in Hughly zwei arme Schüler, welche sich die zum Beobachten der Gestirne erforderlichen Instrumente selbst angefertigt hatten. „Es war meinem Herzen wohlthuend, sagte er, und überraschte mich ungemein, als ich in dem Hinducollegium zu Hughly auf die Frage: in welchem Lande die Volksbildung am meisten gediehen sei? zur Antwort erhielt: in Preußen, nebst einer ziemlich richtigen Auseinandersetzung von den Einrichtungen desselben. Sie begreifen viel schneller Lehrsätze und metaphysische Theorien als unsere Knaben, sind ausdauernd und unermüdet im Fleiße, —. aber so unbezweifelt es ist, daß sich unter ihnen bewundernswürdige Knaben entwickeln, ebenso wahr ist es, daß noch keine bedeutenden Männer aus ihnen hervorgegangen sind. Sie erscheinen gleich den schnell heranreifenden Pflanzen des tropischen Klimas, sie erreichen ihre körperliche und geistige Reife zu früh, um kräftig und ausdauernd zu sein. Es ist zu besorgen, daß der Geist der großen und schlanken, aber nerven- und muskelschwachen Bengalen niemals große Tiefe erlangen und von keiner Thatkraft beseelt sein wird. Mit dem Mannesalter tritt Trägheit und Erschlaffung ein in Folge des Klimas, und die wenigsten setzen ihre Studien fort. Von der höchsten Wichtigkeit ist die Frage von dem Einflusse der europäischen Erziehung auf die religiöse Denkweise der Hindu. Bis jetzt hat sich herausgestellt, daß die jungen Leute zu Deisten herangewachsen sind und selbst zuweilen ihre Angehörigen zum Deismus bekehrt haben, fast niemals werden jedoch die religiösen Gebräuche der Vorfahren vernachlässigt.“ B.

Ausdruck die einheimische Presse schon seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen hat. Die neuerdings in Aussicht gestellten Maßregeln dagegen würden jedenfalls die Sache noch verschlimmern.

Was wird heute nicht alles durch mehr als 200 indische Zeitungen und Zeitschriften den Engländern ins Gesicht gesagt! Man klagt laut über die Abnahme des Reichthums Indiens unter dem englischen Regiment, über den jährlichen Abfluß ungeheurer Summen in die Kassen Englands, über den Verfall der früher so blühenden einheimischen Industrie; man fragt, ob denn die Eroberer Indien noch nicht die Wohlthat des Self-government gewähren wollten, nachdem sie in so anerkennenswerther Weise das Land mit Eisenbahnen, Telegraphen, rechtschaffener und tüchtiger Justiz und Verwaltung beschenkt haben? „Sollen wir denn jetzt noch, jammern diese Blätter, wie unmündige Kinder unter Vormundschaft bleiben? Wir haben soviel von den Engländern gelernt, daß wir uns selbst regieren können und keine Schulmeister mehr dafür brauchen. Weshalb versagt man uns so lange unsere politischen Rechte, unsere Emancipation?" — Es ist kein Zweifel, daß diese unzufriedene Stimmung sich in einem weiteren Kreise verbreiten und, da nur 70 000 englische Soldaten 130 000 eingeborenen gegenüberstehen, ein nicht ungefährlicher Hebel zu einer wenn auch aussichtslosen Revolution werden könnte.

Seitdem das Land zu verarmen beginnt, sind die Engländer von vielen Illusionen über Indien, welches sie früher als ein unerschöpfliches Eldorado betrachteten, zurückgekommen. Obgleich auf der Reise des Prinzen von Wales die indischen Fürsten und Kaufherrn fabelhafte Reichthümer zur Schau trugen, so konnte der Prinz dennoch an den Schaaren der elenden halbnackten Eingeborenen, die sich auf den Wegen drängten und bei seinen Jagden zum Treiben des Wildes gebraucht wurden, erkennen, daß Indien ein sehr armes, a very poor country ist, wie Sir Richard Temple sagt.

Es läßt sich jedoch, wie er meint, auch hierin mit der

Zeit sicherlich eine Besserung erwarten. Zwar sieht man seltener prächtige Aufzüge der Rajas, reich geschmückte Elephanten und Rosse, aber häufiger schon Landleute, die auf einem Ochsenkarren zu Markte ziehen; in manchen Hütten beginnen metallene Geräthe (englischen Fabrikates?) an die Stelle der schlechten irdenen Töpfe zu treten, die Dächer werden häufiger mit Ziegeln statt mit Stroh gedeckt, die Kleidung wird weniger grob, das Vieh besser verpflegt. Aber Sir Temple fügt auch hinzu, der Fortschritt sei langsam, der Boden bringe wenig ein, das Capital sei selten oder werde verborgen gehalten; die Taxe von 1 Procent vom Einkommen, die in England bei 6 mal weniger zahlreicher Bevölkerung 6 bis 7 Millionen Pf. St. einbringe, würde, in Indien eingeführt, kaum 1 Million ergeben. Es ist nicht die Schuld der Engländer, wenn der Hindu so geringe Bedürfnisse hat, von einer Handvoll Reis lebt und durch das Klima entnervt bei weitem nicht die Arbeitsleistung eines Europäers erreicht; man kann ebensowenig die hartnäckig periodisch wiederkehrenden, entsetzlichen Hungersnöthen, die von 1873 bis 1878 mehr als 320 Millionen Mark und in einem einzigen Jahre sechs Millionen Menschen das Leben gekostet haben, auf die Schuldrechnung der Engländer setzen.

Das indische Budget würde in Aus- und Einnahmen ungefähr sich gleichstehen, wenn nicht zunächst die Capitalvorschüsse für die öffentlichen Arbeiten, dann aber besonders die vielen unvorhergesehenen Ausgaben, Unternehmungen, Hungersnoth, Krankheiten u. s. w. unaufhörlich das Gleichgewicht störten, so daß die Schuldmasse in grauenhafter Weise steigt und heute 150 Millionen Livres St. beträgt; daneben nimmt das Ergebniß der Zölle ab und die Steuern haben die äußersten Grenzen der Schraube erreicht! Das Gesammteinkommen ist also stationär oder wächst nur sehr langsam; die Spannkraft ist verschwunden und, wie Fawcett sagt, eine great inelasticity nicht zu verkennen.

Die Kosten der Verwaltung haben sich in den 15 Jahren seit dem Rücktritte der Ostindischen Compagnie verdoppelt; die Armee, welche im Frieden 45 Procent vom Netto-Einkommen, also ungefähr

340 Millionen Mark kostet, darf nicht vermindert werden, denn die 460 Vasallen-Fürsten verfügen über 300 000 Soldaten und lassen sich durch keine Ueberredung dazu bringen, diesen Bestand zu verringern; auch haben sie im letzten Afghanenkriege an der Seite der Engländer durch Thatsachen bewiesen, daß sie etwas leisten können. Die Engländer müssen sich also auch auf die Möglichkeit gefaßt halten, dieselben als nicht ungefährliche Feinde sich gegenüber zu sehen. Das Militärbudget wird also voraussichtlich noch steigen, statt jemals zu fallen.

So ist also in mancher Beziehung Indien kein erfreulicher Besitz für die Engländer und es ist möglich, daß es ihnen mehr kostet als einbringt, allein sie werden und können es nie freiwillig aufgeben: es ist eine Versorgungsanstalt für die Söhne zahlreicher englischer Familien, eine Schule für Finanzmänner und Beamte, ein großartiges Feld für ihre Thatkraft und ihren Handel. Ohne Indien würde England seinen Rang als Großmacht verlieren.

Nach Sir Richard Temple.
(1881.)

III.

Jagdsport in Indien.

Tigerjagden im Himalaya.

Nach Capitain Dunlop und Anderen.

I.

Bedingungen des indischen Jagdsports. — Ausrüstung der Jäger. — Reise, passende Jahreszeit, Kosten. — Tigerjagden. — Der Tiger von Sebravalla. — Kampf und Tod eines Tigers auf der Messe von Hurdwar.

Die Jagd in dem Himalaya und dessen Vorbergen ist die ergiebigste und für den Sportsman interessanteste auf der Welt, wie Jäger, welche die Jagdgründe Afrika's, Amerika's und Asiens kennen, einstimmig versichern. Um jedoch des Erfolges und des vollen Genusses derselben sicher zu sein, müssen alle Bedingungen, welche die Ausrüstung des Jägers, sowie die Wahl der Jahreszeit und der Gegend betreffen, genau erfüllt werden.

Die Anglo-Indier bringen gewöhnlich die Monate September und October in den Sanitäts-Stationen Simla, Moussouree oder Nynee zu; es ist die an luxuriösen Vergnügungen reiche Luftbad-Saison der englischen Familien in Indien, die sich für die Jagd nicht eignet.

Ein englischer Jäger, der von seiner Heimath diesen Ausflug unternehmen und ungefähr ein Jahr darauf verwenden will, richtet sich am besten auf folgende Weise ein.

Am 1. Dezember reist er ab von London über Dover, Calais, Paris, Marseille nach Aegypten und über Suez nach Bombay. Er kann unterwegs mit aller Muße die Merkwürdigkeiten der verschiedenen

Länder sehen, denn er braucht erst frühestens gegen den 12. Februar am Doon, dem besten Jagdbezirke, anzukommen, da die besten Jagdmonate Februar, März und April sind. Er entgeht so der großen Hitze und der Gefahr, das Fieber zu bekommen. Im Mai und Juni, den heißesten Monaten zieht er aus dem Thale des Doon allmählich zu den kühleren Schneeregionen hinauf, erwirbt Erfahrungen in der Gebirgsjagd und lernt das verschiedenartigste Jagdwild kennen. Die Regenzeit beginnt in dem Gebirge gegen den 15. Juni und dauert bis gegen den 15. Dezember, wo der Schnee die Pässe anzufüllen beginnt. Die Sportsmen, welche beim Beginn der Regenzeit über diese Pässe auf die andere trockenere Seite des Gebirges steigen, machen, daß sie gegen den 1. September wieder zurück sind und richten ihren Marsch so ein, daß sie am 20. September in Moussouree anlangen; der Schnee bedeckt nun alle Höhen und die im Sanitarium noch weilenden Damen und beurlaubten Offiziere kehren in die Ebenen zurück.

Ich gebe hier ein Verzeichniß der Gegenstände, welche der Sportsman sich theils in England theils in Hindostan anschaffen muß, bevor er seine Jagdcampagne beginnt:

In England:

1. Eine gezogene Doppelbüchse von Terry mit Kasten.
2. Einen gezogenen Doppelkarabiner von Terry mit Büchse.
3. Einen doppelten Feldstecher von Chevalier.
4. Ein kleines Gebirgszelt aus wasserdichtem Stoffe, welches auch als Kahn dienen kann.
5. Ein Jagdmesser von Mappin.
6. Eine bis zu 40 Kilogr. angebende Decimalwage, um die Lasten der Koolies, das Mehl u. s. w. zu wiegen.
7. Eine Reiselaterne mit einem Vorrathe von Kerzen.
8. Zwölf Büchsen Pulver und zwei Säcke Bleimunition (No. 1 und 6). Einen Theil davon in Patronen.
9. 5000 Sprengkugeln. (Beim Schießen vom Elephanten herab gehen viele verloren.)

10. Einen vollständigen Gesellschaftsanzug und die sonstigen Toilette-Gegenstände; auf dem Jagdgrunde braucht der Jäger blos zwei Anzüge aus brauner Baumwolle, zwei aus grauer Wolle, ein halbes Dutzend Krimhemden, ebensoviele baumwollene Hemden, zwölf Paar wollene Socken, vier Paar Schuhe und eine Jagdmütze.
11. Einen Vorrath von Servietten; etwas Briefpapier und einige Bücher.
12. Einige Taschenmesser und blaue Brillen zu Geschenken für die Eingeborenen.

In Indien, d. h. in Mussouree findet man:

1. Ein Zelt für die Dienerschaft (Phâl).
2. Einen Sack von 500 Kugeln.
3. Ein vollständiges Feldbett (Charpoy).
4. Zwei große und zwei kleine Pfannen, zwei Kochkessel und einen Bratofen.
5. Alles nöthige Eßgeschirr aus Eisen.
6. Einen Vorrath von Speck, Conserven, Thee und Zucker.
7. Ein halbes Dutzend milchgebende Ziegen.
8. Ein Marketender-Fäßchen für die Liqueurs mit einem Hahn, den ein Schlüssel öffnet.
9. Eine gute Landkarte.

Man darf nicht vergessen, daß im Gebirge alles von Menschen getragen und in sogenannten Kiltas, leichten mit Leder überzogenen Bambuskisten verpackt werden muß. Ungefähr 20 Kulies genügen, um alles für einen Jäger und zwei Diener Nöthige zu tragen. Jeder Kulie trägt 50 Pfd. und erhält monatlich 12 Schilling. Die Mundvorräthe für einen Ausflug von 6 Monaten kosten ungefähr 20 Lstr. (500 Frcs.); die Extra-Einkäufe, Mehl, Gemüse kosten 1 Lstr. (25 Frcs.) monatlich, so daß die Gebirgsreise alles in allem genommen monatlich 20—25 Lstr. (500—625 Frcs.) kostet.

Die Reise von England über Aegypten nach Indien kostet

110 Lstr. (2750 Frcs.); der Aufenthalt in den Hotels von Calcutta täglich 10 Schill. (12 Frcs. 50) und die Fahrt bis an die Berge 25 Lstr. (625 Frcs.).*)

Wir gehen jetzt zu dem aufregendsten und daher anziehendsten Jagdsport, der Tigerjagd, über.

In den Wäldern des Doon habe ich manchmal am nächtlichen Wachtfeuer sitzend oder auch mit offenen Augen da liegend ein dumpfes lang hingezogenes Winseln gehört, das über den Boden zu streichen schien. Wie der ferne schwache Kanonendonner deutlicher vernommen wird, wenn man das Ohr an die Erde hält, so scheint auch der unheilkündende Klageton, der weithin den Königstiger verräth, aus dem Boden zu steigen: er bringt allen übrigen Lärm des Waldes zum Schweigen und unterbricht das Gespräch unter den Menschen. Die eingeborenen Diener wechseln warnende Blicke und hören auf mit ihrem Geplauder über den Preis des Getreides und des Ghees, um sofort ein neues zu beginnen über die unzähligen, ihnen bekannten Fälle von Tod oder Verwundung durch das wildeste und schlaueste Thier, welches der Sportsman in Hindostan treffen kann.

Eines Morgens verließ ich mit dem Major R . . . vom Kumaon-Bataillon unser Lager bei Jubravalla am Ufer der Soosma; wir nahmen sieben Elephanten mit. An der Soosma, Jubravalla gerade gegenüber, befindet sich eine mit dichtem Gebüsch bedeckte Landstrecke, die bei wachsendem Flusse manchmal zur Insel wird. Ich kann sie jedem Jäger, welcher Eber, Hirsche oder Pfauen schießen will, mit vollem Vertrauen empfehlen. Wir hatten sie eben überschritten, als wir auf das Gerippe eines Ochsen stießen, das erst kürzlich von irgend einem Raubthier abgenagt zu sein schien. Der Boden war ringsum zu hart, um durch Fußspuren eine Fährte verrathen zu können. Nichts

---

*) Demnach würde das ganze Jahr (6 Monate Jagd, 6 Monate Reisen und Aufenthalt in den Städten und Sanitarien) circa 13 000 Frcs. kosten, die man jedoch getrost auf 15 000 erhöhen darf, da mit täglich 12½ Frcs. in den Hotels noch bei weitem nicht die Ausgaben abgeschlossen sind.

destoweniger bildeten wir eine Linie und begannen die Treibjagd, wobei wir uns auf das gute Glück verließen und einem zum Theil von der Dschungel verdeckten Bodeneinschnitte folgten, der uns ein für das Katzengeschlecht höchst passender Wildpfad zu sein schien.

Bei der ersten Wendung des Weges sprang plötzlich ein Thier aus dem Gebüsch und blieb eine Sekunde lang auf dem gegenüberliegenden Rande der Schlucht kaum 60 Meter von unserer Linie stehen. Es ist ganz merkwürdig, wie selten, mit Ausnahme von erfahrenen Jägern, die Thiere, deren Gang und Wesen im wilden Zustande wenig bekannt sind, sofort erkannt werden. Hier hörte ich einen unserer Ghoorkas mit Ueberzeugung sagen, das einen Augenblick vor unsern Augen aufgetauchte Thier sei ein Kalb, indem er so ohne weiteres annahm, was er am wahrscheinlichsten hier anzutreffen vermeinte; es war aber in der That eine vollständig ausgewachsene Tigerin.

Die Verfolgung begann auf der Stelle, während die Tigerin quer über eine breite Fläche lief, deren Gras verbrannt worden war. Die Elephanten haben einen weiten regelmäßigen Laufschritt, mit dem sie ebenso schnell weiter kommen, wie ein Pferd im raschesten Trabe; und bei dieser Gelegenheit wurden sie zu noch größerer Schnelligkeit durch das wetteifernde Antreiben ihrer Kornaks gebracht. Die Tigerin, welche übermäßig gefressen zu haben schien, war zum schnellen Laufen nicht aufgelegt; alles, was sie thun konnte, war, sich vorwärts unserer Linie zu halten. Es war eine Jagd in wahrhaft riesenhaftem Maßstabe: eine Tigerin, sieben Elephanten, alles in gestrecktem Laufe, und eine großartige Tropenlandschaft als Staffage.

In ihrem Laufe stürmte die Tigerin mitten durch eine Viehheerde, die unter dem gräulichsten Geschrei der Hirten auseinanderstob. Sie erreichte nach einem Rennen von mehr als zwei Stunden eine kleine Dschungel, welche eine tiefe Erdsenkung durchzog. Da wir nicht wußten, ob sie sich umwenden und kämpfen würde, oder ob ihr noch Athem genug bliebe, um sich im Gehölze unserer Verfolgung zu entziehen, so stellten wir uns auf und begannen das Treiben.

Kaum hatte ich den mir zum Absuchen bestimmten Theil der Dschungel betreten, so sah ich sie unter einem Strauche, sprungbereit, liegen. Ich legte rasch an und schoß ihr eine Kugel zwischen die Augen. Sie stürzte in die Schlucht hinab und machte sofort verzweifelte Anstrengungen um wieder heraufzuklettern; allein es gelang ihr nicht, da ihr meine Kugel den obern Theil des Kopfes zerschmettert und das Gehirn verletzt hatte. Der Schuß war tödtlich, sie blieb liegen und mein Freund, der gleich darauf hinzukam, gab ihr mit einer Kugel hinter das Ohr den Rest.

Die Ghoorkas weideten das Thier aus und sammelten dabei sorgfältig alles Fett, als Heilmittel gegen Rheumatismus. Als der Körper auf den Elephanten gehoben wurde, sträubte sich letzterer dagegen und gab seiner Protestation in seiner Weise durch verschiedene Laute der Unzufriedenheit (Verwünschungen und Flüche sagten die Eingeborenen) einen deutlichen Ausdruck.

Ich ließ dem Thiere in meinem Garten zu Dehra die Haut abziehen; die Knochen und das Fleisch holten sich die in der benachbarten Theepflanzung beschäftigten Chinesen, welche jedem Körpertheile des Tigers besondere medicinische Eigenschaften zuschreiben. Die Hindu essen kein Tigerfleisch.

Man kann sich eine Vorstellung von der furchtbaren Stärke des Tigers machen, wenn man das durch das Abziehen der Haut blosgelegte Bündel von Muskeln einer der Vordertatzen sieht. Man begreift dann, wie ein Tiger mit einem einzigen Schlage seiner Tatze einen Ochsen zu Boden schlägt und die getroffenen Knochen zerschmettert. Er trägt seine Beute mit hochgehaltenem Kopfe wie eine Katze eine Maus fort und schleppt kaum die Beine seines Schlachtopfers über den Boden.

Ich habe niemals einen Tiger brüllen hören, obgleich er es wohl thun kann; jedenfalls haben Wenige ein Gebrüll im eigentlichen Sinne dieses Wortes gehört. In Gesellschaft mit Thieren seiner Gattung läßt er ein Schnurren wie das eines riesigen Katers hören;

während der Nacht hört man gewöhnlich das von mir schon beschriebene dumpfklagende tieftönige Gewinsel. Beim Heranspringen gibt er ein kurzes entsetzliches Knurren von sich, das fast wie ein Husten klingt. Ich halte den bengalischen Tiger für einen viel gefährlicheren Gegner als den südafrikanischen Löwen. Es ist ein kriechendes Thier, das sich stets heimlich heranzuschleichen und seinen Körper wie seine Bewegungen zu verbergen sucht; auch glaube ich, daß er sich zu einem herausfordernden, zornigen Brüllen nur durch eine Störung seiner Ruhe hinreißen läßt.*)

Das außerordentlichste Beispiel von der Kühnheit und Blutgier des Tigers ist wohl auf der großen Koom-Mela oder Messe von Hurdwar im Jahre 1855 vorgekommen.

Alle meine Leser werden von der berühmten Hurdwar-Messe gehört haben (s. Seite 273—7). Die Stadt mit ihren Tempeln liegt am Südostende des Doon, dort wo der heilige Ganges sich vom Gebirge abwendet oder vielmehr sich durch die Felsenthore der Sewalik-Kette in die Ebene stürzt. Jedes Jahr anfangs des April strömen dorthin Tausende von Hindupilgern, von Sikhs aus dem Pendjâb, thibetanischen Buddhisten 2c., während Kaufleute aus Bengalen, Orissa, Afghanistan und Persien diese fromme Gelegenheit zum Tauschhandel benutzen. Jedes elfte Jahr, das Koom-Jahr genannt, übersteigt die Zahl der Wallfahrt ganz bedeutend die gewöhnliche Zahl, da zu dieser Zeit das Verdienst eines Bades im heiligen Flusse nach der Behauptung der Fanatiker unermeßlich gewachsen ist. Im Jahre 1855 belief sich die Zahl der Pilger nach den Angaben der für die Ordnung sorgenden Beamten auf zwei bis drei Millionen. Der geringste plötzliche Lärm in Mitten einer so ungeheuren Volksmenge, die geringste Verwirrung an den Badeplätzen hätte einer großen Zahl von Menschen das Leben gekostet. Daher waren auch die Beamten beständig und überall in Thätigkeit:

---

*) Jules Gérard setzt hier die Bemerkung hinzu: Der bengalische Tiger, der größte von allen, steht seiner Länge wegen unter dem afrikanischen Löwen an Stärke und ebenso in Betreff des Muthes beim Angriffe.

es galt nicht blos Ordnung zu halten, sondern auch Diebstähle zu bestrafen, gestohlene oder verlorene Gegenstände wieder herbeischaffen zu helfen, zahlreiche im Gedränge verirrte Familienmitglieder wieder zu den Ihrigen zu bringen.

Ich war mit einer Anzahl eingeborener Beamter als Oberintendant des Bergdistrictes, worin Tausende von Pilgern campirten, zugegen. Unsere Zelte standen unter einigen Mangobäumen und hatten die Dschungeln und Sewalik-Berge im Rücken; aber unzählige Schilfhütten und Zelte aus zerrissenem Leinen dehnten sich vor uns aus. Die Luft war durch die dichte Menschenmenge und die Unmöglichkeit, die Verordnungen über öffentliche Sauberkeit ausführen zu lassen, in der ekelhaftesten Weise verpestet.

Als wir am zweiten Tage unserer Ankunft eben gefrühstückt hatten, stürzte ein Eingeborener mit der Nachricht in das Lager, daß in einem Getreidefelde, einige hundert Meter von uns entfernt und zwar allseits von dichten Menschenmassen umgeben, ein Tiger einen Menschen getödtet habe. Wir hatten gerade mehrere Besucher im Lager: den Major Hampton vom 31., den Lieutenant Goddard vom 87. Regiment und die Herren Edwards und Melville vom bengalischen Civildienste, sowie Herrn Bradford, beigeordneten Commissär von Oude. Keiner von uns wollte anfangs glauben, daß ein Tiger am hellen Tage außerhalb des Schutzes der Dschungel an einem Orte sich herumgetrieben habe, wo das unablässige Geräusch menschlicher Stimmen Tag und Nacht wie das Brausen der Wellen am Seeufer sich vernehmen ließ.

Da ich eine Sammlung verschiedener Gewehre besaß, so konnte ich jedem unserer Besucher, der keins mitgebracht hatte, ein solches geben. Wir hatten leider keinen Shikaren (Jagdelephanten) im Lager und mußten demnach drei andere Elephanten nehmen. Wir hatten einen gefährlichen Kampf in Aussicht und seitens der Elephanten eine wilde Flucht zu befürchten, im Falle wir auf einen kampflustigen Tiger stoßen sollten. Jeder Elephant trug zwei von uns, Bradford

bestieg eines meiner Pferde, das er mit der Peitsche außer dem Bereiche des Tigers zu halten gedachte.

Dreihundert Meter von unserm Lagerplatze fanden wir den armen Hindu, dem beim Mähen des Getreides der Tiger mit einem Schlage seiner Tatze den Schädel zerschmettert hatte und der mit blosgelegtem Gehirne, dem Tode nahe, da lag. Etwas weiter zeigte man uns ein kleines etwa 20 Quadratmeter umfassendes Gebüsch in Mitten eines Getreidefeldes, in dessen Nähe sich keine Dschungel befand. Hier hiel der Tiger sich auf der Lauer, als der Schnitter in seine Nähe kam, und er war dahin zurückgekehrt, als ihn das Geschrei der Zuschauer von seinem Schlachtopfer verscheucht hatte.

Tausende von Eingeborenen schlossen, als sie uns kommen sahen, einen weiten dichten Kreis um den Platz und bildeten so eine Arena, auf welcher es durch die beim Kampfe fehlgehenden Kugeln sicherlich mehr als ein Unglück geben mußte. Doch war es noch ein Glück, daß wir auf unseren Elephanten von oben herab auf den Tiger schießen konnten, zu Fuße hätten wir das nicht thun können, ohne die Menge zu treffen.

Der Tiger war augenscheinlich durch das Geschrei und die sein Versteck rings umzingelnde Volksmenge in nicht geringe Wuth versetzt worden, denn ohne unsern Angriff in der Nähe abzuwarten, stürzte er mit zornigem Knurren auf uns zu, sobald er uns herankommen sah. Die drei Elephanten machten gleichzeitig Kehrtum und stießen aus Schrecken unter trompetenartigem Gebrüll gegeneinander, während Bradford auf meinem Fuchs Waverly wahre Tanzmeistersprünge um sie herum aufführte. Trotzdem wurden von uns vier erträgliche Schüsse abgegeben, da dieselben keinen von uns trafen und der Tiger durch eine in eine Vordertatze empfangene Kugel in sein Versteck zurückgetrieben wurde.

Jetzt begann ein heftiger Kampf zwischen den Kornaks und ihren Elephanten, welche keine moralische oder physische Gewalt, keine Liebkosung, keine Anstachelung dazu bringen konnte, sich in einer Reihe

dem Gebüsche zu nähern, aus dem das Ungeheuer, welches sie so erschreckt hatte, hervorgebrochen war. Endlich näherten sie sich wie Hämmel aneinander gedrängt von der Seite bis auf 50 Schritte dem Gebüsche, als ein zweites dumpfes Brüllen einen neuen furchtbaren Angriff einleitete. Nach der Art und Weise zu schließen, wie ihn der Tiger unternahm, wollte er nach seinem Schlupfwinkel in der Dschungel eilen, aber glücklicher Weise traf unter den zahlreichen Schüssen, die von den wie Kähne auf hoher See hin und herschwankenden Howdahs auf ihn herabfielen, eine Kugel Melville's das Rückgrat des Tigers, der vier Fuß von Hamptons Elephanten auf dem Boden rollte; hier blieb er mit gelähmten Hintertatzen auf dem Rücken liegen und führte mit den Vordertatzen eine energische Pugilat-Uebung aus. Das Gebrüll der Elephanten, das Heulen des Tigers nnd das Geschrei der Volksmenge brachten eine solche sinnverwirrende Wirkung hervor, daß Melville's Elephant definitiv Reißaus nahm.

Das dem Falle des Tigers folgende Hurrah! war kaum verklungen, als dieser sich taumelnd auf seine Tatzen emporrichtetete und einige Schritte weit auf seinen Vorderbeinen vorwärts stürzte, was er mehrmals und nach jeder neuen Salve wiederholte; es schien, als übe jede Karabinerkugel eine neubelebende Wirkung auf ihn aus. Er stand zum letzten Male auf, als einige von uns von ihren Elephanten herabstiegen, um ihn genauer zu untersuchen. Es war ein männliches Thier, und zwar das größte, welches ich je gesehen habe.

Kurz nach unserer Rückkehr zu unsern Zelten kam ein Eingeborener und zeigte uns seine von einer unserer Kugeln durchbohrte Hand. Sein Knochen schien verletzt zu sein, und er war ganz entzückt 8 Rupien (20 Frcs.), ungefähr den gewöhnlichen Lohn eines Arbeiters für zwei Monate, zu erhalten. Bei den besondern Umständen dieser Jagd war es ein Glück, daß keine schlimmeren Unfälle vorgekommen waren.

Auf dem Gebiete von Teira am Fuße der Nepâlgebirge nördlich von Goruckpore erlegten wir sechs Tiger in zwei Wochen, doch tödteten

wir nicht alle, auf die wir stießen, auch kommt es selten vor, daß sie sich in irgend einem Theile Indiens so zahlreich zusammenfinden. Der größte von den sechs maß 12 Fuß von der Nase bis zum Ende des Schweifes, und diese Größe wird fast nie überschritten. Indessen behauptet doch der Wächer des Jungla, des größten der Tiger aus dem früheren Thiergarten von Lucknow, der jetzt sich in Surrey-Gardens befindet, daß dieses Thier 13½ Fuß lang sei. Von jenen sechs Tigern wurde nur einer mit einer einzigen Kugel getödtet, und auch nur deßhalb, weil er beim Ueberschwimmen getroffen wurde, wodurch er einen Krampf bekam und ertrank. Den längsten Kampf führte eine von ihrem Jungen begleitete Tigerin, die in diesem Falle gewöhnlich lange Widerstand leistet.

II.

Der Kampf zu Fuß mit dem Tiger und seine Gefahren. — Verhalten und Ausrüstung des Sportsman. — Jagden des Old Shekarry.

Ich bin der Ansicht, daß keine noch so große Kühnheit und Kaltblütigkeit das Leben eines Sportsman sichern kann, wenn er allein und zu Fuß mit einem gewöhnlichen Karabiner oder einer zweiläufigen Büchse einen Tiger tödten will. In seinem gewissenhaften und interessanten Werke über die Tigerjagd in der Präsidentschaft Bombay sagt Lieutenant Rice, daß eine Anzahl von zehn bis zwölf Hindu mit oder ohne englische Jäger ohne Gefahr durch Grasflächen oder Dschungeln, die von Tigern heimgesucht sind, gehen können, wenn sie Spektakel wie Treiber machen, da der Tiger immer durch einen solchen Lärm von einer größeren Anzahl Personen verscheucht werde, wogegen er mitten unter sie springen, einige Leute tödten nnd dann zu seinem Schlupfwinkel eilen würde, wenn die Zahl nur klein wäre.

Bei der Tigerjagd können die Bedingungen des Zusammentreffens nicht immer vom Jäger selbst festgesetzt werden. Wünschenswerth ist seinerseits eine solche Ausrüstung, daß es nur der Kaltblütigkeit bedarf, um zu jeder Zeit dem Tiger mehr als gewachsen zu sein, — und die moderne Wissenschaft gestattet dem Jäger, ein solches Ergebniß zu erzielen, da die Wirkung einer einzigen Sprengkugel von Jacob, Devismes oder Metfort derart ist, daß wenn sie im Körper eines Tigers platzt, sie ihn auf der Stelle lähmt, als wäre er vom Blitze getroffen.

Schließlich muß ich jedem Jäger, welcher seine Tigerfelle unverletzt behalten will, rathen, dieselben mit der äußersten Sorgfalt zu überwachen, bis sie in geeigneter Weise präparirt und unter sicherstem Verschluß nach Europa expedirt sind, da die Eingeborenen keine Gelegenheit entwischen lassen, Schnurrbart und Klauen des Tigers zu stehlen. Es ist ganz und gar unmöglich, diesen Raub an den in den Wohnungen gebrauchten Tigerfellen zu verhindern.

Kaum ist ein erlegter Tiger in das Lager gebracht worden, so sengen ihm die Hindudiener sofort den Schnurrbart ab, theils als religiöse Ceremonie, theils als grobe Verhöhnung des Todten. Haben sie von Seiten des Jägers, der sie dieser leichten und äußerst angenehmen Rache berauben will, Vorwürfe oder Strafen zu erwarten, so ergreifen sie einfach die nächste und beste Gelegenheit, es heimlich zu thun, und ich habe einen Engländer gekannt, der sehr erstaunt war, alle seine Tigerfelle ihrer Schnurrbärte beraubt zu sehen, als ich ihn darauf aufmerksam machte.

Die Klauen des Tigers betrachten alle Klassen der Eingeborenen als Zaubermittel; sie tragen sie zum Schmuck und hängen sie auch ihren Kindern um; und die Diener nehmen um so weniger Anstand, sich dieselben zuzueignen, da ein europäischer Sportsman selten darauf Acht gibt. Man muß das Fell zu seiner Zubereitung dem Jemadar (Hausmeister) übergeben; soll es in Indien schon als Teppich dienen, so nehme man die Klauen heraus und bewahre sie bis zur Rückkehr nach England in einer Büchse.

Ich sagte oben, die Tigerjagd zu Fuß sei ein äußerst gewagtes Unternehmen. Nichts destoweniger ist bei dem englischen Sportsman die Jagdleidenschaft so groß, daß mehr als einer bei dieser gefährlichen Jagd sein Leben auf's Spiel gesetzt — und verloren hat. Man gestatte mir, aus einem der interessantesten Werke über den Tigersport in Indien (The Hunting-grounds of the old world. By the old Shekarry L. 1860) folgende Episode zu entnehmen.

Bekanntlich wird der Tiger, der einmal Menschenfleisch geschmeckt hat, wie ein Trunkenbold, der Schnaps gekostet und denselben nicht mehr entbehren kann. Die Hindu versichern wenigstens, ein solcher Tiger verfolge nun keine andere Beute als Menschen. Er wird außerordentlich schlau, wie desperat, als wisse er recht wohl, daß er dem Klügsten und Schlimmsten seiner Feinde den Krieg erklärt habe. Es hilft nichts mehr, Rinder anzupflöcken, damit er eins hole; er läßt diese unbeachtet und holt sich den Mann, der das Vieh hüten soll. Ein solcher menschensuchender Tiger, hörte der alte Jäger, hielt sich in der Nähe auf und hatte bereits mindestens hundert Personen zerrissen, darunter sechszehn Postboten, Leute, die ihm besonders zuzusagen schienen.

Als wieder eine arme Frau, erzählt er, an der Quelle, an welcher sie Wasser geschöpft, von dem Tiger gepackt und fortgeschleppt worden war, machte ich mich auf, den Räuber zu verfolgen. Ich bemerkte nach den Fährten, daß er bei dem Fortgehen einen andern Weg eingeschlagen habe als bei der Ankunft. Er schien zwei bis drei Mal gerade um das Dorf herumgeschlichen zu sein, ehe er die Frau überraschte. Ich folgte seiner Fährte durch ein nicht sehr dichtes Gebüsch bis zu dem sandigen ausgetrockneten Bette eines Baches, wo sie sehr deutlich war. Obgleich sich keine Blutspuren zeigten, wußte ich doch, daß er hier seine Beute noch immer getragen hatte und zwar schloß ich dies, weil sich seine Vordertatzen tiefer in den Sand eingedrückt hatten als die hintern. Das konnte nur von der Last herrühren, die er im Maule getragen hatte. Etwas weiter hin bemerkte ich einen

ziemlich großen Flecken trockenen Blutes, um den sich die Fliegen tummelten. Aus den Spuren im Sande erkannte ich, daß der Tiger hier sein Opfer für einige Zeit niedergelegt hatte, wahrscheinlich um es besser, d. h. fester zu fassen. Sehr bald darauf vernahmen wir etwas wie Knirschen, als wenn Knochen zernagt würden, zugleich mit leisem Knurren. Ich sah wie meines Begleiters Chinnahs Augen funkelten, als er auf diese ominösen Töne horchte; die Art, wie er krampfhaft nach den wenigen Borstenhaaren griff, die ihm am Kinn gewachsen waren, ließ mich zugleich deutlich erkennen, was in seinem Innern vorging. Kein Wort wurde gesprochen, aber Alle folgten mit den Augen meinen Bewegungen. Man traf indeß nicht den Tiger selbst, sondern nur ein Paar Schakale, welche das Fleisch von den Knochen nagten, die noch da lagen. Es war dies übrigens jedenfalls die Opferstätte oder der Speisesaal des Tigers, denn ich erkannte nach den Schädeln und andern Ueberresten, daß hier ungefähr vierund-zwanzig Opfer verschiedenen Geschlechts verzehrt worden waren, wie man nach dem Haar, den Kleidungsstücken und den Schmucksachen, die um-herlagen, unterscheiden konnte. Wir hoben zwei massive silberne Arm-spangen auf, die dem letzten Opfer gehört hatten und von einem aus dem Dorfe erkannt wurden, der bei uns war. Wir fanden ferner zwei goldene Halsschmucke mit dem Zeichen der verheiratheten Frauen, sowie ein Messer, in dem Einer der Anwesenden das Eigenthum eines Postboten erkannte, welcher vor etwa einem Monate verschwunden war.

Da der Tiger nicht zu Hause war und auf gewöhnliche Art nicht aufgefunden werden konnte, so verkleidete ich mich als einen der von dem Ungethüm so gesuchten Postboten. An dem Ende des Bambusstabes, an welchem diese Boten die Briefbeutel auf der Achsel tragen, befindet sich ein eiserner Ring nebst andern Metallstücken, die ein eigenthümliches Klingeln veranlassen, wenn der Mann geht. Dieses Klingeln macht die Leute, die etwa auf dem Wege stehen, auf die Ankunft des Boten aufmerksam, so daß sie Zeit haben, bei Seite zu treten. Den Ring brach ich von dem Bambusstabe ab und befestigte

ihn an meinem Gürtel so, daß er auch klingelte wenn ich ging. Dann versah ich mich mit einer kurzen Doppelbüchse, einem Paar Pistolen, einem mächtigen Schekar-Messer und schickte meinen Diener Kustinah voraus auf dem Wege nach der Stelle, wo der menschenfresserische Tiger im Versteck liegen sollte.

Ich unternahm meinen weiteren gefährlichen und beispiellosen Gang allein. Die Sonne war fast nieder, als ich langsam auf dem Wege hinschritt und obgleich ich vollständig gefaßt, ruhig und entschlossen war, trat mir doch der kalte Schweiß in großen Tropfen auf die Stirn, sobald ich mich der Stelle näherte, wo so viele Unglückliche einen schrecklichen Tod gefunden hatten. Ich blieb selbstverständlich sehr auf der Hut, lauschte sorglich aufmerksam auch auf die leisesten Töne und fühlte mich, wie ich mich noch deutlich erinnere, sehr gestört durch den leisen Gesang eines Paares kleiner Bulbuls (indischer Nachtigallen), die in einem Busch dicht am Wege hin und herhuschten. Rebhühner riefen laut rund um mich her und als ich über das Bachbett ging, sah ich einen Schakal in demselben hinschleichen. Ich blieb stehen, schüttelte meine Klingelei und horchte, während ich vorsichtig weiter ging, aber vergebens. Erst als ich an das andere Ufer des Baches hinaufgekommen war, vernahm ich ein leichtes Geräusch wie das Rascheln eines dürren Blattes. Ich blieb sogleich stehen und wendete mich nach der linken Seite, auf welcher ich das Geräusch gehört zu haben glaubte. Da sah ich denn deutlich eine Bewegung in dem hohen Grase, als wenn etwas von daher auf mich zukomme. Dann hörte ich ein lautes Spinnen (wie bei Katzen) und bemerkte auch, wie hinter niedrigem Gebüsch und langem Grase, etwa acht oder zehn Schritte von mir, etwas sich hin und her bewegte. Es war ein bänglicher Augenblick, aber ich fühlte mich vorbereitet. Ich trat noch ein paar Schritte zurück, um einen bessern Ueberblick zu bekommen und dies rettete wahrscheinlich mein Leben, denn unmittelbar darauf sprang der Tiger mitten auf den Weg, nur etwa sechs Schritte von der Stelle, wo ich nun stand. Ich schoß rasch, ehe er sich zu einem

zweiten Sprunge zusammen nehmen konnte und als der Rauch sich verzog, sah ich, daß er sich im Todeskampfe in dem Staube der Straße wälzte, denn die Kugel hatte ihn im Halse getroffen und war niederwärts in die Brust gegangen. Ich trat zur Seite und schoß ihm die Kugel aus dem zweiten Rohre hinter das Ohr, worauf ihm schwarzes Blut aus der Nase floß und ein leichtes Zittern alle seine Glieder schüttelte. Dann war alles vorbei. Der Tiger war erlegt und seine Opfer waren gerächt. Das Thier, erzählt der Jäger weiter, hatte die Raute und nur noch wenig Haare auf dem Felle, das gar keinen Werth besaß. An der Stelle, wo der Tiger erlegt wurde, steht jetzt ein großes Mausoleum, das dadurch entstanden ist, daß jeder Vorübergehende einen Stein hingeworfen hat. Der Name des Jägers aber wird heute noch in der ganzen Umgegend dankbar verehrt.

Schlangenabenteuer

des Naturforschers Bickmore.

Mein Plan war, von Singapore direct nach China zu fahren, da ich aber ein französisches Schiff im Hafen fand, das über Saigon, die Hauptstadt von Cochinchina, nach Hong-Kong bestimmt war, so schiffte ich mich auf demselben ein, um auch etwas von den französischen Besitzungen des Morgenlandes zu sehen. Gerade als wir segelfertig waren, traf ich einen Herrn, der kürzlich von einer langen Reise nach Cambodia zurückgekehrt war; er hatte sich dorthin begeben, um die Ruinen der in jenem Lande stehenden wundervollen Tempel zu photographiren. Er hatte, wie er sagte, ein Exemplar für mich, das ich annehmen mußte, ehe ich wußte, was es war: eine Bedingung, die ich gern erfüllte; als aber das „Exemplar" zum Vorschein kam, war ich, offen gestanden, nicht wenig erstaunt, daß es eine ungeheuer große Pythonschlange war. Die Eingeborenen von Bankok hatten sie gefangen, nachdem sie irgend ein unglückliches Thier verschlungen hatte, das war aber einige Zeit vorher, und die Bestie war offenbar wieder zu einem Schmause bereit. Meine Büchsen, in denen ich Alkohol hatte, waren schon an Bord, aber ich nahm, als ich mich spät am Abend ebenfalls auf das Schiff begab, das Ungeheuer mit mir und gedachte es in seinem Kasten zu ertränken und es dann in eine Büchse zu versetzen. Der Capitain kam mir mit der größten Artigkeit an der Regeling entgegen und zeigte mir meinen Platz in der Hinterkajüte, und die Matrosen fingen an mein Gepäck zu bringen; da er-

schien zu allererst der Kasten mit der Pythonschlange! Ich schrie dem Schiffsjungen zu, dieser Kasten müsse draußen auf dem Verdeck bleiben, und setzte dann dem Capitain in leisem Tone auseinander, daß er eine ungeheuer große Schlange enthielte. „Un serpent? un serpent?" rief er aus, hob dabei vor Entsetzen beide Hände in so ausdrucksvoller Weise empor, wie es nur ein Franzose kann, und erklärte ferner, er hätte wissen müssen, daß ein Passagier, der Naturforscher sei, gewiß das ganze Schiff mit allerlei giftigen Thieren anfüllen werde. Alle Uebrigen waren nicht viel weniger erschrocken und mieden mich in der halberleuchteten Kajüte, als ob ich mit bösen Geistern im Bunde stände, aber ich beruhigte sie in ihrer Furcht, indem ich einem Matrosen befahl, den Kasten in ein großes Boot zu stellen, das mit der rechten Seite aufwärts auf dem Hauptverdeck stand, und versprach, das große Reptil morgen zu tödten.

Den nächsten Morgen setzten wir frühzeitig die Segel bei, und ich beschloß, meine beunruhigende Schlange warten zu lassen, bis wir zum Hafen hinaus waren, aber jetzt bei dem Wechsel der Monsune sind die Winde leicht und unstät, und wir ankerten schließlich wieder. Ein Matrose, der in das Boot hinaufgekommen war, sagte etwas über „le serpent." Ich war zu der Zeit auf der Schanze, entschloß mich sofort, mir mit derselben keinen Verdruß mehr zu machen, sprang auf das Hauptverdeck hinab, lief an die Seite des Bootes, ergriff den Kasten, gab ihm einen Stoß und warf ihn in's Meer; aber gerade als er meine Hände verließ, dachte ich bei mir: „Wie leicht der ist!" und der Matrose sagte: „Le serpent n'y est pas encore! — pas encore!"

Wir schauten Alle über die Seite des Schiffes; der Kasten schwamm ruhig davon und es war offenbar, daß das Ungeheuer entwischt war. Jeder fragte nun: „Wo ist sie?" Aber Niemand konnte es sagen.

Ich versicherte dem Capitain, daß sie in dem Kasten gewesen sei, als ich denselben in das Boot stellte, um zum Schiffe herüber zu

fahren. „Ist sie an Bord?“ war die nächste Frage aus Aller Munde. Wir suchten genau im Boote und um das Verdeck herum, konnten aber durchaus keine Spur von ihr entdecken, und Alle, außer mir, kamen zu dem Schlusse, daß sie gar nicht an Bord gebracht worden sei, und gingen dann wieder an ihre Arbeit. Der Kasten, in dem sie sich befunden hatte, war etwa anderthalb Fuß lang, einen Fuß hoch und einen Fuß breit, und oben darüber lagen vier bis fünf Bretterstreifen, die alle an jedem Ende nur mit einem einzigen Nagel befestigt waren.

Auf genaueres Befragen sagte mir der Matrose, ehe ich den Kasten ergriffen hätte, sei die Seite mit den Querbrettern eine der senkrecht stehenden Seiten und nicht zu oberst gestellt gewesen, wie es hätte sein müssen. „Dann,“ schloß ich, „ist sie ohne Zweifel irgendwo hier an Bord; ich brachte sie hierher, und es ist meine Pflicht, sie zu finden und zu tödten.“

Wir hatten auf dem Deck vier Pferde, und das Boot war in der Mitte mit Heu für sie gefüllt; es war wahrscheinlich, daß sich das große Reptil unter demselben verkrochen hatte. Im Flach des Bootes war hinten ein dreieckiges Verdeck, und als ich zum zweiten Male hinaufkletterte, bemerkte ich, daß das Brett, das die Spitze des Dreiecks bildete, los war und sich ein wenig nach der einen Seite bewegte.

Ich hob es sorgfältig in die Höhe und erblickte zu meinem Entsetzen die große Pythonschlange, die unten dicht zusammengewickelt lag; der Platz war so klein, daß das lose Brett auf einer ihrer Windungen ruhte. Ich trug einen dünnen Anzug, einen chinesischen Baju oder eine weite Blouse, ein Paar Canevasschuhe und einen großen Sonnenhut.

Ich warf meinen Hut ab, damit ich ungehindert in den furchtbaren Kampf gehen konnte, schrie nach einem langen Messer, weil ich recht gut wußte, daß ich sie mußte entzwei zu schneiden suchen und daß sie mit dem Rachen nach meiner Hand schnappen und, wenn es ihr

gelingen sollte, dieselbe zu fangen, sich so schnell um mich winden werde, wie man die Schmitze einer langen Peitsche um einen feststehenden Stock windet, und sie war sicherlich groß und stark genug, um das größte Pferd zu zerquetschen.

Der Koch händigte mir ein scharfes Messer ein, das mehr als einen Fuß lang war; ich hielt das Brett mit den Füßen nieder, steckte die Klinge durch die Spalte, drehte mit aller Macht und suchte dem großen Reptil das Rückgrat zu brechen und dadurch den ganzen Theil des Leibes hinter dem Bauche hülflos zu machen. Trotz meiner äußersten Anstrengung riß die Schlange das Messer weg und schlüpfte zwei bis drei Fuß weiter vor, wo unter dem Verdeck mehr Platz war.

Jetzt gab es die größte Bestürzung. Der Capitän, der offenbar glaubte, daß bei der Tapferkeit Vorsicht das beste sei, sprang in dem Augenblicke, wo er sich überzeugte, daß ich das Ungeheuer wirklich entdeckt hatte, hinab, ergriff ein paar Revolver, stellte sich auf die Affen-Regeling, lehnte sich mit dem Rücken an das Besan-Tauwerk und hielt in jeder Hand einen, um bei dem geringsten Lärm in's Boot zu schießen.

Die Matrosen versammelten sich alle um das Boot herum und standen völlig still, sie waren, wie es schien, halb dumm geworden und wußten nicht, was für sie das Sicherste sei, still zu stehen, im Tauwerk hinauf zu klettern, oder über Bord zu springen. Der erste Steuermann bewaffnete sich mit einem Revolver und kletterte auf das Hintertheil des Bootes.

Ich erwartete wirklich jeden Augenblick einen Knall zu hören und von einem der hinter mir stehenden Helden selbst erschossen zu werden.

Der zweite Steuermann, der unter ihnen allen der einzige wirkliche Mann war, ergriff ein großes Scheidenmesser und kletterte in das Boot, um mir zu helfen.

Ich wußte, daß der Versuch, das Ungeheuer mit einem Messer zu treffen, wo es zu seiner Vertheidigung Raum genug hatte, zu nichts

führen würde; ich warf es daher weg, ergriff einen kurzen Drehbaum von Eisenholz, die einzige Waffe, die ich erreichen konnte, und sagte zum zweiten Steuermann, er solle das Verdeck in die Höhe heben, ich wolle versuchen, meinem Gegner den Rest mit dem Knüttel zu geben; denn der Gedanke, davon zu laufen, wo ich es konnte, und Andere thun zu lassen, was mir zukam, ist mir nie in den Sinn gekommen.

Als das Verdeck in die Höhe ging, sah ich die Schlange zusammengewickelt etwa dritthalb Fuß von meinem rechten Fuße. In Folge der tiefen Wunde, die ich ihr beigebracht hatte, litt sie die heftigsten Schmerzen, aber sie erhob den Kopf hoch mitten aus ihrer gewaltigen Rolle, den rothen Rachen weit geöffnet und die Augen Feuer sprühend wie glühende Kohlen.

Ich fühlte mir das Blut in den Adern erstarren, als wir einen Augenblick einander in die Augen sahen und beide instinctmäßig uns vorstellten, daß Eins von uns zweien auf jener Stelle sterben müsse.

Sie schoß auf meinen Fuß los, in der Hoffnung, ihre Fänge in meinen Canevasschuh zu befestigen, aber ich war zu schnell für sie und gab ihr einen solchen Schlag auf den Kopf und Hals, daß sie sich lieber wieder zusammenwickelte. Dadurch gewann ich Zeit, mich zum zweiten Schlage vorzubereiten, und so hieb ich dann gegen fünfzehn Minuten lang aus Leibeskräften immer fort, und drei- oder viermal kam ihr Rachen bis auf zwei oder drei Zoll von meinem Canevasschuh.

Ich fing nun an zu fühlen, daß mich die Kraft verließ und daß ich nur noch einen Augenblick aushalten konnte; in jenem Augenblicke brachte jedoch glücklicher Weise der Zimmermann seinen Verstand zusammen und dachte an sein Breitbeil; er brachte es an die Seite des Bootes und hielt den Griff in die Höhe, so daß ich es, während die Schlange sich in Folge des letzten betäubenden Schlages zusammenwickelte, ergreifen konnte.

Das nächste Mal, wo sie wieder auf mich losschoß, gab ich ihr einen starken Hieb etwa fünfzehn Zoll hinter dem Kopf; er trennte den Leib vollständig ab, ungefähr einen Zoll auf der untern Seite

ausgenommen, und als sie sich zusammenrollte, fiel dieser Theil um und sie befestigte die Zähne in ihren eigenen Windungen.

Noch ein Hieb, dann ergriff ich ein Tau, und in einem Nu schleppte ich sie über die Seite des Bootes, quer über das Deck und warf sie über die Regeling des Schiffes in's Meer. Die lange Blutspur, die sie auf dem Deck hinterlassen hatte, gab mir die Versicherung, daß ich wirklich außer Gefahr war; ich that einen langen Athemzug, um mich zu erleichtern, und dankte dem Geber aller Güter.

Albert S. Bickmore.
Reisen in den Ostindischen Archipel.
Aus dem Engl. von J. E. A. Martin.
Jena 1869.

Eine Tigerjagd mit Elephanten im Lande der Sontâls.

Nach Rousselet.

Das Land der Sontâls in der Provinz Baghalpoer ist, obgleich Bengalen benachbart, eine der wildesten Gegenden Indiens, von wilden Thieren, besonders von Tigern heimgesucht, während die Bewohner, die Sontâls, auf der untersten Stufe der Barbarei stehen.

Wir lagerten in der Nähe eines kleinen Dorfes und die Sontâls, welche wußten, daß wir Tiger jagen wollten, hatten bald eine Stelle in der Nachbarschaft bezeichnet, wo wir mehrere derselben finden könnten.

Die Monate April und Mai sind für die Tigerjagd am günstigsten. Die intensive Hitze, welche diese Jahreszeit charakterisirt, hat bald die Bäche und Waldlachen ausgetrocknet, und der Tiger ist genöthigt, in die Thäler zu kommen, um an den Brunnen und Teichen der Dörfer seinen Durst zu stillen. Er schlägt dann gewöhnlich sein Lager in irgend einer Schlucht voll Strauchwerk auf, worin er bei Tage schläft; gegen Abend verläßt er sie, um unter den zur Tränke geführten Thieren seine Beute zu holen. Ein erwachsener Tiger tödtet gewöhnlich einen Ochsen alle 4—5 Tage; er schleppt ihn in den Wald nicht weit von seinem Lager, um die herumlungernden Hyänen und Schakale davon fern zu halten, was übrigens schon seine Ausdünstungen bewirken. Man berechnet, daß jeder Tiger im Durchschnitt jährlich 60—80 Stück Vieh tödtet, was einem Werth von wenigstens 14 bis

15 000 Frcs. entspricht. Wie man sieht, verursachen diese Thiere in den Gegenden, wo sie zahlreich sind, beträchtlichen Schaden.

Das Dorf, in dessen Nähe wir lagerten, hatte so in den letzten zwei Wochen vier Ochsen verloren, welche zwei in einer naheliegenden Schlucht brüderlich hausende Tiger geraubt hatten. Der Chikari oder Tigerjäger des Dorfes hatte wohl versucht, sie aus ihrem Schlupfwinkel zu vertreiben, allein aus Mangel an Bäumen in der Nähe der Schlucht hatte er sich nicht auf die Lauer stellen können, und er hatte es nicht gewagt, zu Fuß in das dichte Gebüsch einzudringen.

Wir begaben uns mit dem Chikari an die Schlucht, um die Zugänge zu untersuchen und unsern Angriffsplan festzusetzen. Die Schlucht bildete eine breite Bodensenkung mit sanften Abhängen; auf dem Boden befanden sich einige Wassertümpel, die von dichtem Dorn- und Bambusgebüsch überschattet waren. Dort hielten sich beide Tiger verborgen. Nachdem wir das Ganze genau untersucht hatten, sahen wir, daß kein Baum in der Nachbarschaft zur Einrichtung eines festen Anstandes geeignet sei; andrerseits wäre es eine tolle Verwegenheit gewesen, zu Fuß in das Gebüsch einzudringen; wir beschlossen also die beiden mitgenommenen Elephanten zu gebrauchen und mit ihrer Hilfe am nächsten Morgen die Tiger anzugreifen.

Bisher hatte ich den Tiger nur auf dem Anstande oder in Gesellschaft des Generals B.. mit Treibern gejagt; nur ein einziges Mal hatte ich auf einem Elephanten eines dieser Thiere verfolgt; denn letztere Art zu jagen ist die schwierigste und verlangt eine gründliche Kenntniß der Gewohnheiten dieser Katzenart.

Man stellt sich gewöhnlich vor, um einen Tiger zu finden und ihn zu tödten, brauche man nur einen Elephanten zu besteigen und in die Dschungel zu gehen, wo ein solches Thier hausen soll. Sind die Jäger zahlreich und dringen sie mit ihren Elephanten in einer Linie durch den Wald, so können sie wohl Tiger treffen und erlegen, besonders wenn sie sich von einer Anzahl Treiber helfen lassen. Aber es giebt keine Jagd, die eine tiefere Kenntniß der Gewohnheiten des

Wildes, die mehr Ausdauer und Gewandtheit verlangte, als die Verfolgung eines Tigers mit einem oder zwei Elephanten.

Dringt man zum ersten Male in die Dschungel ein, so kann man sich einer gewissen Furchtsamkeit nicht erwehren, so sehr ist man überzeugt, daß jeden Augenblick die Tiger sich zeigen werden und erst nachdem man ganze Tage vergeblich nach ihnen gesucht hat, bekommt man einen Begriff von der Ungefährlichkeit seines Umherstreifens. Zwei Jahre lang habe ich die von Tigern am meisten heimgesuchten Gegenden Central-Indiens durchstreift, und bin nur dreimal unvermuthet auf Tiger gestoßen. In der That, wenn man die stets bekannten Striche ausnimmt, die von menschenfressenden Tigern unsicher gemacht werden, kann man ohne unmittelbare Gefahr die Dschungel durchziehen.

Sehr viele Jäger sprechen mit Verachtung von Tigerjagden mit Elephanten und prahlen mit Heldenthaten, die sie an Tigern Auge gegen Auge verrichtet haben wollen. Man kann ihnen gegenüber als allgemeine Regel annehmen, daß neun Zehntel der vorgeblich „zu Fuß" getödteten Tiger von irgend einem hohen Baume oder sonst einem hohen Anstande aus erlegt worden sind. Bei dieser Jagdart wird der Tiger häufig nur verwundet, und die wahre Gefahr liegt alsdann darin, das Thier in seiner Zufluchtsstätte aufzusuchen, eine Gefahr, welche viele Sportsmen sich wohl hüten zu bestehen. Allerdings haben sich einige Jäger eine Ehrensache daraus gemacht, mit dem Tiger sich nur zu Fuß zu messen, allein sie sind zuletzt immer dabei getödtet worden oder haben eine Verwundung davongetragen, die sie für immer von ihrer thörichten Verwegenheit heilte.

Zu Fuß ist der Jäger in Mitten des Dickichts wehrlos gegen den Tiger; er kann nicht einen Meter weit vor sich sehen und ist daher eine willenlose Beute des Raubthiers, welches sich nach seinem Belieben vollständig verbergen oder ohne Aufmerksamkeit zu erregen, denselben umkreisen kann.

Man wähne jedoch nicht, daß die Tigerjagd von einem Elephantenrücken aus ohne Gefahr sei; denn selbst hier ist der Jäger vor dem

Sprunge des Tigers nicht sicher. Auch kommt es manchmal vor, daß der Elephant, von panischem Schrecken ergriffen, wie toll durch den Wald ausreißt und das Leben des Jägers in Gefahr bringt. Der Elephant kann übrigens zur Tigerjagd nur nach einer sorgfältigen Dressur verwendet werden und muß vor allem gelernt haben, die heftige instinktmäßige Abneigung, die er beim Anblicke und Geruche des Tigers empfindet, zu überwinden. Es ist ebenfalls sehr schwer, einen guten Kornak zu finden; und gerade von diesem hängen die guten Eigenschaften des Elephanten ab. Die Erziehung beginnt meistens mit der Gewöhnung an das Gewehrfeuer und an die Reh- und Hirschjagd. Sonderbarer Weise fürchtet der Elephant den Eber mehr als den Tiger, und oft genügt der Anblick eines einzigen Wildschweines, um ihn in die Flucht zu treiben.

Wir hatten glücklicher Weise zum Führer Herrn Handsom, der schon manche Tigerjagd mit Elephanten geleitet hatte. Die beiden von ihm mitgebrachten Elephanten waren durch häufige Kämpfe mit Tigern erprobt und wir konnten auf ihre Ruhe und ihren Muth rechnen.

Während der Nacht hatten sich die Tiger mehrmals unserem Lager genähert und wir hatten ihr heiseres hustenartiges Brüllen gehört. Bei Tagesanbruch verließen wir unser Zelt und begaben uns langsam nach der Schlucht, worin die Tiger hausten. Der Chikari und zwei Treiber begleiteten uns. Handsom und Schaumburg saßen auf dem einen Elephanten, ich auf dem andern; jedes dieser Thiere wurde von einem mit dieser Jagd vertrauten Kornak geführt.

Wir waren frühzeitig aufgebrochen, in der Hoffnung, eines dieser Thiere außerhalb seines Schlupfwinkels zu treffen; aber obschon der Sand der am Dorfe vorbeikommenden Nullah zahlreiche frische Spuren ihrer Tatzen trug, waren doch die Tiger schon heimgekehrt. Wir setzten also langsam unsern Weg zur Schlucht fort und beschlossen, daß ich mit dem Chikari auf der einen Seite bleiben sollte, während Handsom und Schaumburg die Nullah umgehen, am entgegengesetzten Abhange herabsteigen und die Tiger aufscheuchen würden.

Kaum hatte ich den Waldsaum an der Schlucht erreicht, als ich hundert Schritte vor mir den Tiger erblickte, der mit ruhigem abgemessenem Schritte seines Weges ging. Einen Augenblick lang betrachtete ich mit Bewunderung das schöne Thier, welches, ohne die geringste Unruhe zu zeigen, gesättigt und ermüdet von seinem nächtlichen Zuge zurückzukehren schien; dann machte ich rasch meine Büchse schußbereit und zielte, aber in demselben Momente verschwand der Tiger hinter einem Gebüsch.

Einige Minuten darauf erschien Handsom auf dem entgegengesetzten Rande der Schlucht. Der Tiger, der ihn gesehen hatte, brach aus dem Gebüsch hervor und wandte sich kriechend und mit eingezogenem Schweife gerade gegen mich hin. Auf kaum sechszig Meter zielte ich und sandte ihm eine Kugel in die Seite, während er, da er mich nicht bemerkt hatte, den Kopf wandte, um den Bewegungen meines Jagdgefährten zu folgen. Er stieß ein fürchterliches Gebrüll aus und verschwand im Dickicht.

Mein Kornak trieb den Elephanten vorwärts und wir befanden uns bald darauf auf dem Boden der Schlucht. Ich sah jetzt den Tiger 200 Meter vor mir nach dem Walde zu fliehen. Handsom, der seinen Bewegungen folgte, war mit seinem Elephanten herbeigekommen und hielt das Thier durch einen Schuß fest. Als der von Neuem verwundete Tiger sich umzingelt sah, stürzte er geraden Weges auf meinen Gefährten zu; sein Elephant, durch diesen Angriff in Schrecken gesetzt, machte Kehrtum und ergriff die Flucht: aber das furchtbare Thier hatte ihn bald erreicht und war ihm mit einem Satze hinten auf das Kreuz gesprungen, woran es sich mit seinen Tatzen festklammerte. — Es überlief mich kalt, da ich meinen Freund für verloren hielt. Einige Meter Zwischenraum trennten uns, und mein Mahout (Kornak) suchte durch sein Geschrei seinen Elephanten anzutreiben, als Handsom, seine Büchse dem Tiger vor den Kopf haltend, feuerte und ihn durch diesen Schuß auf den Boden hinabwarf. Es war ein wahrhaft rasendes Thier, denn es raffte sich noch einmal auf und

stürzte auf meinen Elephanten los, der eben herankam; aber in dem Augenblicke, wo es versuchte, sich an dessen Bein zu klammern, zerschmetterte ihm meine Kugel den Rücken, so daß es sterbend herunterfiel. Jeder von uns gab ihm noch eine Kugel, um seines Todes sicher zu sein.

In großer Gemüthsbewegung stieg ich von meinem Elephanten herab und schüttelte meinem Freunde die Hand, um ihn wegen seiner Kaltblütigkeit beim Bestehen des ersten Angriffes des Tigers zu beglückwünschen; dann besichtigten wir unsere Jagdbeute. Es war ein schöner Königstiger, in voller Jugendkraft, mit orangegelbem, prachtvoll weiß und schwarz gestreiftem Felle; er maß von der Schnauze bis zum Ende des Schweifes etwas über drei Meter, was für einen ausgewachsenen Tiger mittlere Größe ist.

Die Freude unserer Elephanten zeigte sich noch lärmender, als die unserer Leute; diese riesigen Thiere berochen den Körper ihres Feindes, drehten ihn mit ihrem Rüssel um, stießen darauf ein heiseres Geschrei und zugleich andere Freudentöne aus, welche fast wie Trompetengeschmetter klangen.

Der zweite Tiger war während des Kampfgetöses aus der Schlucht entschlüpft, aber Handsom und Schaumburg erlegten ihn am folgenden Tage in kurzer Entfernung vom Dorfe.

Nach Rousselet.

Eine aufregende Babirussa-Jagd auf dem Irawadi.

Nach Thomas Anquétil.*)
(1874.)

Die schwimmenden Inseln. — Vorkehrungen zur Jagd. — Waghalsige Jagd im Kahne. — Vergebliche Schüsse. — Erlegung eines Babirussa und zugleich einer ungeheuren Boa.

Eine der aufregendsten und seltsamsten Jagden, welche ich in Indien erlebte, ist eine Babirussa-Jagd.

Der Babirussa oder Hirscheber stammt jedenfalls aus den Thälern des Himalaya. Sobald die Schneeschmelze beginnt, schwellen die zahlreichen Nebenflüsse des Irawadi und Kyenduen an und bringen die Seen zum Steigen, die auf dem weiten, zu Birmanien gehörenden Gebiete der Syngphoos liegen. Die mit außerordentlich dichtem Gesträuch bedeckten Ufer dieser Seen dienen einer Menge Hirschebern zum Aufenthalt. Sehr häufig unterwühlt die Ueberschwemmung das Ufer und reißt große Stücke desselben mit dem durch seine Wurzeln fest zusammengewachsenen Gesträuche und dessen Insassen in den See und den Irawadi herunter oft bis in das Meer. Der Babirussa bleibt auf seiner schwimmenden Insel ruhig in seinem Lager; sobald sich jedoch

*) Thomas Anquétil, dessen Großonkel Anquétil-Duperron zuerst den Zend-Avesta, das heilige Buch der Parsis, für dessen Manuscript die englische Regierung ihm vergeblich eine Million Francs anbot, herausgab, hat sich durch seine Jagden in Afrika und Asien in der Sportswelt bekannt gemacht. Er diente 19 Jahre in der französischen Armee.

eine Gelegenheit darbietet, oder durch einen Anstoß, durch die Einwirkung des Wassers seine Wohnstätte auseinanderfällt, schwimmt er ans Land, wo er kann. Man hat ihn so auf solchen Inseln oft 25 bis 30 Stunden weit von den Mündungen des Stroms im Golfe von Martaban und über breite Meerengen schwimmen sehen.

Der Babirussa ist äußerst kräftig, wild und muthig; mit dem feinsten Gehöre begabt, reißt er aus beim geringsten Geräusche; aber er greift auch, in die Enge getrieben, wie der Eber, den er an Größe und Stärke weit übertrifft, wüthend den Jäger an und wird dann ein sehr gefährlicher Feind.

Ich hegte schon lange den Wunsch, einen Babirussa zu erlegen und erhielt zu meiner Freude in Mandalay die Gelegenheit, diese Jagd zu Wasser zu unternehmen. Es war mir dieses um so angenehmer, da die Jagd in jenen sumpfigen Dschungeln, wo man jeden Augenblick in unergründliche Wasserlöcher fallen kann, welche Gras und Wasserpflanzen mit einer scheinbar festen Decke überziehen, mir niemals behagt hatte.

Mandalay liegt auf einer breiten Ebene zwischen zwei Armen des Irawadi. An einem derselben stehen mehrere buddhistische Tempel, unter andern ein berühmter Kyouny (Wallfahrtsort). Ein stundenlanger Damm schützt diese Tempel vor der Ueberschwemmung, und eine leichte, elegante Brücke aus Teckholz verbindet beide Ufer.

Im Winter 1869 erreichte die Ueberschwemmung eine solche Höhe, daß der Strom, der eine Menge schwimmender Inseln mit sich fortriß, alles niedrige Land unter Wasser setzte. Der günstige Augenblick für meine Jagd war gekommen und ich richtete mich dazu auf folgende Weise ein:

Da die Gewalt des Wassers an mehreren Stellen den Damm durchbrochen und das flache Land mit den darauf stehenden Häusern überschwemmt hatte, so nahm ich mit meinem Diener Joseph und drei birmanischen Matrosen, bei scheußlichem Wetter, Stand an der Brücke in einer elenden, allseits offenen Hütte, deren durchsichtiger Bretterboden

unter unsern Füßen schwankte, während der noch stets wachsende Strom sich kaum 2 bis 3 Meter unter uns dahinwälzte.

Vor der Brücke hatten wir ein Seil über den Flußarm gespannt, womit die besonders dazu gemietheten Leute auf beiden Ufern durch schärferes Anziehen auf ein gegebenes Zeichen den Fluß sperren konnten; auch ließen sich an diesem Seile zwei Nachen wie an einer Fähre hin und her ziehen. Wir mußten letztere Einrichtung treffen, weil unsere Nachen ohne Seil sich keinen Augenblick gegen die übermächtige Strömung hätten halten können.

Mit einem Fernrohre untersuchte ich von meinem Beobachtungsposten aus alles, was den Strom heruntertrieb. Kam eine Strauchmasse oder Insel heran, so schwenkte Joseph ein weißes Schnupftuch an einer langen Stange; die Leute zogen das Seil an, wir sprangen in einen Kahn und hißten uns am Seile bis zu der Stelle am Brückenpfeiler, in dessen Nähe das herantreibende Ding vom Seile aufgehalten werden mußte.

Dieses Verfahren wiederholten wir erfolglos, aber nicht ohne Gefahr, fünf- bis sechsmal. Die Wogen wälzten sich tosend und in schnell kreisenden Wirbeln heran; zuweilen stieß ein unbemerkt unter der Oberfläche schwimmender Baumstamm heftig gegen unsern Kahn; eine einzige falsche Wendung, eine zu heftige Bewegung unsererseits hätte uns in den Fluß gestürzt. Ich werde mich sicherlich nicht mehr freiwillig einer solchen Gefahr aussetzen. Man kann sich jedoch schwerlich vorstellen, wie in dieser an elektrisch überladener Luft so reichen Gegend das Klima überreizend auf das Gehirn einwirkt. Wird das geringste Verlangen nicht sofort erfüllt, so läßt es euch keine Ruh noch Rast: es wird zu einer Gehirnüberspannung.

Plötzlich sah ich im Fernrohre zwei prachtvolle Babirussas auftauchen, die, obschon in einem herantreibenden Gesträuch halb versteckt, ganz gut zu erkennen waren. Wir sprangen in das Boot.

Ich war mit Joseph vom Kopf bis zu Fuß bewaffnet; wir hatten zwei Doppelkarabiner und Revolver.

Die Insel kam rasch heran und das Gesträuch wurde zusehends höher; die beiden Thiere zeigten sich immer deutlicher. Es schien mir jedoch bald, daß sie an Flucht dachten, da sie jedenfalls von der den Strom versperrenden Brücke betroffen waren. Sie verließen wirklich ihr Versteck, näherten sich dem Rande der kleinen Insel, mit aufgerichteten Ohren, wildblickenden Augen und mit weit aufgerissenen Nüstern rechts und links in der Luft herumschnuppernd.

Ich war furchtbar aufgeregt; ich stand da, den Karabiner an der Schulter, den Finger auf dem Drücker, mit stockendem Athem. Auf 40 Schritte Entfernung gebe ich meine ersten Schüsse ab. Lautes Grunzen antwortet darauf. Ich ergreife einen anderen Karabiner, um zu zielen; da stürzten sich beide Babirussas in den Strom. Ich sandte ihnen zwar einige Kugeln nach, aber es war verlorene Mühe. Die Strauchmasse hatte das Seil erreicht und dasselbe durch den Stoß der Strömung so hin und her gezerrt, daß das Boot schwankte und der Schuß unsicher wurde. Die Hirscheber, von dem Strome fortgerissen, landeten weit unten am entgegengesetzten Ufer mitten unter einer Baumgruppe, deren Wipfel das Wasser überragte.

Ich kehrte zur Hütte zurück und verwünschte meine Ungeschicklichkeit, sowie das dicke Fell der Babirussas.

Eine Stunde der Erwartung verstrich von Neuem. Blutrothe Wolken begannen den Himmel zu verdunkeln, der Horizont sah gewitterschwanger aus, und bald darauf begann ein rasender Sturmwind unter Blitzen und Donnerschlägen alles um uns her zu verwüsten. Der folgende Bericht gibt einen Begriff von der gewaltigen Wirkung großartiger Naturscenen auf die wildesten Thiere, die dadurch so entsetzt werden, daß sie ihre Raubgier, sowie ihren Selbsterhaltungstrieb bei Seite setzen.

Joseph gab plötzlich ein neues Signal. Wir eilten wieder ins Boot und an unsern Posten im Strome, wobei wir mit solcher Gewandtheit zu Werke gingen, daß das Fahrzeug fast unbeweglich lag. Bald darauf kam ein Babirussa von außergewöhnlicher Größe in den

Bereich meiner Waffe. Ich schoß ihm meine beiden Kugeln in die Brust, aber er fiel nicht. Schon wollte er sich ins Wasser stürzen, um sein Leben durch die Flucht zu retten, als ihn zwei andere Kugeln in die Seite trafen. Jetzt brach er zusammen.

Meine Matrosen fuhren den Kahn an die schwimmende Insel heran, als sie eben das Seil erreichte. Ich wollte auf deren schwankenden Rand springen, als sich ein ungewöhnliches Krachen der Zweige vernehmen ließ.

In demselben Augenblicke bäumte sich eine ungeheure Schlange vor uns auf, die aus dem bis dahin sie bergenden Gesträuch-Dicicht mit flammensprühenden Augen und fürchterlichem, weit aufgerissenem Rachen hervorbrach.

Meine Flinten waren entladen; ich griff zum Revolver. Mit einer Gelenkigkeit, deren ich sie kaum fähig gehalten hätte, rollte sich die Boa, um besser fliehen zu können, auf und arbeitete sich in vielfachen Windungen an einer der Holzsäulen der Brücke empor.

Von meiner Stelle aus konnte ich nicht schießen, ohne vielleicht einen der Matrosen zu verwunden; aber Joseph, der am andern Ende des Bootes stand, zielte mit seiner Vogelflinte. Die Schrotkügelchen brachten jedoch wenig Wirkung hervor: das Blut floß zwar aus mehreren Wunden, aber die Boa kletterte weiter in die Höhe.

Als ihr Kopf das Brückengeländer erreichte, konnte ich endlich von meinem Revolver Gebrauch machen. Eben wollte ich feuern, als einer der Ruderer unerschrocken den Fuß auf den Rand des Bootes setzte, mit der einen Hand sich an den Pfeiler festklammerte und mit der andern der Schlange einen Hieb, einen einzigen Hieb mit seinem schweren Dah (einem säbelartigen Messer) versetzte.

Die Boa, fast in zwei Hälften getheilt, fiel mit außerordentlich heftigen Bewegungen in das Gesträuch der Insel. Wir schnitten ihr den Kopf ab, hatten aber dann unendliche Mühe, den Rumpf von den Zweigen abzulösen, die er im Todeskampfe mit fast unbegreiflicher Muskelkraft umklammert hatte. Die Schlange maß zehn englische

Yards, also fast neun Meter. Dieses fürchterliche Reptil hatte also auf einem Inselchen von kaum zwanzig Schritt Durchmesser eine Reise von wenigstens 150 Stunden in Gesellschaft eines Babirussa gemacht, ohne daß beide Thiere, durch die Ueberschwemmung erschreckt, an Feindseligkeiten gedacht hätten. — Mein Babirussa wog etwas über 100 Kilogramm, und sein Fleisch wäre ein Schmaus für Feinschmecker gewesen.

Nach Thomas Anquétil.

Elephantenjagden.

Nach Thomas Anquétil u. A.

Eine Tropenlandschaft. — Elephantenherden im Urwalde. — Kampf mit zwei Anführern. — Rachsucht eines Elephanten. — Abenteuer eines alten Jägers.

Seit sechs Tagen waren wir am Irawadi auf beschwerlichem Marsch. Wege gab es nicht. Gegen Abend lagerten wir uns auf einem Hügel, der uns die Aussicht auf eine großartige tropische Landschaft eröffnete. Während Joseph das Abendessen besorgte und Désiré, der andere Diener, das Gepäck ablud und mein Zelt aufschlug, warf ich einen Blick auf die Gegend.

Im Norden erhob sich ein prachtvoller Teckwald und bedeckte mit seinen riesenhaften dunkelgrünen Bäumen, so weit das Auge reichen konnte, die weite sogenannte „Teckregion“.

Im Westen blickte ich über einige Thäler hinweg auf die lange Kette der Mahôd-Thoung-Berge, aus denen mehrere Flüsse sich in den großen Khyendouen oder Nanc-Jonaï ergossen, der sich 60 Stunden weiter unten mit dem Irawadi vereinigt.

Letzteren Strom sah ich in majestätischen Windungen durch eine Unzahl von Inseln und bald flachen bald hohen felsigen Ufern strömen.

Hinter mir in Süd-Süd-Osten dehnten sich die weiten Ebenen aus, die wir verlassen hatten, voll von großen und kleinen Wäldern,

Reis-, Tabak-, Baumwollen- und Maisfeldern. In der Mitte befand sich ein ausgebreiteter Landstrich voll dichter Dschungeln, von Palmen und andern tropischen Riesenbäumen überragt. Es war der Aufenthaltsort zahlreicher Tiger, deren Stimmen wir Nachts vorher gehört hatten. In großen Abständen zeigten sich einzelne Dörfer mit Pagoden, deren Dachvergoldungen wie Meteore unter den Strahlen der untergehenden Sonne herüberglänzten.

Der Anblick dieses glänzenden Panoramas erfüllte meine Seele mit tiefer Traurigkeit, denn ich stellte mir die Frage, ob denn Gott dieses wundervolle Land geschaffen habe, damit es einer durch Faulheit und Verweichlichung heruntergekommenen, durch Unwissenheit wie durch Aberglauben verdummten und stumpfsinnig gewordenen und durch tausendjährigen Despotismus verkommenen Rasse als Wohnsitz dienen sollte.

Unschlüssig über den Weg, den ich einschlagen sollte, wollte ich eben den Hügel hinabsteigen, um zu einer schmalen Grasfläche zu gelangen, welche von meinem Standpunkte aus fast eine halbe Stunde weit in den dichten Teckwald eindrang, als ich plötzlich ein gellendes seltsames Geschrei hörte.

Der Booh (Anführer der Begleitungsmannschaft) eilte zu mir und theilte mir mit, das Geschrei rühre von einer Elephantenherde her; zugleich zeigte er mir eine Stelle auf der Grasfläche, wo sie sich befinden sollten. Mit meiner Lorgnette erblickte ich sofort wenigstens 60 Elephanten in drei Herden.

— Willst du mit mir auf die Jagd gehen? frug ich den Booh.

— Ich darf es nicht, Boohguy (Commandant), erwiederte er. Der Yasa beansprucht dieses Vergnügen für sich, obschon er es fast niemals genießt. Die Gouverneure der Provinzen erlauben sich allerdings zuweilen Elephanten einfangen zu lassen unter dem Vorwande, sie nach ihrer Zähmung als Geschenke unsern Fürsten anzubieten; allein ich stehe noch nicht hoch genug im Range, um mir ein solches Vergnügen zu gestatten.

— Wir werden die Elephanten nicht fangen, sondern tödten.

— Das wäre noch schlimmer! Gleich nach unserer Rückkehr würde ich entweder meiner Stelle entsetzt oder die Bastonnade erhalten.

— Woher kommen denn die vielen Elephantenzähne, die man im Kaufmannsviertel zu Mandalay, gerade neben dem kaiserlichen Palast verkauft?

— Nicht gesehen, nicht erwischt.

— Ich verstehe.

— Diese Zähne sind nach der Behauptung der Verkäufer im Walde gefunden worden und stammen von todten Elephanten. Es ist möglich, daß sie auch auf andere Weise erworben wurden; indessen kann ich nichts Bestimmtes davon sagen. Vielleicht ist einer meiner Leute beauftragt, mich während der Reise zu überwachen. Was Sie betrifft, so brauchen Sie als Kala (Fremder) keine Rücksicht zu nehmen, man wird Ihnen keinen Vorwurf machen, zumal Sie mit dem Kala-dûn (Minister des Auswärtigen) befreundet sind.

Auf meinen Jagdzügen legte ich nie meine hohen Wasserstiefel aus weichem Leder, sowie meine Waffen, Jagdmesser und Revolver ab. Ich nahm meinen Doppelkarabiner, den ich mit Sprengkugeln lud, von denen ich ein halbes Dutzend mitnahm. Dann stieg ich rasch den Hügel hinab und ließ, um Niemanden durch Uebertretung des Verbotes in Gefahr zu bringen, die Begleitung zurück.

Je weiter ich am Rande des Waldes vordrang, je größer erschienen die Elephanten, welche ebenfalls herankamen, wie ich von den lichten Stellen aus, die ich vorsichtig benutzte, deutlich sehen konnte.

Unten am Hügel machte ich Halt, denn in der Entfernung von 4—500 Meter stand wie eine Schildwache das riesenhafteste dieser Ungeheuer, jedenfalls der Anführer der Schaar, und hütete den linken Waldsaum. Im selben Augenblicke erblickte ich gegenüber rechts einen fast ebenso großen Elephanten, der denselben Dienst zu thun schien.

Weiter rückwärts tummelten sich mehrere Paare im Grase; andere schliefen oder rissen Bäumchen mit ihren Wurzeln aus. In einem

Sumpfe spielten zehn bis zwölf junge Elephanten, die sich mit dem kothigen Wasser bespritzten und die Binsen zerstampften.

Ich schlich mich unbemerkt am linken Waldrande bis in die Nähe des Anführers.

Kaum zweihundert Meter von ihm entfernt, krachte plötzlich ein Zweig unter meinen Füßen. Der Anführer bewegte zuerst seine herabhängenden Ohren hin und her, hielt sie dann steif wie zwei große Muscheln in die Höhe nach verschiedenen Richtungen hin, um die Ursprungsstelle des Geräusches zu erkennen; dann streckte er den Rüssel weit aus und schnüffelte laut, um auch mit seinem Geruchssinn zu untersuchen.

Ich war regungslos hinter einem Baume stehen geblieben.

Eine Minute verfloß . . .

Das Ungeheuer drehte mir die Seite zu und blickte nach einer andern Richtung.

Ich hatte Lust, ihm meine beiden Schüsse in die Quere zu geben, aber die Haut dieses Dickhäuters ist so fest, er hat ein so zähes Leben, daß ich fürchtete, ihn nicht auf dem Fleck zu tödten.

Ich glitt daher geräuschlos von Baum zu Baum, immer am Waldrande, bis auf höchstens fünfzig Schritte von dem Thiere. Dann legte ich den Doppelkarabiner ab, der mir hinderlich war, spannte meinen mit der Sprengkugel geladenen Karabiner und schickte mich an zu zielen.

Das Ungeheuer hatte mich gewittert. Es wandte sich zu den Seinigen und gab das sogenannte „Trompetensignal“, dann machte es Kehrtum, um sich auf mich zu stürzen. Ich ließ ihm keine Zeit dazu und brachte ihn durch meinen Schuß zum Stehen, gerade im Augenblicke, wo er mir noch zum Theil die Seite bot.

Dem Knalle folgte sofort das Platzen der Kugel. Der Elephant stieß einen wahrhaft entsetzlich klingenden kurzen Laut aus, sprang in die Höhe und fiel dann wie eine leblose Masse zu Boden. Das Drama ging in kürzerer Zeit vor sich, als ich hier zur Beschreibung brauche.

Der doppelte, im Walde widerhallende Knall setzte die jungen Elephanten in Schrecken; sie verbargen sich in dem Sumpfe; die erwachsenen stürzten am Rande des Sumpfes vorbei, zu einer dichten Masse zusammengedrängt, in den Wald.

Die zweite Schildwache allein, der Unteranführer, wagte der Gefahr zu trotzen. Nach kurzem Zögern lief er rasch zu der Leiche seines Gefährten. Dort begann er nun mit allen Zeichen der Ueberraschung, der Verzweiflung und der Wuth den Körper zu besichtigen, zu beriechen und mit dem Rüssel zu betasten.

Ich wich nicht aus meinem Versteck. Trotz der Theilnahme, den dieses Schauspiel bei mir erregte, unterließ ich nicht, meinen Karabiner von Devisme zu laden. Dann zielte ich und drückte ab. Die Entfernung war entweder für diese Waffe zu groß, oder das Thier hatte eine plötzliche Bewegung gemacht, kurz, die Kugel sprang auf der dicken Haut ab und platzte, ohne es zu verwunden, umhüllte es jedoch mit einer Dampfwolke.

Die Flamme meines Schusses verrieth mich.

Sobald das durch den Rauch verblüffte Ungeheuer seine Augen wieder gebrauchen konnte, schwenkte es seinen Rüssel und schickte sich zum Kampfe an. Ich ergriff meinen Doppelkarabiner und sandte ihm beide Kugeln mitten in die Brust.

Dieser Fehler setzte mich den verderblichsten Folgen aus. Man hat Elephanten ihre Gegner zerstampfen sehen, nachdem sie mehr als zwanzig Kugeln in den Körper erhalten hatten. Ich hätte vorher meinen Karabiner von Devisme mit einer Sprengkugel laden sollen; ich hatte unüberlegt gehandelt; es war mir eben die Kaltblütigkeit ausgegangen.

Das Thier stieß jenes wüthende, weithinschallende Gebrüll aus, dem die Hindu den Namen Bôol gegeben haben, blieb einige Sekunden unbeweglich wie mit seinen Füßen an den Boden genagelt stehen, rieb sich die Brust mit dem Rüssel an den Stellen, wo meine beiden Kugeln getroffen hatten und stürzte dann mit einem gellenden Rufe auf mich los.

Die Lage wurde grausenhaft. Zum Laden meines Karabiners mit der Sprengkugel hatte ich keine Zeit; mein vorzüglicher Revolver war ganz unnütz; an Flucht war nicht zu denken: das Thier hätte mich bald erreicht. Was sollte ich thun?

Blitzschnell fuhr mir ein vortrefflicher Gedanke durch den Kopf und ich führte ihn eben so rasch aus. Meinen Doppelkarabiner in das Gebüsch, meine andere Büchse am Tragriemen über die Schulter zu werfen und an dem Baume, hinter dem ich stand, über die Schlingpflanzen hinaufzuklettern war das Werk eines unbeschreiblich aufregenden Augenblicks.

Das Ungeheuer stürmte wie eine Lawine heran, ich hörte den Boden von seinen Schritten widerhallen; indessen — mir selbst unbegreiflich — verlieh mir die Größe der Gefahr Flügel, statt meine Kräfte zu lähmen.

Kaum hatte ich einen dicken Ast erreicht und darauf Platz genommen, als der Tamarindenbaum, der mir zur Zufluchtsstätte diente, wie vom Sturme geschüttelt, erzitterte. Jeder andere ebenso dicke, aber weniger kräftige Baum hätte mich nicht gerettet; der Elephant hätte ihn in seiner Wuth zerbrochen oder entwurzelt. Die Stöße, die er dem Stamm gab und seine gewaltigen Versuche ihn auszureißen, erschütterten den Baum bis tief in seine Wurzeln.

Als ich sah, wie vergeblich sich das Ungeheuer abmühte, gewann ich wieder etwas mehr Muth und lud meinen Karabiner. Es war gerade in dem Augenblicke, wo der Elephant, als er eingesehen hatte, daß er den Baum weder zerbrechen noch entwurzeln könnte, sich an dem Stamme emporrichtete, um mich mit seinem furchtbaren Rüssel zu erreichen. Sein glühender Athem drang zu mir herauf, denn das Ende seines Rüssels erreichte fast meinen Ast, doch konnte er mich nicht fassen. Er ließ sich schwerfällig auf den Boden fallen, schlug wüthend mit den Beinen um sich und wetzte seine langen Zähne an dem Baume, dessen Rinde er jedesmal zwei Zoll tief aufriß.

Es war zum Tollwerden und Zeit, ein Ende zu machen. Ich

zielte, um nicht zu fehlen, mitten auf den Rücken und drückte ab. Der Elephant fiel wie ein Klotz um und stieß sein letztes Gebrüll aus: die platzende Kugel hatte ihm das Rückgrat zerschmettert. Das Blut spritzte bis zu mir herauf; das emporsteigende Gas der Sprengkugel erstickte mich fast.

Während dieses Kampfes war die ganze Elephantenherde, durch den Ruf der Führer herbeigezogen, allmählich, zuerst langsam, dann immer schneller, bis in meine Nähe gekommen. Die vordersten waren kaum 150—200 Meter von meinem Baume, als der zweite Elephant seinen Todesschrei ausstieß. Jetzt ergriffen alle die Flucht mit einer Schnelligkeit, die ich ihnen niemals zugetraut hatte: sie waren fünf Minuten später am Ende der Grasfläche in dem tiefen Dickicht des Teckwaldes verschwunden.

Ich stieg vom Baume herunter und holte meine Doppelbüchse aus dem Gebüsch; beim Untersuchen des Elephanten fand ich, daß beide Kugeln in dessen Brust gedrungen waren, denn zwei Blutströme flossen aus zwei, einige Zoll von einander entfernten Oeffnungen.

Man kann sich wohl vorstellen, wie sehr ich durch den Kampf körperlich und geistig angegriffen war. Meine Leute hatten den Fall beider Elephanten gesehen und den Knall der Sprengkugeln gehört, deren Wirkung ihnen Zauberei zu sein schien. Sie empfingen mich mit stummer Bewunderung; in ihren Augen mußte ich ein Ausfluß, ein Stück Buddha's sein.

(Ich füge der interessanten Schilderung Anquétils, der die Gefahren der Jagd auf wilde Elephanten so glücklich bestand, zur Ergänzung eine Episode aus den Jagdzügen des Old Shekarry bei, von dem wir bereits (Seite 299) eine merkwürdige Tigerjagd mitgetheilt haben. Sie wird vielleicht noch prägnanter zeigen, wie gefährlich es manchmal ist, einen Elephanten nur zu verwunden.)

Ich legte meine Büchse, erzählte er, auf den männlichen Elephanten an, zielte hinter das linke Ohr und schickte ihm ein paar Kugeln zu, um ihn vielleicht aufzuhalten. Die letzte wirkte, denn sie brachte ihn

auf die Knie nieder; aber im nächsten Augenblicke war er wieder auf den Beinen, trennte sich von seinen Weibern und rannte wüthend durch den Wald, den sein zornig wüthiges Brüllen durchhallte. Ich nahm Gugula sachte die zweite Büchse ab, die mit vierlöthigen Kugeln geladen war, sprang von dem Ufer hinunter und lief so schnell als möglich, um ihn von der Schlucht abzuschneiden, die sehr eng war und durch die er, wie ich wußte, seinen Weg nehmen mußte, um zu der übrigen Herde zu gelangen. Ich lief in dem ausgetrockneten tiefen Bette hin, als ich ein rasselndes Getöse unter den Steinen hinter mir hörte. Ich drehte mich um und sah, daß das wüthende Thier mir nachkam mit wahrhaft glühenden Augen, den Schwanz kerzengerade emporgestreckt. Es war etwa vierzig Schritte von mir.

Schnellfüßigkeit, das wußte ich wohl, konnte mir nichts nützen; der Elephant mußte mich einholen, bevor ich das ziemlich steile Ufer erklommen. Ich drehte mich also ohne langes Besinnen um, ließ mich auf ein Knie nieder und zielte so gut als möglich. Mit einem wahrhaft teuflischen Racheschrei kam er auf mich zu. Ich ließ ihn bis auf etwa fünfzehn Schritte heran, dann drückte ich los. Ich hatte ihm zwischen die Augen gezielt, aber entweder hatte ich nicht festgehalten, weil ich in Folge meines raschen Laufes ziemlich athemlos war, oder meine Büchse war zu schwer (sie wog allerdings 16 Pfund), genug, mein linker Arm sank in dem Augenbicke als ich den Drücker berührte (sicherlich nicht aus Aengstlichkeit, denn ich war vollständig ruhig und verlor die Geistesgegenwart nicht) und die Kugel traf etwa vier Zoll zu tief. Sie drang in den fleischigen Theil des Rüssels ein, statt in das Gehirn. So hielt ich das Thier nicht auf und ehe ich ihm ausweichen konnte, war es vor mir. Ich sah etwas Dunkles über mich hin sich bewegen, dann fühlte ich einen schweren Schlag und fühlte mich durch die Luft geschleudert. Weiter weiß ich nichts.

Ich war über das hohe Ufer an eine Stelle geworfen, die vergleichsweise ziemlich sicher gewesen sein würde, wenn ich hätte dableiben können; aber das war gegen meine Natur. Ich sah in dem ausge-

trockneten Bachbette meine Büchse liegen und unter vielen Schmerzen kroch ich hinunter, sie zu holen. Das Rohr war mit Sand gefüllt den ich so rein als möglich wegputzte; dann setzte ich mich neben dem wenigen Wasser nieder, das hier und da noch rann, wusch mir das Blut ab und badete mir Kopf und Gesicht. Während dieser Beschäftigung hörte ich einen durchdringenden Schrei und sah nicht nur Gugula zu mir eilen, sondern hinter ihm drein auch den wüthenden Elephanten, den der Schmerz seiner Wunde fast toll gemacht hatte. Zum Glück konnte er einen in der Nähe hängenden Baumzweig ergreifen und mit Affengewandtheit schwang er sich in die Höhe, wo er sicher war.

Der Elephant, dem sein Opfer entgangen war, lief zwei oder drei Mal vorwärts und zurück, als suche er den Verlorenen, dann aber kam er mit heiserem Geschrei herunter in das Bett des Baches. Hier befand ich mich gerade ihm im Wege ohne im Stande zu sein auszuweichen. Im nächsten Augenblicke sah ich denn auch, daß er mich bemerkt hatte, denn mit gräßlichen Rachelauten stürzte er auf mich zu. Mit Mühe legte ich das Gewehr an, zielte ihm noch einmal zwischen die Augen und drückte ab — es blieb mir nichts Anderes übrig. Als der Rauch sich verzog, sah ich eine große Fleischmasse dicht vor mir liegen. Ich hatte ihn endlich erlegt. Bald darauf aber muß ich ohnmächtig geworden sein, denn ich erinnere mich von da an nichts, als bis ich mich in meinem Bette wieder fand und meinen Freund neben mi .

Intelligenz und Sprache der Elephanten.

Nach Jacolliot, Skinner und Anquétil.

Es dürfte den Sportsman sowohl, als jeden Leser interessiren, am Schlusse der Elephantenjagden einige merkwürdige neue Mittheilungen von Augenzeugen über die Intelligenz und „die Sprache der Elephanten" zu finden. Unsere Stubengelehrten, die keine Ahnung von der Wirkung einer mehrere Tausend Jahre fortgesetzten Erziehung haben können, auch niemals diese Thiere im vertraulichen Verkehre mit den Eingeborenen gesehen haben, wollen zum Theil noch immer nicht zugeben, daß der Elephant so hoch über den andern Thieren steht, wie der Mensch über ihm.

Ich habe, sagt Jacolliot, lange Jahre in Indien und auf Ceylon zugebracht und den Elephanten solche Beweise von Intelligenz, Gefühl, Dankbarkeit, Gedächtniß und Willenskraft geben sehen, daß es mir unmöglich ist, diesem so wundervoll organisirten Fleischcolosse nicht mehr als den sogenannten Instinct zuzuschreiben.

Ich gehe nicht auf die möglicher Weise orientalisch übertriebenen Berichte der Hindu ein, die ihn selbst in ihren Gedichten feiern, und theile nur mit, was ich selbst und andere europäische Augenzeugen gesehen haben, und was jede englische Familie, die länger in Indien gelebt hat, bestätigen wird.

Der Elephant ist ein Hausthier geworden, er ist nicht, wie von D'Orbigny noch neulich behauptet wurde, ein Gefangener, der gelegentlich davon läuft. Jeder der im Orient gelebt, und den sich in seiner

Stärke frei bewegenden Elephanten als Diener, Gefährten und Beschützer des Menschen gesehen hat, wundert sich über eine so dumme Behauptung. Man sehe ihn einmal an den Ufern des Gandura und Kalloo. Vor sechs Monaten lebte er noch in den Wäldern von Katragam oder in den Schluchten von Badulla, als Beherrscher der Dschungel, wo er keinen Angriff zu befürchten hatte. Eines Tages erblickt er eine Schaar fremder Elephanten, welche ziellos umherzuschweifen scheinen. Der Unvorsichtige gesellt sich zu ihnen, wird von seinen Brüdern ergriffen, gebunden, und sieht unter ohnmächtigen Wuthausbrüchen zum ersten Male den Menschen, der die Seinigen zu dieser Jagd abgerichtet hat, — und dessen Freund er in kurzer Zeit werden wird.

Bald darauf werdet ihr ihn am Kalloo finden, als Eigenthum irgend eines Handelsmannes, der Kokosnüsse, Töpferwaaren, Reis oder geräucherte Fische verkauft. Jede Woche geht er nach Pointe de Galles, Kaltura, Negombo, Colombo und bringt den Kunden die Waaren seines Herrn, zuerst unter der Führung eines Kornaks, dann eines Knaben, zuletzt geht er allein ohne jemals den Weg oder eine Thüre zu verfehlen. Zwei oder drei Tage nachher kehrt er nach Ablieferung des Mitgegebenen heim und wartet den Tag seiner nächsten Wochenreise ab. In der Zwischenzeit geht er in den Wald und holt Holz und Früchte für die Familie, Gras und Bambustriebe in der Dschungel für sich und die andern Hausthiere; Abends zieht er Wasser aus dem Brunnen und begießt je nach Bedarf eine oder zwei Stunden lang die Reis- und Betelfelder.

Welche Gewalt hält ihn zurück? Er ist nicht angebunden, und kein Pfahl, keine Kette könnte ihn festhalten! Nichts hindert ihn, zu seinen wilden Stammesgenossen zurückzukehren.

Das ist noch nicht alles.

Im Laufe seines langen Lebens wechselt er oft seinen Herrn; er wird jedem mit derselben Ergebenheit und Gutmüthigkeit dienen, bald als Lastträger, Holzhauer, Jäger, bald als Bettler für eine

Pagode, als Kämpfer gegen Tiger und Rhinozeros, als Erzieher und Rottenführer seiner Gefährten.

Ich habe Elephanten, als Lastträger vermiethet, täglich ihren Dienst verrichten und Abends, gerade wie Lohnarbeiter, nach Hause zurückkehren sehen.

In dem Kotmales-Gebirge auf Ceylon habe ich andere gesehen, welche auf unzugänglichen Höhen mit mächtigen Aexten, deren Gebrauch man ihnen gezeigt hatte, riesenhafte Bäume fällten, deren Stämme zum Schiffsbaue dienten, an denselben zu zweien oder dreien vereinigt, die Aeste weghauen, die Stämme auf ihre Schultern laden und sie nach Colombo bringen, in den Hafen, wo andere Elephanten sie in Empfang nahmen und ganz kunstgerecht aufschichteten. Man möge darüber alle Kapitains von Kauffahrern aus Marseille, Bordeaux, Nantes, le Havre, welche Indien, besonders Ceylon besucht haben, befragen, keiner wird mich Lügen strafen.

Und diese Elephanten sind allein, sie arbeiten allein in den Wäldern, kaum besucht ihr Wärter sie ein einziges Mal täglich. Sie brauchen nur einen Schritt zu thun, um die Freiheit in der Wildniß zu erlangen, allein es gibt davon kein Beispiel, ja sie zeigen sogar gegen wilde Elephanten einen Haß, der sich bei Begegnungen zu riesigen Kämpfen gestaltet, in denen der civilisirte Elephant nicht selten den wilden besiegt.

In Betreff der in so merkwürdiger Weise als Baumfäller dienenden Elephanten, welche die Stämme allein, ohne Führung, nach Colombo tragen, kann ich auch andere Gewährsmänner anführen.

„Eines Abends, sagt Major Skinner, der lange in Indien lebte, ritt ich durch den Wald bei Kandy. Plötzlich bleibt mein Pferd, durch ein lautes Geräusch erschreckt, stehen. Man hörte den Ruf Ourmph! ourmph! sich mehrmals dumpf wiederholen. Ich sah bald woher es kam: es war ein zahmer Elephant, der, sich ganz selbst überlassen, mit der schwierigen Arbeit beschäftigt war, einen schweren Stamm auf seinen Stoßzähnen fortzuschaffen; der Pfad war zu schmal; er mußte

den Kopf bald rechts bald links wenden, worüber er höchst übelgelaunt brummte. Sobald er uns erblickte, erhob er den Kopf, warf den Stamm ab und trat bei Seite um uns vorbei zu lassen. Als mein Pferd an allen Gliedern zitterte, bemerkte es der Elephant und trat noch weiter zurück, wobei er sein Ourmph in sanfterem Tone, als wollte er uns beruhigen, wiederholte. Sobald wir vorbei waren, setzte der Elephant seine mühsame Arbeit wieder fort."

Der Commandant Mowat berichtet über die militärischen Dienstleistungen des Elephanten:

„Auf den Märschen durch die wilden, pfadlosen Gegenden Bengalens braucht man Elephanten bei den Traincolonnen. Diese Thiere sind so verständig, daß sie, wenn eine Kanone stecken geblieben ist, ohne Befehl ihres Kornaks herbeieilen und sie herausziehen."

Rettungen von Mahuts (Kornaks) oder andern Leuten, die im Begriffe waren zu ertrinken, durch Elephanten kommen nicht selten vor, wie Anquétil berichtet, ebenso die merkwürdigsten Beweise seiner Dankbarkeit. Anquétil hatte einst einen verwundeten Elephanten, der ihm ruhig den Fuß reichte, verbunden und geheilt. So oft späterhin dieser Elephant an dessen Hause vorbeikam, stieß er einen eigenthümlichen Schrei aus; begegnete er seinem Arzte, so rieb er ihm mit dem Rüssel sanft Rücken, Arme und Schultern, wobei er gewaltig schnaubte.

Bei meinem Freunde, dem Major Daly sah ich eines Tages folgende Probe von der Intelligenz eines Elephanten. Ich hatte für den ältesten Knaben ein versprochenes Buch mitgebracht und erkundigte mich nach ihm.

— Soupramy (ein steinalter Elephant und Liebling des Hauses) hat alle Kinder auf den Fischfang mitgenommen, sagte der Major.

— Auf den Fischfang? frug ich erstaunt.

— Wollen Sie mit mir hingehen, fuhr der Vater fort, so brauchen wir nur einige Minuten weit das Flußufer hinunterzugehen, um alle mitten in ihrer Beschäftigung zu überraschen.

Ich folgte meinem Freunde und erblickte bald auf einer sandigen

Landzunge die gewöhnlich so lärmende Kinderschaar im tiefsten Stillschweigen am Ufer. Jedes Kind hielt seine Angelruthe in der Hand und blickte ängstlich auf die mit dem Köder im Wasser tanzenden Korkstückchen. Der alte Soupramy saß mit einer ungeheuer langen Bambusstange, die ebenfalls Schnur und Köder trug, bewaffnet, ernst und unbeweglich wie ein Granitblock da, als geduldiger Theilnehmer am Fischfange.

Neugierig über das Kommende behielt ich den Elephanten im Auge. Ich brauchte nicht lange zu warten, denn der Fluß wimmelte von Fischen, da den Hindu die Religion verbietet ein Thier zu tödten. Das Korkstückchen an der Schnur Soupramys begann sich zu bewegen; der Elephant rührte sich nicht, aber sein kleines blitzendes Auge folgte begierig allen Bewegungen des Pfropfens auf dem Wasser. Augenscheinlich war er kein Neuling im Angeln und erwartete den richtigen Augenblick. In der That als eben der Köder unter einer heftigen Bewegung unter dem Wasser verschwinden wollte, wurde die Schnur mit der ganzen Gewandtheit eines ausgelernten Anglers in die Luft gehoben. An ihrem Ende zappelte eine jener goldgelben Schleichen des Ganges.

Sobald Soupramy den Fang gewahrte, stieß er aus Freude zwei jener Brummlaute aus, die wie aus einer Posaune hervorzukommen scheinen, und wartete, bis Jems, der älteste Sohn des Majors, den Fisch abgenommen und einen neuen Köder an die Schnur befestigt hatte. Aber der Junge war ein Schalk, der seinem gutmüthigen dicken Gefährten manchen Streich spielte: er nahm zwar den Fisch ab, den er in einen Wasserkübel warf, aber er steckte keinen neuen Köder an die Angel des Elephanten und ging ruhig an seine Stelle. Das verständige Thier machte keinen Versuch, die Angel wieder auszuwerfen, sondern stieß, nach Jems hingewandt, Rufe aus, die er möglichst sanft zu machen suchte. Es war komisch diese zärtlichen Laute zu hören, welche ringsum alle Vögel verscheuchten. Beim Anblicke seiner vergeblichen Anstrengungen lächelte der Knabe boshaft und rührte sich nicht.

Da trat Soupramy zu ihm heran und versuchte ihn mit dem Rüssel sanft zu dem Kasten mit den Lockspeisen zu schieben.

Als er sah, daß gar nichts seinen Freund zu rühren vermochte, wandte er sich plötzlich, wie von einem Einfalle ergriffen, um, hob mit dem Rüssel den Köderkasten auf und legte ihn vor den Major nieder, dann hob er seine Angel auf und hielt sie seinem Herrn hin.

— Was willst du von mir? sagte mein Freund zu ihm.

Sofort stampfte das Thier mit dem Fuße und gab seine möglichst melodischen Laute von sich. Um zu sehen, wie weit es gehen würde, ergriff ich Jems Partei und nahm den Kasten, als wollte ich damit fortlaufen . . . Die Strafe folgte sofort: der Elephant tauchte ärgerlich den Rüssel in den Fluß und begoß mich zum großen Gelächter der Kinderschaar mit einem Wasserstrahle wie aus einer Feuerspritze. Der Major unterbrach ihn durch einen Wink, und um mit dem intelligenten Thiere Frieden zu schließen, steckte ich selbst den Köder an die Angel . . . Zitternd vor Freude wie ein Baby, dem man sein Spielzeug zurückgegeben, nahm sich Soupramy kaum Zeit, mir seine Dankbarkeit durch seine zärtlichsten Töne zu bezeugen; er eilte auf seinen Posten am Ufer. — Diese Thatsache, von der ich selbst Augenzeuge war, mögen die Naturforscher erwägen, die von ihrem Studierzimmer aus den Elephanten zu einem dummen Gefangenen machen.

Bei genauerer Beobachtung des Elephanten erkennt man bald, daß die Laute, die er ausstößt, nicht immer dieselben sind. Er besitzt eine ganze Ausdrucksweise, die aus etwa 100 verschiedenen Modulationen besteht, die gleich wirklichen Wörtern, bestimmte Dinge bezeichnen und sich auch stets auf dieselben Dinge beziehen, dazu kommen noch mehrere Empfindungslaute, um Freude, Schmerz oder Ueberraschung auszudrücken. Die Mahouts (Kornaks), welche sich diese verschiedenen Modulationen vollkommen gemerkt haben, theilen dieselben in drei Kategorien:

1) die Kategorie der durch die Kehle ausgestoßenen Empfindungslaute, ungefähr 15 Töne, welche plötzliche Freude, Schmerz u. dgl. ausdrücken.

2) die Rüssellaute, ungefähr 30, um Zorn und Unruhe auszudrücken oder um in der Dschungel um Hülfe zu rufen.

3) die mit dem Munde hervorgebrachten und die sogenannten Mischlaute aus Mund, Kehle und Rüssel. Es sind die zahlreichsten, denn man hat deren fast 60 notirt, deren sich der Elephant unveränderlich bedient, um seinen Herrn, seinen Mahout, Wasser, Futter und alle gewöhnlich von ihm gebrauchten Dinge zn bezeichnen.

Ich habe sehr oft Elephanten mit ihren Kornaks plaudern hören: außer den kurzen lauten Tönen und einem dumpfen Brummen hört man aus ihrem Munde noch eine Menge anderer Laute hervorkommen. Der Hindu wird auf Befragen sofort ganz kaltblütig sagen, was der Elephant will: daß er Hunger hat, Hitze leidet u. s. w. Ich kann unbedingt versichern, daß jedesmal, wenn der Elephant sich unruhig zeigte und fortwährend dieselben Laute wiederholte und der Kornak mir sagte: er will Brod, Zuckerrohr, Früchte haben, der Elephant jedesmal ruhig war und schwieg, wenn er das Verlangte erhielt.

Ich habe gesehen, wie er Brod zurückwies, weil er Zuckerrohr, anderes Futter, weil er Reis haben wollte.

Eines Tages, auf einem Ausfluge an der Küste von Malabar, begann mein Elephant zu brummen und schien seinem Kornak seine üble Laune durch alle möglichen Laute verstehen zu geben. Der Kornak wandte alle freundlichen Worte, alle Liebkosungen an, um ihn zu beruhigen, schließlich gebot er ihm in gebieterischem Tone zu schweigen. Es war vergeblich; der Elephant ließ nicht ab, so daß der Kornak ihn wacker ausschimpfte.

Ich unterbrach ihn und verlangte die Ursache des Lärmes zu erfahren.

— Saëb, erwiederte mir der Hindu, Narayanin will durchaus, ich soll ihm eine Kokosnuß vom Baume herunterholen. (Wir ritten eben durch eine Gegend voll dieser Bäume.)

— Nun, sagte ich, es ist ja nichts leichter, als ihn zufrieden zu stellen.

— Wenn aber der Totti (Feldwächter) mich sieht, werde ich Strafe zahlen müssen.

— Du hast recht, wir wollen vom ersten besten Besitzer von Kokosnußbäumen soviele Früchte kaufen, daß Narayanin den ganzen Tag genug hat.

Gesagt, gethan. Für einige Sous kaufte ich mehrere Dutzend Nüsse. Kaum war der Hindu, der sie verkaufen wollte, auf dem Baume, als der Elephant ruhig wurde. Bei der ersten Nuß, die zur Erde fiel und die ich ihm reichte, stieß er alle Freudentöne, deren er mächtig war, aus und blieb den ganzen Tag über ruhig.

Man kann also versichern, daß der Elephant eine rudimentäre Sprache besitzt und daß er dazu gelangt, die des Menschen zu verstehen, in Betreff aller Dinge, die nicht über den Kreis seiner Gewohnheiten und Verrichtungen hinausgehen.

Ich befand mich eines Tages in Kattragam bei dem Richter, als man sich zu Tische setzte.

— Hole Ernest, sagte die Hausherrin zu einem Elephanten, der durch das Fenster um ein Stück Zucker bettelte.

Das Thier antwortete durch einen mir unverständlichen Laut, aber die Dame sagte sofort:

— Du wirst ihn beim Empfänger finden.

Der Elephant trabte fort und brachte zehn Minuten nachher den Knaben, den er behutsam mit dem Rüssel von seinem Rücken nahm und neben seine Mutter stellte. Derselbe Elephant läutete die Glocke zum Diner, pumpte Wasser für die Küche und führte die Kinder spazieren, ohne zu gestatten, daß sich eines von ihm entferne. — In demselben Distrikt habe ich gesehen, wie ein Feldmesser sich eines Elephanten bei seiner Arbeit bediente und u. A. denselben mehrere Stunden weit ein im Hause zurückgelassenes Instrument holen ließ. — Aehnliche Erfahrungen hat jeder, der in Indien gelebt hat, häufig gemacht.

Nach Jacolliot, Skinner und Anquétil.

Eine Tigerjagd am Irawadi.

Nach Thomas Anquétil.

Der geheimnißvolle Wald. — Jagdglück. — Ein unheimlicher Urwald-See. — Gefährlicher Kampf mit einer Tigerin. — Tod eines Birmanen. — Ein Tiger im Hinterhalte. — Kampf und Sieg.

Die Birmanen haben Meilen von unendlicher Länge. Wir marschirten sehr rasch und brauchten mehr als zwei Stunden, um den, wie mein Freund aus Nanyoungôo sagte, keine Dreiviertelmeilen entfernten Wald zu erreichen.

Niemals sah ich eine reichere, seltsamere und launenvollere Natur, als diesen zauberisch schön vor uns auftauchenden Urwald. Das Waldmesser des Holzhauers, der Schritt des Jägers oder der Früchte- und Gummisammler war auf dem wild überwachsenen Pfade nicht mehr zu erkennen; zwar zeigte sich in der Ferne hier und da eine Lichtung, aber wo wir schritten, war Alles voll Schatten und Finsterniß. Von den Eingeborenen, die unsere Sachen trugen, war keine Spur zu sehen; sie hatten jedenfalls eine andere Richtung eingeschlagen, denn auf unserem Pfade wären sie mit ihrer Last nicht weiter gekommen.

Hier und da huschte kleineres Wild durchs Gebüsch, auch zeigten sich viele Vögel, besonders der interessante Nelicourvi, allein ich trieb unaufhaltsam zur Eile, und wir schossen nichts. So schritten wir Einer hinter dem Andern, der Laos Allen voran, weiter, Joseph hinter mir; die beiden Matrosen und Baron von Leduc schlossen den Zug. Einige hielten das Jagdmesser in der Hand, Andere die Büchse.

Der Wald nahm kein Ende. Seine Einsamkeit begann einen unheimlichen Eindruck auf mich zu machen, da ich das dumpfe Geräusch, das heimliche Murmeln und Stimmengewirr einer unsichtbaren Bevölkerung wie aus der Ferne ringsum zu mir herüberklingen zu hören vermeinte, als plötzlich ein kurz abgebrochenes hohlklingendes Gebrüll wie das des hungrigen Tigers mitten in der tiefen uns umgebenden Stille erscholl und den Wald von seinen Entsetzen erregenden Lauten widerhallen ließ.

— Kya! kya! ... Der Tiger! der Tiger! riefen die Birmanen und schwangen ihre Dahs (große säbelartige Messer mit langem Stile).

Ich faßte unwillkürlich den Griff meiner Büchse fester.

Das Gebrüll war noch sehr weit entfernt. Es schien nach einer der unsrigen entgegengesetzten Richtung hin sich zu entfernen. Dieser falsche Lärm veranlaßte uns jedoch, auf der Hut zu sein. Der Wald wurde bald so schweigsam wie vorher.

In dem Augenblicke, wo ich eben dicht hinter dem Laos schritt, krachte links von mir das Gebüsch unter einem mir noch unsichtbaren, hindurchbrechenden Thiere; zwei scharfe Schüsse knallten, kurz darauf zwei andere schwächere. Gleich beim ersten Schusse hatte ich die Büchse des Herrn von Leduc erkannt. Er hatte in der That mit dem ersten Schusse eine schwere Sau, mit dem zweiten einen Frischling erlegt. Unsere Matrosen zogen in einigen Minuten beide Thiere ab und zerlegten sie für das Abendessen.

Eine halbe Stunde nachher erreichten wir den See, an dessen Ufer die beiden Boote bereits unserer harrten. Der keine zweitausend Meter breite, aber über eine Stunde lange See schien sich weit oben in den Urwald zu verlieren, dessen riesige Bäume das rechte Ufer überschatteten, während gegenüber ein langer, steil emporragender, zackiger Granitfelsen jede Aussicht versperrte. Es war eine prachtvolle, jedoch eher traurig stimmende, als lachende Tropenlandschaft, die sich mit düsteren Schatten in dem klaren See abspiegelte.

Wir bestiegen unsere Boote, zehn Fuß lange und höchstens zwei

Fuß breite, durch Feuer ausgehöhlte Baumstämme. Wir mußten unbeweglich darin sitzen bleiben, weil uns die geringste schaukelnde Bewegung in das Wasser gestürzt hätte. Eine von zahllosen Vögeln bevölkerte Halbinsel war unser Ziel.

Die Stelle, wo wir landen sollten, war von Binsen, Gesträuch und Schlingpflanzen so überwachsen, daß wir einen Umweg machen mußten. Wir fuhren in den See zurück, suchten von da aus eine freiere Stelle, wo wir ans Land stiegen und dann stets nahe am Ufer in die Halbinsel eindrangen.

Ich hatte kaum hundert Schritte gemacht, als ein ganzer Schwarm bunter Vögel vor mir aufflog; zielen und hintereinander zwei Schüsse abgeben war das Werk eines Augenblicks.

Der mich begleitende Birmane, der eine meiner Büchsen trug, eilte hin, um die Beute aufzuraffen, als plötzlich, zehn Meter vor mir, ein scharfes, schreckliches Gebrüll durch den Wald hallte, das von den gegenüber sich erhebenden Felsen dumpf wiederholt wurde. Das Gezweig krachte unter dem raschen Durchbrechen eines Thieres; gleich darauf stürzte ein Tiger aus dem Gebüsch, welches wie Stroh unter seinem Gewichte und seinem fliegenden Sprunge zerknickt wurde.

Der Tiger war zwanzig Schritte vom Birmanen. Dieser bleibt stehen und feuert. Ein neues Gebrüll. Das Ungeheuer stürzt weiter vor.

Auf zwanzig Schritte gibt der Mann seinen zweiten Schuß ab. Aber fast im selben Augenblicke stürzt er mit einem entsetzlichen Angst- und Hülfsschrei zu Boden unter dem Tiger, der ihn mit einem einzigen Satz erreicht hatte und in Stücke riß.

Ich muß gestehen, daß ich vor Erstaunen, Gemüthsbewegung und Schrecken starr dastand, ohne daran zu denken, meine Büchse von Neuem zu laden. Ich hatte übrigens keine Zeit dazu. Der Tiger brauchte keine halbe Minute, um den armen Birmanen zu zerfleischen; er biß noch einmal in dessen Hals hinein und wandte sich dann mit verdoppelter Wuth gegen mich.

Dieser kaum einige Sekunden lange Aufschub seines Sprunges

wurde ihm verderblich. In dem Momente, wo er sich mit flammenden Augen, die Seiten mit dem Schweife wüthend peitschend, von der Leiche aufrichtete und zum Angriffe zusammenraffte, ergriff ich meinen Revolver und schoß ihm in nächster Schußweite hintereinander sechs Kugeln in Kopf und Brust. Er sprang hoch in die Luft und fiel dann mit einem heiseren Knurren, an allen Gliedern krampfhaft zitternd, zu Boden. Wüthend umklammerte er den Körper des Getödteten, aber es war die letzte Regung seines Todeskampfes.

Ich beeilte mich, Büchse und Revolver von Neuem zu laden und rief dann laut nach meiner Begleitung, die sich in der Nähe befand. Baron von Leduc hatte bereits unser Feuer gehört und an den sechs Revolverschüssen erkannt, daß ich mit dem Tiger, dessen Stimme Alle vernommen hatten, zu schaffen haben müßte. Er war in einigen Minuten an meiner Seite.

Indessen war ihm der Laos noch zuvorgeeilt. Er bezeigte mir laut seine Freude, mich wohlbehalten zu sehen. Joseph, mein Neger, folgte bald mit den Uebrigen.

Wir besichtigten den Kampfplatz. Der Birmane war nur noch eine unförmliche Masse, doch hielten seine Hände noch krampfhaft die Läufe der vom Tiger zerbrochenen Büchse umklammert. Der Tiger lag auf der linken Seite, aus seinem Rachen hingen abgerissene Fleischstücke und floß mit Schaum vermischtes Blut. Es war ein Weibchen, ein großer Königstiger, wie ich aus seinem goldgelben, unregelmäßig schwarz gestreiften Felle erkannte.

Die erste Kugel des Birmanen war an dem Schenkel abgeglitten, die andere war in die Schulter gedrungen, aber einen Zoll zu hoch. Augenscheinlich hatte der Mann zu übereilt gezielt. Von meinen sechs Kugeln hatten zwei die Kinnlade des Ungeheuers zerschmettert; die vier anderen waren in die Brust gedrungen.

Nachdem der Laos die Tigerin untersucht hatte, ergriff er sein Waldmesser und begann, auf der Halbinsel weiter vordringend, jeden Strauch zu untersuchen. Ich und der Baron setzten unsere Büchsen

in Bereitschaft und folgten ihm mit wachsender Aufregung, denn wir erkannten bald mit dem Laos an den Fußspuren, daß sich mehrere Thiere in der Nähe befanden.

An einer Stelle, wo Gras und Gesträuch mehr als sonstwo zertreten und zerstampft worden war, wie wenn dort mehrere Thiere sich gelagert hätten, bemerkte der Laos ganz deutlich, daß eine Spur, offenbar die der Tigerin, weit größer und tiefer war, als die übrigen, die in das Gebüsch führten. Dieses genügte ihm, er eilte den Fußtapfen nach und stieß vierzig Schritte weiter einen Ausruf aus.

Unter einem überhängenden Strauche standen zwei junge Tiger, ein wenig größer als Katzen, fest aneinander geschmiegt, die erschreckt, aber mit wilden Blicken statt der erwarteten Mutter den Feind herankommen sahen.

Der Laos schob mit seinem Dah das Strauchwerk bei Seite, betäubte mit einigen flachen Hieben die beiden Jungen, welche knurrend und mit weit aufgerissenem Rachen die Zähne zeigten, band ihnen die Beine mit Lianen zusammen, zog seine Jacke und sein Unterkleid aus, wickelte die beiden Tiger darein und machte ein Paket daraus, welches er wie ein Handwerksbursche sein Felleisen über die Schulter warf. Hierauf kehrten wir um und nahmen die Haut der Tigerin, welche unsere Leute bereits abgezogen hatten, mit.

Es war 1½ Uhr, als wir die Halbinsel verließen; ich gedachte in zwei bis drei Stunden Nynyoungôo wieder zu erreichen, um dann mein Boot zu besteigen und auf dem Strom noch vor Abend eine große Strecke zurückzulegen. Allein: der Mensch denkt und Gott lenkt.

Wir hatten den Wald fast durchschritten; die Bäume, die Gesträuche traten weiter auseinander, Wurzeln und Schlingpflanzen hemmten weniger den Marsch, Lichtungen zeigten sich häufiger. Ich ließ ein wenig in meiner gespannten Aufmerksamkeit nach, hing die Büchse im Tragriemen an die Schulter und begann mit dem Baron ein intimes Gespräch. Als Sohn eines ehemaligen Chouanführers hatte er Unglück jeder Art gehabt und seit neun Monaten die Bretagne und seine Familie verlassen. Sein

Geschick erregte meine höchste Theilnahme; ich schritt in traurige Gedanken vertieft weiter, ohne auf die Umgebung zu achten, als ich plötzlich einen heißen Athem an meiner Wange spüre; ich fühle mich von hinten am Gürtel gefaßt und die ernste Stimme des Laos flüstert rasch in mein Ohr:

— Boohgui, tadé=tah! ... Anführer nimm dich in Acht!

— Bah=lo dijin=dhé? ... Was soll das bedeuten?

— Hamoueh! néo matouabou! ... Um Gotteswillen! schreite nicht weiter!

— Bah=ré? ... Was gibts denn?

— Téïba, Kia! Sieh dort, ein Tiger! sagte er, indem er den Arm ausstreckte.

Während dieses kurzen Dialogs hatte ich zu meiner Büchse gegriffen. Der Baron und mein Neger hatten uns gehört.

Ich gab dem Zug das Zeichen Halt zu machen.

— Macht euch schußfertig, aber feuert nur auf meinen Befehl, sagte ich zu meinen beiden Dienern in einem Tone, der keinen Einspruch gestattete.

Dann wandte ich mich zum Baron:

— Ihre Büchse ist sicherer und schwerer; wollen Sie gefälligst den Kopf aufs Korn nehmen. Das Thier kommt von der Seite heran; ich werde es an der Schulter treffen. Aber warten Sie auf das Kommando: Feuer!

— Soll geschehen, erwiederte kaltblütig der Baron, indem er die Büchse schußbereit hielt.

Eine kleine Bodenerhebung von 12—15 Fuß überragte seitwärts den Weg. Den Fuß einer mittelgroßen Mangostane umgab ein dichtes Malvaceengebüsch, in welchem sich der Kopf des Tigers deutlich zeigte, obschon wir vom Körper nichts sehen konnten. An den Baum gelehnt, beobachtete er uns mit starrer Aufmerksamkeit; jedenfalls hielt er sich schon sprungbereit. Wir waren kaum dreißig Schritte entfernt.

Als wir Halt machten, um zu zielen, begriff er, daß er entdeckt sei. Eine kurze Seitenbewegung, als wollte er einen Ausweg zur Flucht

suchen, verrieth dieses instinktmäßige Gefühl. Er folgte jedoch seiner blutdürstigen Natur und seinem Muthe, wandte sich sofort gegen uns und stemmte sich auf seine Hinterbeine, um auf uns loszuspringen.

Sofort rief ich laut: — Eins! zwei! drei! . . . Feuer! . . .

Im Sprunge fiel er auf den Weg wie eine Bleimasse, fünf oder sechs Schritte von dem Malvaceengebüsch, so bedeutend war seine Sprungkraft gewesen.

Er blieb so liegen, die Vordertatzen vor sich hingestreckt, die Hintertatzen unter sich, die Schnauze im Boden. Man hätte ihn für schlafend halten können. Aber war er wirklich todt oder am Ende nur betäubt? Unsere Büchsen ladend, traten ich und der Baron näher an ihn heran, während meine Leute schußbereit auf ihn zielten.

Da ich ihn so unbeweglich sah, hatte ich Lust, ihm, allerdings aus einiger Entfernung, mit den Kugeln meines Revolvers den Kopf zu kitzeln; denn wie der Löwe springt der dem Tode nahe Tiger manchmal mit erneuerter Wuth plötzlich auf und wird dann äußerst gefährlich. Erreicht er den Jäger, so kann er ihn in der letzten Secunde vor seinem Tode mit seinen Zähnen zermalmen, mit seinen Tatzen zu Boden schlagen.

Der Laos brachte mich davon ab, weil ich sonst die Haut verderben würde, und bat mich, ihm freie Hand zu geben. Ich willigte ein, doch hielt ich auf alle Fälle meine Waffe in Bereitschaft.

Der Laos legte sein Paket auf den Boden, faßte mit beiden Händen den Griff seines langen Dah's, schritt an den Tiger heran und versetzte ihm blitzschnell einen so gewandten, kräftigen Hieb, daß er ihm den Schädel spaltete.

Der Tiger war ein prachtvolles Thier, ein vollständig ausgewachsenes Männchen. Er war durch meine beiden in die Lunge gedrungenen Kugeln getödtet worden, während eine Kugel des Barons ihm die Stirn zerschmettert hatte.

Als der Laos die beiden jungen Tiger den getödteten beriechen ließ, gebärdeten diese sich so wüthend, daß sie beinahe entwischt wären.

Es war offenbar ihr Vater, denn die Stimme des Blutes läßt sich selbst bei Thieren nicht verleugnen.

Dieser Tiger, der schon am Morgen mit seiner ganzen Familie auf Beute ausgezogen war, hatte die Birmanen, welche die Nachen zum See trugen, ausgespürt. Während das Weibchen mit den Jungen an den See zum Trinken ging, hatte er sich in den Hinterhalt gelegt und dort gewartet, obschon er weder seine Beute noch seine Familie zurückkehren sah. Wäre die Tigerin nicht getödtet worden, so würden uns wahrscheinlich beide Ungeheuer vereinigt angegriffen haben, ein Gedanke, der mich noch aufregt im Augenblicke, wo ich dieses niederschreibe.

Nach Thomas Anquétil.

Inhalt.

II. Im Lande der Brahmanen.

Indische Bilder.

III. Jagdsport in Vorder- und Hinter-Indien.

In demselben Verlag erscheint gleichzeitig:

Abenteurerleben
in
Guyana und am Amazonas

nach den Selbsterlebnissen
von
Emil Carrey, Bouyer, Jusselain, Agassiz u. a.
ethnographisch ergänzt
nach
Humboldt, Brett, Spix, Martius, Marcoy, Biard, Castelneau, Gardner etc.

Zweite bedeutend erweiterte und vollständig umgearbeitete Auflage von Robin Jouet's Fahrten und Erlebnisse in den Urwäldern von Guyana und Brasilien
von
Dr. Johannes Baumgarten.

Mit 27 Illustrationen.

Preis eleg. brochirt 5 ℳ. 40 ₰, eleg. gebunden 6 ℳ. 30 ₰.

Ein für Erwachsene sowohl als für die reifere Jugend höchst interessantes, auch wissenschaftlich werthvolles geographisches Unterhaltungsbuch, dessen erstes Erscheinen von der Kritik allgemein mit besonderem Beifall aufgenommen wurde. Es äußerten sich z. B.:

„Schlesische Presse“: ... Diese Schilderungen, welche durchaus das Gepräge der Wahrheit an sich tragen, machen die Lectüre dieses Buches, dessen Werth durch treffliche Illustrationen und äußerst elegante Ausstattung noch erhöht wird, nicht blos für den reiferen Knaben, sondern auch für den angehenden Jüngling zu einer ebenso anziehenden und fesselnden, als lehrreichen und bildenden Unterhaltung, ja selbst der gereifte und viel gereiste Mann wird das Buch mit Vergnügen durchblättern und dürfte es vielleicht nicht aus der Hand legen, ohne über die Natur jener fernen Länder neue und interessante Aufschlüsse erhalten zu haben. Mit gutem Gewissen kann daher allen Eltern und Erziehern, die nicht blos auf Unterhaltung, sondern auch auf Bildung und Belehrung ihrer Kinder bedacht sind, dieses Werk als überaus passende Weihnachtsgabe empfohlen werden.

„Breslauer Zeitung“: Das Buch ist ein in ethnographischer und geographischer Beziehung höchst werthvolles Werk. Daß bei einem solchen Werke die äußere Ausstattung der innern conform ist, ist selbstverständlich. Das Buch empfiehlt sich als ein in jeder Beziehung werthvolles Weihnachtsgeschenk für Gebildete aller Kreise.

Sonntagsblatt des „Bund“ in Bern: Das Buch ist frisch und fließend geschrieben und so reich an schauerlichen Abenteuern, daß auch alte Knaben, die etwas darin blättern, sich in den Inhalt verbeißen und das Buch bis zu Ende lesen werden. Die Bilder gehören zum Besten und Schönsten, was wir noch in solchen Büchern gefunden haben.

„Die Grenzboten“: An ein reifes Alter wendet sich das sorgfältige Buch von Dr. J. Baumgarten. Es ist gar nicht zu vergleichen mit

den Robinsonaden, die zu Hunderten fabricirt und auf den Markt geworfen werden, sondern enthält die Umarbeitung einer streng wissenschaftlichen Forschungsreise.

Auszug aus dem Inhalt:

Anhang.

Baumgarten, Johannes

Der Orient ein Spaziergang durch die muhamedanische und die indische Welt :
ethnographische Charakter-Bilder, Sitten-Scenen, Jagdsport

Stuttgart 1882